Russisches Leben

in geschichtlicher, kirchlicher, gesellschaftlicher und staatlicher Beziehung.

Nebst

Reisebildern aus Rußland

während des ersten Erscheinens der Cholera.

Von

Johann Philipp Simon,

Kaiserlich Russischem Gymnasiallehrer a. D.

Das Tribunal der Geschichte, das einzige, dem die Fürsten nächst dem himmlischen unterworfen sind, entschuldigt auch das glücklichste Verbrechen nicht, denn vom Menschen hängt nur die That ab, nicht die Folgen, die von Gott kommen.

Karamsin, russ. Geschichte.

Düsseldorf,

Buchdruckerei von Hermann Voß.

1854.

Ladenpreis 1 Thlr. 15 Sgr.

Russisches Leben.

Nebst

Reisebildern aus Rußland.

Russisches Leben

in geschichtlicher, kirchlicher, gesellschaftlicher und staatlicher Beziehung.

Nebst

Reisebildern aus Rußland

während des ersten Erscheinens der Cholera.

Von

Johann Philipp Simon,
Kaiserlich Russischem Gymnasiallehrer a. D.

> Das Tribunal der Geschichte, das einzige, dem die Fürsten nächst dem himmlischen unterworfen sind, entschuldigt auch das glücklichste Verbrechen nicht, denn vom Menschen hängt nur die That ab, nicht die Folgen, die von Gott kommen.
>
> Karamsin, russ. Geschichte.

Düsseldorf.
Buchdruckerei von Hermann Voß.

Vorwort.

„Die Geschichte," sagt Karamsin, „ist das vorzüglichste, unentbehrlichste, in gewissem Sinne heilige Buch der Völker; ist der Spiegel deren Seins und Wirkens, die Tafel des Zeugnisses ihrer Offenbarungen und Gesetze; ist das Vermächtniß der Vorfahren an die Nachkommen, die Ergänzung, Erklärung des Gegenwärtigen und das Vorbild des Zukünftigen.

Herrscher und Gesetzgeber müssen nach den Anweisungen der Geschichte handeln, müssen forschend sehen auf die Blätter derselben, wie Weltumsegler auf die Seekarten. Des Menschen Weisheit bedarf fremder Erfahrungen, weil eigenes Leben allzu schnell vorübergeht! Daher ist es nöthig zu wissen, wie in der Vorzeit die bürgerlichen Vereine im Sturme der Leidenschaften umher wogten, und welche Resultate sich als weise und welche sich als unweise beim Streben nach Ordnung erwiesen haben.

Stille herrschte bei den olympischen Spielen und die Menge umringte vergnügt Herodot, der die Ueberlieferungen entschwundener Jahrhunderte vortrug. Die Zauberin Geschichte öffnet die Gräber, erweckt Todte und läßt die Begebenheiten grauer Zeiten erzählen, sie zeigt uns die Menschen aller Zeiten, und läßt uns mit ihnen leben. Todte Gegenstände werden durch sie belebt." —

Nikolai Michailowitsch Karamsin, dieser fruchtbarste aller russischen Geschichtschreiber, schrieb sein berühmtes Werk auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers Alexander I. und da wir dasselbe Allem, was wir aus der russischen Geschichte dem Leser hier vortragen, zum Grunde legten, so wird es wohl Niemandem einfallen, daß wir aus Haß gegen oder aus Liebe für Rußland schrieben; denn Karamsin war ein echt russischer Patriot, aber der freisinnigste Schriftsteller unter seinen Landsleuten, der dem Kaiser von vorn herein erklärte, daß die Geschichte keine Lobrede sei, was sie, wie Alexander darauf antwortete, auch weder sein darf noch sein kann. Ja, Karamsin ist hier und dort viel freisinniger, als manche westeuropäische Historiker, die über russische Geschichte geschrieben haben. Der Wahrheit gemäß und unparteiisch muß jeder Schriftsteller schreiben, soll mit seinem Werke dem Einen wie dem Andern gedient sein. Rußland hat sich indeß durch seine verwegene Herausforderung, wodurch Millionen von Menschen in allen Gegenden Europa's unglücklich werden, und zum Theil schon geworden sind, dem ganzen Occident so gehässig gemacht, daß ein Schriftsteller und wäre es der geistreichste der je gelebt, unmöglich diesen Haß noch steigern könnte.

Doch die Geschicke der Völker müssen erfüllt werden!

Als der Beginner und Vollender des Höchsten und Herrlichsten auf Erden wandelte, um das Werk der Erlösung zu vollbringen, mußte es, wie der Mund der ewigen Wahrheit selbst spricht, Aergerniß geben; aber wehe dem, fügt er hinzu, durch den es kommt. Von Menschen hängt nur die That ab; nicht die Folgen, die von Gott kommen.

Ja, die Geschicke der Völker müssen erfüllt werden!

Was hat Rußland seit Peter dem Großen gethan?

Es hat sich eine ungeheure materielle Macht geschaffen und hat nach und nach die bedrohliche Weltstellung eingenommen, um ganz Europa imponiren zu können; aber zum Aufblühen eines neuen geistigen Lebens, die seinem armen Volke zu Gute käme, hat es, genau besehen, so viel wie nichts gethan! Wir wissen Alles, was man hierauf antworten kann. Aber die Zustände, in welchen wir das arme russische Volk noch erblicken, das dem Grundzuge seines Herzens nach, so überaus edel und gut, und der höchsten Civilisation fähig ist, gibt Antwort auf Alles und wird die bestochenen Lobredner immer beschämen! So lange die Leibeigenschaft noch in Rußland besteht, ist an eine wahre Civilisation in diesem Lande nicht zu denken, denn der Leibeigene darf keine Schule besuchen, und die Popen haben weder Kenntnisse noch die Erlaubniß, diesen unglücklichen Menschen den Geist des wahren Christenthums vorzutragen, sie beschränken ihre Lehren daher auf die unfruchtbaren Formen ihres Cultus. Da nun die Leibeignen drei Drittheile der gesammten russisch-europäischen Bevölkerung ausmachen, und die weisesten und edelsten Männer Rußlands gar kein Mittel anzugeben wissen, wie die Leibeigenschaft, die mit tausenderlei Verhältnissen verwachsen und verflochten, abzuschaffen ist, ohne die größten Drangsale über das ganze Land zu bringen, so scheint es, als ob nur ein ungeheurer Sturmwind die düstern Wolken zu zertheilen vermöchte, damit die Morgenröthe eines neuen geistigen Lebens über dem noch so umnachteten Lande aufgehen könnte.

„Sigú po morjä i gdú pogodü," ich sitze am Ufer und warte auf Wind, (buchstäblich auf Wetter) sagt das vielbedeutende russische Sprichwort. Es scheint, als ob dieser lang ersehnte Wind endlich eingetroffen sei. Mag er günstig sein für Rußland oder ungünstig, jedenfalls ist er so

gewaltig, daß er das ganze Weltmeer in Empörung zu bringen vermag. Der Wind ist wandelbar und dreht sich oft, dem Einen zum Heile, dem Andern zum Unheile. Der erfahrene Seemann weiß zwar, von wannen er kommen wird, doch nur sehr kurze Zeit vorher. Wer heute unser Freund ist kann morgen unser Feind sein. Die deutsche Einheit in Kirche und Nationalität ist die beste Allianz, die zuverlässigste Hüterin und Beschützerin unseres lieben deutschen Vaterlandes und aller unserer Interessen. Ach, daß wir sie nicht besitzen! daß geistliche und weltliche Mächte mit einander streiten, während der Feind schon im Hintergrunde, wo wir ihn nicht einmal vermuthen, lauert, um sich die gespaltene Kraft zu Nutzen zu machen! Welchen Tummelplatz wählten sich denn die fremden Zänker von jeher, um ihren großen Streit zu schlichten, war es nicht immer unser armes deutsches Vaterland?

Ist die Geschichte, wie Karamsin sagt, nicht das Vorbild des Zukünftigen? Sollen Herrscher und Gesetzgeber nicht nach den Anweisungen derselben handeln und sich darnach richten, wie Weltumsegler nach den Seekarten?

Wer vermag das rechte Ende in der orientalischen Verwickelung, an der man schon so gewaltig riß, um sie zu entwirren, heraus zu finden? Die Urheber hiervon vermögen es selbst nicht, weil die feinste Politik, und wäre sie auch von der stärksten materiellen Macht unterstützt, die Folgen ihrer Ränke oder guten Thaten nicht bestimmen kann. Mögen diese Folgen, die allein von Gott kommen, zum Heile unseres deutschen Vaterlandes gereichen! Und sie werden dazu gereichen! wenn wir, soviel in unsern Kräften steht, dazu beitragen.

Es gibt kein helleres Licht, um diese für Viele noch dunkle Wahrheit zu beleuchten, als die Geschichte von der Auferweckung des Lazarus. „Hebet den Stein weg," sagte

der, dem die Macht gegeben war, selbst die Todten leben zu heißen. Das Steinwegheben oder Alles thun, was in unsern Kräften steht, ist des Menschen Sache, daher verrichtet Gott sie nicht. Das Wunder, das darauf folgt, ist Gottes Werk, welches er aber ohne unser Mitwirken vielleicht unterläßt. Daher das alte Sprichwort: „Hilf Dir, so hilft Dir auch Gott."

„Ot adnowó bérega osstál kdrugómu ne prisstál," von einem Ufer abgefahren und noch am andern nicht gelandet, sagt ein anderes vielbedeutendes russisches Sprichwort. Trösten wir uns damit; aber bleiben wir nicht müßig dabei, sondern thun wir indeß Alles, was in unsern Kräften steht, um dem Feinde, wer es auch sein und von welcher Seite er auch kommen möge, das Landen an unsern heimathlichen Ufern zu vereiteln. —

Was wir sonst noch hier zu erinnern haben, ist, daß Manches aus unserm Buche dem Leser schon bekannt sein wird, indem wir dieses und jenes daraus schon früher in einigen Hauptblättern Deutschlands erscheinen ließen, aus denen die Artikel in viele Localblätter, ja, sogar in einige Broschüren wie auch in französische und englische Zeitschriften übergegangen sind.

Was unsere Reise durch Rußland, und alle Abenteuer, die uns darauf begegneten, betrifft, so können wir dem Leser versichern, daß dieses keine Dichtung, sondern Wahrheit ist.

Im Februar 1854.

Der Verfasser.

Berichtigungen.

Es schlichen sich manche Druckfehler ein, die der Leser gütigst entschuldigen möge. Die wesentlichsten sind folgende:

Seite 15, Zeile 4 bis 5 muß es heißen: Oleg, Rurik's Neffe und Igor, Rurik's Sohn 879—912 und 944, anstatt: Oleg sein Neffe und Igor sein Sohn.

S. 16, Z. 26 bis 27 muß es heißen: seit Odoaker, dem Anführer der Heruler, anstatt: in welchem Odoaker u. s. w.

S. 19, Z. 19 muß es heißen: rasirt sich, anstatt: rasirt jeder u. s. w.

S. 22, Z. 12 muß es heißen: daß die russinische oder ruthenische Kirche von je her u. s. w.; anstatt: die russische u. s. w.

S. 23, Z. 37 muß es heißen: Herberstein, anstatt Herbenstein.

S. 41, Z. 4 bis 5 muß es heißen: den armen Leibeigenen, die mehr als drei Drittel der russisch-europäischen Bevölkerung ausmachen u. s. w., anstatt: die den dritten Theil ausmachen u. s. w.

Die andern Fehler sind nicht so sinnentstellend.

Inhalt.

I.

Kopenhagen.

Die Vermählung des damaligen Kronprinzen und jetzigen Königs von Dänemark, Friedrichs VII., versetzte die Bewohner der Residenz am Sunde in die freudigste Bewegung. Seit dieser Ort zur Stadt erhoben ist, seit 600 Jahren, entfaltete Kopenhagen wohl schwerlich solchen Aufwand, wie damals. Der Kammerherr von B. hatte mir die Gelegenheit verschafft, um den außerordentlichen Luxus des dänischen Hofes, sowohl während der Vorbereitung dieses Festes, als auch am Tage der Vermählung selbst ganz in der Nähe zu sehen und bewundern zu können; ja, vor tausend Andern war ich in den Stand gesetzt, an diesem allgemeinen Jubel ganz besondern Antheil zu nehmen.

Ich war nie ein Mißton im Chore irgend einer Freude oder eines allgemeinen Glückes; gern war ich immer froh neben und unter den Fröhlichen und Glücklichen; nur diesmal war es anders. Der Tod meines theuersten Freundes, der einige Tage vorher erfolgt war, hatte mich in die tiefste Betrübniß versetzt. Vergebens suchte der edle Herr von B. mich zu trösten und zu erheitern, indem er mich mitnahm in die Nähe, wo der glänzende Act der Vermählung des Fürstenpaares vor sich ging; vergeblich war Alles, was er anwandte, mich zu ermuntern: denn mir war überall, als lastete das Weh der ganzen Welt auf mir. Ach, wer je einen wahren Freund besessen, der weiß, was für ein Verlust es ist, ihn durch den Tod zu verlieren! „Mein Freund! mein liebster, bester Freund!" so schreibt man oft in Briefen, so sagt man oft zu denen, die einem nicht einmal eine kleine Probe der

Freundschaft bestanden und entehrt so das hohe, heilige Wort. Millionen kommen und verschwinden wieder von dem Schauplatze dieser Welt, ohne daß Einer von ihnen des höchsten Glückes im Leben, der Treue eines wahren Freundes theilhaftig geworden.

Früh gewöhnt an so mancherlei Leiden und an die Vergänglichkeit aller Güter dieser Welt, lernte ich auch frühzeitig Entsagung und den Blick richten auf das, was kein Tod uns entreißen kann und so würde ich mich, wie in alles Unvermeidliche, auch in das frühe Hinscheiden meines theuern Freundes, in den ewig unerforschlichen Rathschluß Gottes mit frommer Ergebung gefügt und den großen Verlust als ein Mann ertragen haben, hätten mich nicht bei der Betrachtung über das Leben und den Tod dieses tugendhaften Mannes giftige Zweifel ohnmächtig niedergedrückt. Ach, wie schwer ist es, ein wahrer Christ zu sein! Wenn der Tod, dieser große und schreckliche Abstand vom Leben, uns das Liebste und Theuerste auf Erden entreißt, da tritt ja das sicherste Kennzeichen eines wahrhaft christlichen Gemüthes vor uns selbst und vor den Augen Anderer klar zu Tage: es ist die demüthige Ergebung in den Willen Gottes, der feste Glaube an die Versicherung des Heilands, daß der Tod nur ein Schlaf, ein Heimgang zum Vater ist und jene himmlische Ruhe, die nur in der Seele des Gläubigen wohnt und von keiner Trübsal dieser Erde gestört werden kann.

Der Tod versöhnt Alles! Und man lernt nach dem Hinscheiden eines Menschen nicht nur besser seinen Werth erkennen, sondern man läßt auch gern die Wagschaale mit seinen Tugenden niedersinken, wenngleich seine Untugenden sie weit überwiegen. Die Leichenreden, Lebensbeschreibungen und Denkmähler, welche nicht selten von Tugenden sprechen, die mancher nicht geübt und von den Lastern schweigen denen er sein Leben lang fröhnte, beweisen es. Ich will nicht nach Art der Welt der christlichen Tugenden, in denen sich mein edler Freund ausgezeichnet, hier weitläufig gedenken — sie würden einen ganzen Band anfüllen, denn mein Trost ist, daß sie anderswo ausführlich aufgezeichnet sind; sondern ich will sie hier nur in einen Punct zusammenfassen.

Wenn es je Menschen gegeben, die im Glauben an die göttlichen Wahrheiten des Christenthums, folglich aus Liebe

zu der Liebe am Kreuze im Wohlthun nicht müde wurden und stets da gaben und liehen, wo sie nicht hofften, dafür wieder zu nehmen, kurz, die sich aus Liebe zu ihren armen Nebenmenschen förmlich aufgeopfert haben: so gehörte er gewiß zu ihnen. Und welcher Lohn ward ihm dafür? Der Welt Lohn! Die förmliche Verlassenheit in seinem Leiden, das er aber mit jener himmlischen Ruhe ertrug; der schändliche Undank, mit dem ihm seine in so reichem Maaße gespendete Wohlthaten vergolten wurden, sprachen deutlich, daß des Menschen größter Feind der Mensch ist, und daß die Tugend im Kampfe mit dem Bösen, ach, in diesem Leben nur selten triumphirt! Das war die bitterste Erfahrung, die ich bisher machte und die mich auf einem Meere von Zweifeln umherwarf. O, es war ein ganz anderer Glaube, als mein jugendlicher, ein durch die härtsten Leiden geprüfter, wie Gold geläuterter und bewährt gefundener Glaube nothwendig, um bei der Betrachtung über das Leben und den Tod meines Freundes von den giftigsten Zweifeln nicht ohnmächtig niedergedrückt zu werden! es gehörte mehr wahrhafte Weltweisheit dazu, als ich sie besaß, um zu begreifen, daß der Tod nichts als eine Täuschung, nichts als eine Verwandlung der Form irdischen Stoffes ist. O, ich lernte in diesem unglückseligen Zustand erkennen, daß die Afterweisheit, die sich sonst so hoch blähet, ein elendes ohnmächtiges Ding ist! lernte erkennen, daß es keinen größern Verlust auf Erden giebt als der, den uns die Zweifel an den göttlichen Wahrheiten der christlichen Religion bereiten! Der schändliche Undank der Menschen in dem Leiden meines ewig Unvergeßlichen und dabei die mir scheinbare Verlassenheit von Gott, brachten mich in jene böse Stimmung, in der man an Gott und Tugend verzweifeln kann; damit aber das Maaß meines Leidens bis zum letzten Tropfen angefüllt würde, gerieth ich in dem unseligen Zustande unwillkürlich unter frivole Menschen, die mich auf ihre Weise zu trösten suchten, unter Leute, die mit Schärfe des Verstandes und außerordentlicher Beredsamkeit den Glauben an die christliche Religion als das vorzüglichste Mittel darzustellen wußten, dessen sich die Großen und Reichen bedienten, um das arme Volk unter einem steten Drucke zu erhalten, indem sie es trösten mit dem Lohne, der des demüthigen Dulders jenseits des Grabes harre, an

den sie aber im Herzen selber nicht glaubten, weil sie sonst ganz anders handeln würden. Und damit wiesen sie auf die Schattenseiten mancher Diener der Kirche und mancher Handhaber der Gerechtigkeit hin und behaupteten, daß die Morgenröthe wahrhaft glücklicher Tage für das arme leidende Volk erst dann anbräche, wenn der Mensch seinen Wahn zerrissen und an einen Gott, wie das Christen- und Judenthum sich ihn male, dem Vernünftigen aber nur eine Idee sei, nicht mehr glauben würde. Ein gräßlicher Trost im Leiden! Wenn Macht, irdische Güter und solche heillose Lehren den Menschen wahrhaft glücklich zu machen vermögen, warum sind denn die Mächtigen, Reichen und Ungläubigen nicht immer glücklich, sondern nicht selten viel unglücklicher als die Armen und Nothleidenden? O, ich lernte zwar frühzeitig die Wahrheit des alten Satzes beherzigen, daß wahres Glück nur im Glauben und in der Ergebung zu Gott existirt; aber es ging mir wie den Aposteln, ehe sie den Geist aus der Höhe empfingen, der in alle Wahrheiten leitet, indem ihr Sinn nur immer auf diese arme Erdenwelt gerichtet war, und wie es noch Allen ergehen wird, welche nur in diesem Leben auf Christum hoffen. Mein Sinn war zu irdisch! und wie ich sah, daß die Tugend im Kampfe mit dem Bösen — freilich nur für diese Welt, unterging: wie ich den Triumph des Neides, der Verleumdung, der Schadenfreude und den schändlichen Undank sah, da tauchten auch traurige Bilder; niedriger Geiz vieler Diener der Religion, Pflichtvergessenheit vieler Handhaber der Gerechtigkeit u. dgl. m. aus meiner Erinnerung auf, welche durch die Lehre jener frivolen Leute meinen verwirrten Sinnen noch greller als sie waren, vorkamen. Ja, die Tugend schien mir ein Wahn, die Beweisgründen der Moralisten dagegen, und die Tröstungen der Prediger des Evangeliums sammt dem philosophischen Troste, bittere Ironie!

Doch Alles währt nur kurze Zeit in dieser Welt, der Prüfung düst're Nacht entweicht und traulich taucht der goldne Stern wie einst den Weisen, wieder auf. Denn in der traurigsten Stimmung, die je meine Seele beherrschte, besuchte mich ein alter einfacher Mann, der, nachdem er das Schicksal meines armen Freundes beklagt, mit unbeschreiblicher Herzlichkeit zu mir sagte: „Das Loos, das ihn traf, ist der sicherste Beweis, daß es eine Vergeltung nach dem Tode

geben muß, oder die ganze Welt mit allen ihren Dingen ist nichts als ein Spiel des Zufalls. — Dasselbe Jerusalem, das von dem Weltheiland so viele Wohlthaten empfangen, über dessen Unglück, das er voraus sah, er die schmerzlichsten Thränen vergoß, verkannte, schmähete, mißhandelte und tödtete ihn. — Mußte nicht Christus dieses Alles leiden, um zu seiner Herrlichkeit zu gelangen? Und ist der Jünger besser als der Meister? — „Hofften wir nur in diesem Leben auf Christum," sagt der gelehrte, in aller Weltweisheit kundige Apostel Paulus, „so wären wir ja die elendesten der Menschen." — Sein Reich ist nicht von dieser Welt." —

Dieses Alles hatte ich schon oft gehört, ohne daß es einen bessern Eindruck auf mich machte, als es auf Millionen Andere zu machen pflegte, die es auch schon vernommen haben; jetzt aber, in so tiefer Einfalt gesprochen, drang es wie ein Lichtstrahl des Friedens in meine bekümmerte Seele. Mir war, als hätte der Geist der Wahrheit in der Person dieses alten ehrwürdigen Mannes zu mir geredet. Ich suchte das, was er zu mir sagte, in dem Buche des Lebens auf, um zu erfahren, ob es, wenn ich es läse, denselben wohlthätigen Eindruck auf mich machen würde. Es that's! Diese Bibelstellen führten mich auf andere merkwürdige Wahrheiten und auch auf die Sendung der Apostel in alle Welt. Was kann man von der Sendung der armen unwissenden Fischer, zu den aufgeklärtesten und mächtigsten Nationen der damaligen Zeit, sagen? Nichts anders, als daß sie eine wunderbare, eine göttliche war, was sie in der Fortsetzung der würdigen Nachfolger der Apostel auch noch ist und noch sein wird! Ja, diese wunderbare Sendung wäre schon allein vermögend, uns von der Wahrheit des Christenthums zu überzeugen, wüßten wir auch sonst nichts weiter davon. Sie ist daher auch einer besondern Betrachtung jedes denkenden Menschen werth. Ich malte sie mir zu folgendem Bilde aus:

Die sanfte Gewalt der Rede.

(Eine Betrachtung über die Missionen.)

Und Jesus trat zu seinen Jüngern
Und sprach: „Der Vater hat mir die Gewalt,
Dem eingebornen Sohn gegeben
Im Himmel wie im Erdenleben.

D'rum gehet hin in alle Welten
Und lehrt die Völker all' und taufet sie:
In Vaters, Sohn's und Geistes Namen;
Ich bin auf ewig bei euch. Amen!

„So geht nun zu den weisen Griechen,
Dem Volk, das einen fremden Gott verehrt,
In Wissenschaft sich ausgezeichnet
Und jede Kunst sich zugeeignet.
Auch gehet zu den stolzen Römern,
Den mächt'gen Weltbeherrschern dieser Zeit;
Und auch die Perser sollt ihr lehren,
Die einen falschen Gott verehren.

Geht hin und lehret die Aegypter,
Die in geheime Weisheit eingeweiht;
Wenn sie die Wahrheit wollen schauen,
Daß sie dem Wort des Kreuzes trauen.
Dann geht und predigt den Braminen,
Den Priestern einer selt'nen Glaubenslehr':
Das Wort vom Kreuze soll sie lehren
Ihr buntes Wissen zu verklären.

So geht denn hin und lehret alle Völker,
Die Weisen und die Klugen dieser Zeit,
Den Sanften sollt ihr, den Barbaren
Das Wort vom Kreuze offenbaren!" —
„„O Herr, wie sollen wir denn lehren —
Wir Armen, ohne Wissenschaft und Kunst?
Du sendest uns nach Indien, Chlam, Chaldäa,
Wir wissen kaum den Weg in Galiläa!""

„Getrost, ich send' euch aus der Höhe
Des Vaters und des Sohnes Geist, der euch
Des Weges Nacht zerfleußt in Klarheit,
Und führet in das Reich der Wahrheit.
Dies lehrt das Sinnliche, das Hochgeachte,
Das Vortheilbringende auf dieser Welt,
Das Sichtbare — ja selbst das Leben
Dem Unsichtbaren hinzugeben.

Und für des dunklen Glaubens Treue,
Für Armuth und Entsagung ird'scher Lust
Versprichts, für Mühe und Beschwerden
Nichts mehr als Trübsal hier auf Erden.
Doch allen Leiden dieser Erde,
Wenn sie der Glaube duldsam trägt,
Folgt hehre Wonne, ew'ges Leben,
Dies kann kein Erdenglück je geben." —

„„O, Herr! ist solche Lehr' auch weise —
Vergrößern möchtest du dein Königreich?
Wir würden viel dafür gewinnen,
Versprächen Vortheil wir den Sinnen.
Der Mensch hängt allzusehr am Leben,
Auf's Zeitliche ist stets gericht't sein Sinn:
Was hinterm Grab der Mensch soll werden,
D'rauf legt er keinen Werth auf Erden."" —

„Wer konnt mich einer Sünde zeihen?
Und wer vernahm Betrug aus meinem Mund?
Den Weg der Wahrheit mußt' ich zeigen
Und nimmer dürft ihr den verschweigen.
Wer diesen geht, muß sich verläugnen.
Habt ihr vergessen, was ich euch gelehrt?
Wer einst des Vaters Reich will sehen,
Der muß den Weg des Kreuzes gehen!

So geht denn hin in alle Welten
Und lehrt die Völker all' und taufet sie:
In Vaters, Sohns, und Geistes Namen,
Ich bin ja ewig bei euch! Amen!" —
Da steigt verklärt der Sohn gen Himmel,
Daß er den Tröster sende, seinen Geist;
Es kommt der Geist herab zur Erde,
Damit der Sohn verherrlicht werde.

Und mit dem Feuer der Empfindung
An aller Welten Ende pred'gen sie,
Vom Geiste Gottes tief durchdrungen,
Die Botschaft froh, in allen Zungen.

Und schau' ich nun zum fernen Morgen,
Wo Gottessonne aus dem Meere steigt,
Zum Abend, wo die Sonne wieder
In Gottes Meere tauchet nieder,

Zur fernen mitternächt'gen Erde,
Vom Eis erstarret, schau zum Mittag ich,
Hin, wo die Erde Flammen sprühet
Und wo der Sand wie Feuer glühet:
Da fließet der Erkenntniß Quelle,
Da grünt das Kreuz, ein breiter Lebensbaum,
Damit des Todes Schatten weichen,
Erlösung reift in seinen Zweigen.

Das Leiden meines armen Freundes, durch das ich selbst so viel gelitten, führte mich zu einer bessern Erkenntniß, die mir in spätern Widerwärtigkeiten des Lebens so viel Muth und Stärke des Geistes verlieh.

Du mußt leiden, du mußt sterben, das sind Wahrheiten, an die der kühnste Zweifler glauben muß. Möchten wir sie doch recht beherzigen! Ach, unser Leiden auf Erden ist oft so groß, daß es unbegreiflich ist, wie wir es noch aushalten können; aber es kann nur durch die Stärke des Glaubens, durch den Trost an die Verheißungen des göttlichen Erlösers ertragen werden, denn ein natürlicher Verstand und Muth ertragen es nicht, ohne die Seele gewaltig zuerniedrigen. Ach, was kann mir ein Gott, den ich nicht kenne, der sich mir in nichts offenbart, als in der Erschaffung meines gebrechlichen, allen schädlichen Einflüßen der Natur preisgegebenen und der Verwesung unterworfenen physischen Ichs; ein Gott, von dessen Dasein der schärfste menschliche Verstand höchstens nur weiß, daß es nicht geläugnet werden kann, für einen Trost im größten Leiden gewähren? Da nun dieser Verstand selbst eingestehen muß, daß ihm alles objective Wissen von Gottes Dasein unmöglich ist, wäre es da nicht die höchste Weisheit, ihn gefangen zu geben und in dem Leben voll von unvermeidlicher Trübsal die Zuflucht zu der Offenbarung zu nehmen! O, wie gütig und liebreich ist Gott, den uns Christus offenbaret! wir können ihm unsere Leiden

klagen, können zu ihm beten, daß er uns stärken möge in den unvermeidlichen Widerwärtigkeiten, können mit ihm Umgang pflegen wie ein Kind mit seinem zärtlichen Vater; wie gnädig ist dieser Gott, er lehrt uns in der Person des Sohnes, der selbst so viel gelitten, alle unsere Leiden mit Geduld zu tragen und verheißt uns, wenn wir ausgelitten haben, eine ewige, alle Begriffe des schärfsten Verstandes übersteigende und alle Trübsal der Erde unendlich überwiegende Herrlichkeit. Und diesen gütigen Gott sucht die hochmüthige Afterweis sich selbst und dem armen Menschen mit der angeblichen Ueberzeug zu rauben, daß dieses allein Glück und Heil auf Erden bringen könnte; denn wer Gott nicht in Christo sucht, der sucht auch den Gott, den er uns offenbaret, sich und seinem armen Geschlechte zu rauben.

O, daß wir doch die allergrößte Gnade, welche allen im Schooße des Christenthums geborenen ganz besonders angeboten wird, nicht aus Hochdünkel von uns weisen möchten, damit dereinst nicht Juden und Heiden wider uns auftreten und uns verdammen. Doch die ewige Liebe ist ja auch die ewige Barmherzigkeit und Güte, die alle verirrte Schafe wieder aufsuchen und zu der Heerde führen wird, die in Ewigkeit nicht von ihrem treuen Hirten läßt.

Das Christenthum ist die Grundlage aller Cultur, denn es ist der Weg zur Rückkehr in den ursprünglichen Zustand der Vollkommenheit des Menschen — die zu ihm bekehrten wilden Völker bewiesen es; — ist der Weg der Rückkehr der Seele zu Gott; ist der einzige wahre Trost im Leiden; das einzige Hilfsmittel zur Erwerbung der nieendenden Seligkeit. Christus ist das Licht der Welt. Wo dieses Licht leuchtet, ist es hell, blüht die Cultur, die von dem göttlichen Geiste zeugt, den Gott dem Menschen eingehaucht. Wo dieses Licht nicht leuchtet, ist es finster, herrscht die tiefste Barbarei. Eine Hand voll Christen macht den sich für göttlich haltenden und bisher für unzugänglich geglaubten Chinesen, Bedingungen, denen sie sich in ihrer Hochmuth fügen mußten; eine Handvoll Christen unterwirft sich die bisher für unbezwinglich gehaltenen Raubstaaten. Das sind Folgen der Cultur, deren Grundlage das Christenthum ist. O, unermeßlicher Schatz, in deinem Schooße geboren zu werden und an dich zu glau-

ben! o, verzehrender Mangel, große Entbehrung, dir nicht anzugehören! o, unvergleichlich großer Verlust, an deinen heiligen Wahrheiten zu verzweifeln!

II.

Riga und Liefland.

Ich beschloß, Kopenhagen, den Ort meiner wehmüthigsten Erinnerungen zu verlassen und nach London zu gehen. In Folge dessen begab ich mich eines Morgens an den Hafen, um ein Schiff ausfindig zu machen, das mich dahin trüge; fand aber nicht, was ich suchte, sondern nur eine dänische Brigg, die bereit da stand, um sich noch heute auf den Weg nach Riga zu machen. Und so will ich dich sehen du großes Reich der Slaven, deren Geschichte mich schon in früher Jugend interessirte; will dich sehen alte Residenz Nuriks, Groß-Nowgorod, du einst so stolze Stadt! will dir auf den Ruinen deiner gefallenen Größe eine Thräne der Wehmuth nicht versagen; will dich sehen, Kiew, du Mutter der russischen Städte, will an Jaroßlaw des Großen Grabe auch deinem einstmaligen durch Einheit erhabenen, aber durch Bruderkriege bis zum Schatten zerstörten Glanze eine Zähre der Rührung weinen! so sprach ich leise zu mir und willigte auf der Stelle ein in die Forderung des Capitain der dänischen Brigg. Schon am selben Abend trieb uns ein starker Süd-West auf das Ostmeer hinaus.

Es waren unser sechs Passagiere. Am andern Tage erhob sich ein heftiger Nord-Ostwind und warf unser leichtes Schiff wie einen Apfel auf den empörten Wellen umher. Wir alle, bis auf einen Kaufmann aus Halle, wurden recht seekrank. Es ist ein abscheuliches Wesen, die Seekrankheit, sie muß empfunden werden, die vollständigste Beschreibung davon verschafft dem, der sie nie gehabt hat, nur eine unvollkommene Vorstellung davon. Als der Sturm sich wieder gelegt und das Schiff wieder ruhig ging, wurden wir auch

wieder gesund und hatten den Muth, unsere Verwunderung darüber auszusprechen, daß der Hallenzer frisch und gesund geblieben war und einen guten Appetit zu Speise und Trank zu erkennen gegeben, während bei uns der bloße Geruch der besten Nahrungsmittel eine abscheuliche Revolution in unserm Innern hervorgebracht hatte. Der Capitain lächelte und sagte, daß er auf allen seinen Seereisen noch keinen starken und dabei blatternarbigen Menschen gesehen, der von der Seekrankheit heftig angegriffen worden wäre. Wir sahen den Capitain sammt dem Hallenzer an und gewahrten erst jetzt, daß beide von den Blattern ziemlich entstellt waren. Am dreizehnten Tage kamen wir in der Nähe von Riga an. Dieser russische Hafen bezeichnete uns der Capitain mit dem Namen Boldera oder Bollera und sagte, daß wir hier an's Land müßten. Da erblickten wir auch schon einen russischen Zollaufseher im Range eines Offiziers, der mit sechs Soldaten zu uns an's Schiff gerudert kam. Die dänischen Matrosen hatten sich in ihre neuen Kleider gesteckt und jeder hatte einen nagelneuen Hut auf dem Kopfe. Auf unsere Frage, was das zu bedeuten hätte, erwiederten sie, daß man ihnen die neuen Sachen wegnehmen würde, oder daß sie dieselben verzollen müßten, wenn sie sie nicht auf dem Leibe hätten. Sogleich fingen die Russen an, das ganze Schiff zudurchsuchen. Sie betrachteten genau die Wasserfässer und ähnliche Dinge, ob sie keinen geheimen Verborg enthielten, darin Branntwein versteckt sein könnte; an den alten Stiefeln, Strümpfen und Kleidern der armen Schiffsknechte rüttelten und schüttelten sie, ob kein Thee oder Kaffee herauskäme. Darauf späheten sie umher, wie alte Füchse, die auf der Lauer stehen. Der Capitain aber hatte den Offizier zu sich in die Kajütte eingeladen, wo ein Gabelfrühstück, rundum mit Flaschen besetzt, bereit stand.

Unsere Coffer und Reisesäcke wurden mit Bindfaden in die Kreuz und Quer gebunden und mit Pechlack zehn mal mehr versiegelt, als nöthig war. Darauf brachte man uns an's Land, und wir gingen zu Fuße nach Riga. Am andern Tage begaben wir uns hier in's Zollamt (Tamoschnjä), wo unsere Effecten hingebracht waren und wo sie vor unsern Augen geöffnet und strenge untersucht wurden. Es ist eben so unangenehm als umständlich, auf einem Kauffarteischiffe

in einem russ. Hafen anzukommen; denn man macht außerordentlich viel Umstände mit Allem, zumal mit dem Passe. Wer einmal auf solchem Schiffe in Kronstadt bei St. Petersburg ankam oder von hier aus abging, der weiß etwas davon zu erzählen. Wir rathen daher jedem Reisenden, wenn es von ihm abhängt, auf keinem Kauffahrer nach Rußland zu gehen. Seit Jahren ist die Dampfschifffahrt in's Leben getreten, die das Reisen in jeder Beziehung so außerordentlich erleichtert, und welche die Passagiere bei ihrer Ankunft in einem russ. Hafen der unangenehmen Förmlichkeiten überhebt. Wie ganz anders ist die Behandlung, die man den Reisenden angedeihen läßt, welche auf Dampfschiffe in Rußland ankommen!*)

In Riga ruhete ich zwei Wochen von den Seestrapazen aus. Diese Stadt gründete ein deutscher Mönch, der später auch Bischof, ja sogar das weltliche Oberhaupt von Liefland wurde. Bis zum Jahr 1561 hatten die Heermeister der deutschen Schwertritter, von denen wir noch in der Folge reden werden, ihre Residenz hier aufgeschlagen.

In der dritten Woche trat ich meine Reise zu Lande nach St. Petersburg an. Ich wollte der alten Stadt Wenden, wahrscheinlich im J. 1205 und ebenfalls von Deutschen gegründet, nicht vorbei reisen, und da der Weg von Riga hieher durch ein wahres Sandmeer führte, ging ich die paar Meilen zu Fuße. Noch am Abend besuchte ich die Ruine

*) Aber wir rathen auch jedem, der sich von seinen Effecten trennen muß, den Coffer, Sack oder wie die Behälter heißen mögen, mit seinem eigenen Siegel wohl zu versehen! Als ich in spätern Jahren per Dampfboot in St. Petersburg ankam, führte ich eine Kiste voll Bücher und Kupferstiche mit mir. Diese Kiste wurde im Zollamte blombirt und mir der Bescheid ertheilt, sie sammt den Büchern in der Censur-Comité wieder in Empfang zu nehmen. Als der Censor die Kiste öffnete, um die Bücher in Augenschein zu nehmen, fehlten mir die schönsten Werke sammt den Kupferstichen. Der Censor rieth mir dieserhalben eine Bittschrift einzureichen, denn er war ein edler Mann, der sich über solchen gewaltthätigen Diebstahl ärgerte und zu mir sagte, es sei dieses schon öfter vorgekommen. Die Bittschrift half indeß nichts, die theuersten meiner Bücher waren fort. Ich hätte die Kiste auch mit meinem Siegel versehen müssen, da sie ohne Schloß war, was ich nicht gethan hatte.

einer ehemaligen ungeheuren Ritterburg außerhalb der Stadt, in welcher die Heermeister der Schwertritter früher ihren Sitz hatten. Von hier fuhr ich über Wolmar und Walk nach Dorpat. Auffallend war mir in hiesiger Stadt der Umstand, daß ich nicht nur unter den alten Einwohnern, sondern auch unter allen liefländischen Studenten selten einen fand, der die russische Sprache verstand. Das hiesige Burschenleben mit allen seinen Comments ist so rein deutsch, daß ich während der paar Tage, die ich hier verlebte, nicht anders glaubte, als ich befände mich in einer echt deutschen Universitätsstadt. Das einzige, was mich aus der Täuschung brachte war, daß die Musensöhne keine Kanonenstiefeln u. dgl. m. trugen, sondern alle in einer Uniform steckten. Noch im J. 1842 lernte ich in St. Petersburg zwei reiche junge liefländische Edelleute kennen, die ihre Studien auf der Universität zu Dorpat gemacht, und welche von der russ. Sprache so viel wie nichts verstanden, obgleich sie als Candidaten der Rechte ausgetreten waren, folglich schon im Range eines Hauptmanns 2. Classe standen. Candidat wird der russ. Student bei seinem Abgang von der Universität genannt, wenn alle Professoren ihm eine hohe Censur schrieben; denn schrieb Einer „mittelmäßig", so heißt er nicht so und steht bloß im Lieutenantsrange. Den beiden Candidaten wurde es außerordentlich schwer, in St. Petersburg auch nur ein ihrem Range untergeordnetes Amt zu erhalten, trotz dem, daß sie mit glänzenden Empfehlungsschreiben hieher gekommen waren, weil sie nicht russisch verstanden, auf welches man vor Jahren gar nicht so sehr achtete.

Seit dem J. 1844 ist das anders; denn Kraft eines Kaiserlichen Ukases, kann Keiner auf russischen Hochschulen seine Studien vollenden, der nicht russ. spricht und nicht im Stande ist, irgend ein fremdes Werk in die russ. Sprache zu übersetzen. Und trotz dem, will und will es mit dem Studium der russ. Sprache nicht recht gehen, weil den deutschen Rittern von der Ostsee förmlich die Lust dazu fehlt. Von Dopart fuhr ich in einem langen gedeckten Wagen nach St. Petersburg, der Eigenthümer desselben hieß Jakobson. Man findet noch viele schwedische Namen unter dem liefländischen Volke. Ein Studiosus aus Königsberg, der von den dörpt'schen Burschen brüderlich empfangen und einige Tage außerordentlich gut von ihnen bewirthet worden war, rieth

mir zu dieser Fahrt. Ein Paar Fräulein, eine Liefländerin und eine Russin, zwei vielseitig gebildete Damen, waren unsere Begleiterinnen. Das Russische aus ihrem Munde hörte sich so weich und lieblich an, daß ich darüber erstaunte. Auffallend ist es, daß die russ. Sprache aus dem Munde eines Mannes, und spräche er auch noch so schön, nie so lieblich und harmonisch klingt, als aus dem einer Dame, zumal aus dem Munde einer St. Petersburgerin, die dem höherm Stande angehört. Die beiden Fräulein waren in ihrer zartesten Jugend hieher gekommen. Alle Moskowiter sprechen zwar reiner russisch, als die Bewohner der Residenz an der Newa, aber ihre Sprache klingt viel härter, ein wenig barbarisch.

Die definitive Trennung der orientalischen Kirche von der Abendländischen und ihre Folgen, die sie haben kann.

Da wir es für interessant genug halten, dem Leser Folgendes vorzutragen, so sehen wir uns veranlaßt, unsere Reise hier auf eine Stunde zu unterbrechen.

Schon vor einem Jahrtausend waren die Russen Herren einiger Gegenden der heutigen Ostseeprovinzen. Jaroßlaw der Große, Sohn des heil. Wladimir gründete schon im Jahre 1030 die Stadt Dorpat, der er den Namen Jurjew gab. In spätern Jahrhunderten suchten sich abwechselnd die Dänen, Deutschen und Schweden in dieser Gegend zu behaupten. Der Dänenkönig Waldemar erbaute im dreizehnten Jahrhundert Reval, Narva, und gab zu der Stadt Wolmar, die von den deutschen Schwertrittern im Jahre 1283 erbaut wurde, seinen Namen, indem er hier einen Sieg über die heidnischen Liven erfochten hatte. Noch im Jahr 1323 hing Esthland vom Könige von Dänemark ab. Aber 11 Jahre darauf verkaufte Waldemar III. diese Provinz dem deutschen Orden für 18000 Mark. Späterhin kam sie an Schweden. Gustav Adolph gründete in Reval ein Gymnasium und zu Dorpat die Universität. In der Zeit der Reformation kam Liefland an die Krone Polens, die es aber schon im Jahre 1660 den Schweden abtreten mußte, welche es behielten, bis Peter der Große es im Jahre 1721 Rußland einverleibte.

Der russische Fürst Wladimir der Große, auch der Heilige und Apostelgleiche genannt (980—1015), von dem

später noch die Rede sein wird, nahm mit der Hand einer griechischen Prinzessin auch zugleich das Christenthum an und machte die christliche Religion zur Staatsreligion in Rußland.

Schon zwei seiner fürstlichen Vorfahren, Oleg, sein Neffe und Igor, sein Sohn (879—912 und 918—945) waren bis vor Constantinopel gedrungen, wo der erstere, zum Zeichen des russischen Sieges, seinen Schild auf ein's der Hauptthore der Stadt nagelte, und erzwangen von den oströmischen Kaisern einen für sie eben so vortheilhaften, als für Byzanz schmählichen Frieden. So mächtig und gefürchtet war Rußland schon damals allen seinen Nachbarvölkern. Als diese nun hörten, daß der gewaltige Russenfürst Wladimir gesonnen sei, die hölzernen und steinern Götzen seines Volkes zu stürzen, um eine Religion anzunehmen, die den leibhaften Gott des Himmels und der Erde verehre, bemüheten sie sich alle, ihn für ihre Religion zu gewinnen. Daher schickten Griechen, Mohamedaner, Juden und Lateiner gelehrte, beredete Männer zu ihm, um ihn von den Wahrheiten ihrer Religion zu überzeugen. Die Schilderung des Paradieses der Mohamedaner, der duftig blühende Hurys wirkten mächtig auf die lebendige Einbildungskraft des genußliebenden Fürsten; aber das Verbot des Weines und Schweinefleisches dünkten ihm sehr thöricht. Der Wein, sagte er, ist der Russen Lust, ohne Wein können wir nicht leben. Die Griechen trugen über alle Andern den Sieg davon, denn Wladimir entschied sich für den griechischen Cultus. Daß Olga, die Heilige, seine Großmutter oder Großtante schon im Jahre 954 zu Constantinopel die griechische Religion angenommen hatte, ohne daß ihr Sohn und Nachfolger, Swiätosslaw, Vater Wladimirs, sich dadurch veranlaßt sah, ein Gleiches zu thun, mag wohl mit dazu beigetragen haben. Damals war die definitive Trennung der orientalischen Kirche von der Abendländischen schon geschehen und so verfiel die russische Kirche dem Schisma der Griechischen, wählte sich aber die altslawonische Sprache zur Kirchensprache. Diese Wahl hatte indeß für das Aufblühen der Wissenschaften in Rußland in sofern keine guten Folgen, als die Geistlichkeit zur Ausübung des Cultus der griechischen Sprache nicht bedurfte und deshalb auch wenig Lust zeigte, sie zu erlernen. Und da die Abendländische Kirche ihr verhaßt war, verschmähete sie auch die lateinische

Sprache. Die altslawonische Sprache hatte zwar eine vortreffliche Uebersetzung der heiligen Schriften durch Cyrill und Methodius, aber sie hatte keine Literatur. Auf diese Weise blieb der russischen Geistlichkeit die Menge von Begriffen, welche die Griechen und Römer entdeckt und in ihrem Schriftenthume niedergelegt hatten, fast ganz fremd. Merkwürdig ist es, daß die russischen Mönche und Gelehrten, vielleicht mit kleiner Ausnahme, auch noch heutzutage unter den Geistlichen und Gelehrten aller civilisirten Völker, die schwächsten Griechen und Lateiner sind, trotzdem, daß man schon seit vielen Jahren in den Seminarien und auf Hochschulen anfing, jene beiden Sprachen mit Fleiß und Anstrengung zu studiren.

In der Hauptlehre ist bekanntlich die orientalische Kirche mit der römisch-katholischen gleich; nur in einigen andern Dogmen weicht sie von ihr ab. Der endliche, noch unversöhnte Kirchenstreit begann zwischen dem Papste Nikolaus I. und Phötius dem Patriarchen von Constantinopel. Der griechische Kaiser Michael III. hatte nämlich diesen zum Patriarchen ernannt, ungeachtet Ignatius, der rechtmäßige Oberkirchenhirt von Constantinopel noch lebte. Papst Nikolaus erkannte deshalb Phötius in seiner neuen Würde nicht an. Dieser beschloß daher, sich von der abendländischen Kirche zu trennen oder die Bischöfe von Rom dem Patriarchat von Constantinopel unterzuordnen, indem er erklärte, daß die Kirchengewalt schon seit dem fünften Jahrhundert, in welchem Odoaker, Anführer der Heruler, auf das Patriarchat zu Constantinopel übergegangen sei, weil diese Stadt seitdem die alleinige Residenz der Kaiser geworden wäre. Odoaker hatte bekanntlich im Jahre 476 den Kaiser Romulus Augustulus abgesetzt, sich zum Könige von Italien erklärt und so dem römischen Kaiserreiche im Westen ein Ende gemacht. Phötius mochte wohl das Nichtige dieses Vorwandes allzusehr fühlen, daher ging er in seiner Behauptung weiter und warf der lateinischen Kirche Irrthümer vor. Ohne uns in diese Streitigkeiten weiter einzulassen, wollen wir hier die angeblichen Irrthümer, welche die griechische Kirche der römisch-katholischen noch heutzutage vorwirft, etwas näher betrachten.

Die orientalische oder Ostkirche verbietet in den verschiedenen Perioden der Fasten, zu denen auch die Mittwochs-

und Freitags des ganzen Jahres hindurch gehören, nicht nur Fleischspeisen, sondern auch alle Speisen, die von irgend einem Thiere herrühren, ja, die orthodoxen Griechen genießen in den Fasten nicht einmal Zucker, weil Ochsengalle darin enthalten sein könnte. Den Mittwoch hält sie deshalb für einen Fasttag, weil Christus an diesem Tage verrathen wurde; den Freitag, weil er an diesem Tage starb. Die lateinische Kirche erlaubt dagegen Milchspeisen in den Fasten, und machte den Sonnabend statt des Mittwochs zu einem Abstinenztage. Die orientalische Kirche befiehlt das Sacrament der Taufe vermittelst eines dreimaligen Untertauchens des Täuflings auszuüben; befiehlt den Weltgeistlichen eine einmalige Ehe und das Tragen der Bärte; ertheilt das Sacrament der heil. Communion in zweierlei Gestalten, ertheilt allen Priestern die Macht zur Spendung der heil. Firmung, während die lateinische sie nur den Bischöfen ertheilt; gestattet den Laien nur eine dreimalige, nie vier- oder mehrmalige Ehe; hält die Ehe in Fällen, welche von der römisch-katholischen Kirche nicht für triftig genug befunden werden, für auflösbar; duldet keine Stühle noch Bänke in den Gotteshäusern, auch keine Orgeln oder andere Tonwerkzeuge zur Begleitung des Gesanges oder Ausübung des Cultus; verwirft die lateinische Sprache als alleinige Kirchensprache; behauptet, daß der heil. Geist nur allein vom Vater ausgehe, während die römisch-katholische Kirche ein Ausgehen des heil. Geistes vom Vater und vom Sohne annimmt; hält nicht so fest am Dogmen des Fegfeuers wie die lateinische, welche lehrt, daß die Seele gleich nach dem Tode gerichtet wird und der seligen Anschauung Gottes auch schon vor dem jüngsten Gerichte genießen kann. Da die griechische Kirche an diesem Glaubenssatze nicht so festhält, findet man eine Inconsequenz in ihren Lehren: denn Heilige anzurufen, die der seligen Anschauung Gottes noch nicht genießen, steht mit dem Gebote, sie um Fürsprache bei Gott anzuflehen, im offenbaren Widerspruche. Endlich verwirft die orientalische Kirche ein sichtbares Oberhaupt oder einen sichtbaren Statthalter Christi, weshalb Phötius den Papst Nikolaus I. excommunicirte. So fehlt es dieser Kirche an einer Autorität, wie sie die römisch-katholische Kirche in der Person des Papstes besitzt. Dieses hatte für die russische Kirche, welche dem Schisma der Ostkirche

verfiel, die traurigen Folgen, daß man die Irrthümer, welche nach und nach in die heiligen Bücher eingetragen wurden, von dem Alten und Echten nicht mehr zu sichten vermochte, wodurch es einen Streit unter der Geistlichkeit gab, der damit endigte, daß die verschiedenen Secten der Altgläubigen entstanden. Vielleicht nur mit sehr geringer Ausnahme, waren die russischen Geistlichen von jeher ohne alle Kenntnisse, denn all ihr Wissen beschränkte sich nur auf die unfruchtbaren Formen des Cultus, wodurch sie jenen unseligen Aberglauben unter das arme Volk brachten, von dem es noch heutzutage befangen ist. Die Großfürsten und später die Zaren waren bis auf Peter den Großen wie Reliquien, die nur bei außerordentlichen Feierlichkeiten dem Volke zur Verehrung gezeigt wurden, und vor denen es sich dann in den Staub warf und sie gleich seinen frühern heidnischen Götzenbildern, anbetete. Aber während der 250jährigen Unterjochung der Russen durch die Mongolen, wovon wir später noch öfter reden werden, wurden alle Keime der Cultur, die sich nach und nach zu regen begonnen hatten, vollkommen erstickt und die russischen Geistlichen sanken in eine so grobe Unwissenheit herab, daß die meisten von ihnen nicht einmal die Kirchensprache mehr verstanden, obgleich die Mongolen aus politischer Rücksicht, die russische Religion nicht nur duldeten, sondern sie sogar schützten und die Todesstrafe über den verhängten, der sie lästern würde. Ist es zu verwundern, daß in solcher Zeit der förmlichen Unwissenheit und grenzlosen Nachlässigkeit des russischen Clerus so viele Irrthümer sich in die heiligen Bücher einschlichen? Als man einige Jahrhunderte später, nachdem die Mongolen schon lange aus dem Lande vertrieben und alle russischen Theilfürstenthümer wieder unter Ein Scepter gebracht worden waren, eine Reform mit den heiligen Schriften vornahm, konnte man sich nicht mehr einigen, denn die meisten Geistlichen betrachteten auch die Irrthümer als das Alte und Echte, und da alle rohen Völker mit der größten Zähigkeit an ihrem Althergebrachten hängen, so dauerte der Streit bis zu Peter des Großen Zeit, der ihn zwar mit dem Schwerte schlichtete, aber doch das Schisma nicht ganz verhindern konnte, so viele Häupter und Glieder der Altgläubigen er auch hatte hinrichten lassen.

In der Hauptlehre sind die Altgläubigen (Starowjerzi)

mit ihren Brüdern, den orthodoxen oder zur Staatskirche gehörigen Russen natürlicher Weise vollkommen einig; denn es ist nur ein armseliges Cermonial im Cultus, welches eine so große Kluft zwischen ihnen bildet. So behaupten z. B. jene, Christus habe, wenn er die Hand zum segnen erhoben, oder wenn er das Kreuz gemacht, den Daumen, den kleinen und den Goldfinger zusammengelegt, weshalb Priester und Laien es auch so machen müßten, während die Orthodoxen den Daumen, Zeig- und Mittelfinger vereinigen, wenn sie den Segen geben oder das Kreuz machen. Weil Christus einen Bart trug, müsse auch jeder männliche Christ ohne Ausnahme den Seinigen tragen, behaupten die Altgläubigen. Die Staatskirche stimmt in diesem Punkte mit ihnen zwar überein, weil sie weiß, daß der gemeine Russe lieber den Kopf als den Bart hergibt; aber sie stellt es allen Laien frei, sich zu rasiren. Als Peter der Große die Reform anfing und eine abendländische Cultur in seinem Reiche einzuführen strebte, ließ er seinen Russen den Bart scheeren und das Haar stutzen. Seitdem rasirt auch jeder russische Edelmann. Dasselbe thut auch jeder kleinrußländische Bauer. Aber mit den großrussischen Bürgern und Bauern wollte das nicht so recht gehen, weil sie, wie gesagt, lieber den Kopf als den Bart hergäben. Da befahl der Zar, das jeder Muschik (Bauer), der zur Stadt käme, seinen Bart verzollen müßte. Dem unterwarf man sich lieber und entrichteten den Zoll dafür. Die Altgläubigen lehren auch, daß der Name Jesus dreisilbig sei, daß er also J-e-sus ausgesprochen werden müßte, während die Orthodoxen ihn zweisilbig aussprechen. Der Genuß des Thees und Caffees, den russischen Edelleuten und in manchen Gegenden auch schon den Bauern ein unentbehrliches Getränke, ist den Altgläubigen ein Gräuel. Desgleichen auch das Tabakrauchen, weil Christus gesagt, daß das, was aus dem Munde komme, Sünde sei. Und so gibt es noch eine Menge von unwesentlichen Dingen, wodurch die Starowjerzen mit den Orthodoxen in einem bisher unversöhnlichen Hasse leben. Als Peter der Große die Hirarchie beseitigte und die Einheit von Kirche und Staat in seiner Person vereinigte; als er die Zeitrechnung nicht mehr von Erschaffung der Welt, und das Neujahr nicht mehr vom 1. September, sondern wie in Westeuropa, anzufangen befahl,

wurden die Altgläubigen über die Maaßen entrüstet und lehrten in ihren Kirchen, daß dieser Zar der leibhaftige Antechrist sei, von dem ja geschrieben stünde, daß er die Zeiten verändern würde. Daraus läßt sich die Strenge erklären, mit welcher dieser Zar gegen die Wahngläubigen verfuhr, die ihm bei seinem Cultiviren überall im Wege standen. Er ließ viele derselben hinrichten, welche aber von ihrer Kirche noch jetzt als Heilige verehrt werden. Im Uebrigen sind diese Sectier viel gebildeter als die Bauern und Bürger, die zur Staatskirche gehören, sind viel nüchterner und mäßiger in allen physischen Genüssen, und dabei sind sie alle wohlhabend, nicht wenige von ihnen sogar reich. Ein Glück für die kirchliche Einheit Rußlands, wodurch dieser Staat so mächtig und dem Westen Europa's von Jahr zu Jahr gefährlicher wird, daß die Kopfzahl der Starowjerzen so klein ist; sie erreicht, in allen ihren Abtheilungen, in welche sie zerfallen und von denen jede sich wieder durch besondere symbolische Gebräuche von der andern unterscheidet, die Höhe von 300000 nicht.

Außer dem harten Drucke, unter welchem sie von Peter I. bis auf Nikolaus I. standen, üben sie auch selbst ein religiöses Gesetz, das durchaus nicht geeignet ist, sich bedeutend zu vermehren. Diese Kopfzahl erhalten sie hauptsächlich dadurch auf ihrer Höhe, daß sie Proselyten machen, wovon sie große Freunde sind, und da ihnen für diesen Zweck das Geld nicht leid thut, so geht es mit ihrer Glaubenswerberei in der Regel gut. Sonst ist das ganze Thun und Wesen dieser Fanatiker, zumal gegen Fremde, äußerst streng und abschreckend. Ich fühlte es den Augenblick, wenn ich auf meinen Reisen in das Haus eines Altgläubigen gerathen war. Mit großem Widerwillen reichen sie einem ein Gefäß, dessen sie sich beim Essen und Trinken bedienen, und haben sie es gethan, so waschen und spülen sie es sogleich mit der peinlichsten Sorgfalt wieder aus. Es gibt in Rußland außer ihnen noch eine Menge verschiedener Sectier, die indeß vom Staate nicht geduldet werden, sondern ihr Unwesen nur im Geheimen treiben können. Die Altgläubigen aber machen mit den Kern des Großrussenthums aus und sind in nationaler Hinsicht für den Staat von höherer Bedeutung als man glauben dürfte. Es sind gute Geschäftsleute, sie haben viel

Geld, sind in allem mäßig, dabei die treusten Patrioten und in weltlichen Dingen die gehorsamsten Unterthanen. Das Alles scheint die Regierung in neuerer Zeit besser begriffen und berücksichtigt zu haben als im vorigen Jahrhundert. Da man weiß, daß sie sich lieber zu Tode martern ließen, als ihrem alten Glauben zu entsagen, kam die Regierung ihnen auf die freundlichste Weise entgegen und versuchte alle Mittel, die einer Versöhnung bietenden Hand nur zur Ehre gereichen können, um sie so im Guten der Staatskirche näher zu bringen; allein sie erreichte ihren Zweck nur sehr unvollkommen. Diese Bestrebung der russischen Regierung konnte dem Abendlande grade nicht auffallend vorkommen, obgleich sie schon ein Fingerzeig über das war, was das russische Cabinet im Schilde führt. Auffallend und von großem Interesse aber mußte es für ganz Westeuropa sein, als die russische Politik die Russinen oder Rothrussen in den Schooß der orthodoxen griechischen Kirche führte. Der mächtige Russenfürst, Jarosslaw der Große, theilte das Reich unter seine Söhne und so entstanden die vielen Fürstenthümer, deren Zahl sich ein Jahrhundert später einmal bis auf 72 belief. Die Theilfürsten sollten zwar nach Jarosslaw's Willen, wie Lehnsleute unter dem Großfürsten stehen; allein das geschah nur selten und immer nur auf kurze Zeit; die mächtigsten von ihnen strebten sogar nach der großfürstlichen Würde und so waren sie miteinander in beständigem Kriege. Wir werden später noch öfter davon reden. Hier sei damit nur angedeutet, daß durch jene Theilung auch das Königreich Ghalitsch (das heutige Galizien) entstand. Ein Fürst desselben, Wassilko Romanowitsch (1266—1270) erkannte den Papst Innocenz IV. als heiligen Vater oder Statthalter Christi an und erhielt von diesem den Titel als König von Lodomirien oder Galizien. Die Russinen oder Rothrussen sind die nächsten Stammverwandten der Galizier und betrachteten diese, sowohl in nationaler wie in religiöser Beziehung als ihre rechten Brüder. Ihre Kirche war, was die äußern Formen betrifft, mit der russischen Kirche eine und dieselbe; die Geistlichen heiratheten einmal u. s. w.; aber im Hauptpunkte war sie mit der römisch-katholischen einig, sie erkannte nämlich den Papst als Centrum unitates an. Daher hatte der heilige Vater auch alle Glieder dieser Kirche als

rein römisch-katholisch erklärt, und billigte die Ehe der Geistlichen, den Ritus in slawischer Sprache u. s. w. Wie schmerzlich mußte ihm daher die Nachricht gewesen sein, als er vernahm, daß diese Heerde von vier Millionen, ihre Bischöfe an der Spitze, theils freiwillig, theils gezwungen, in den Schooß der russischen Staatskirche geführt worden war. Die Entrüstung, welche die ganze katholische, ja, sogar ein Theil der protestantischen Christenheit über diesen Act der russischen Politik zu erkennen gab, ist noch so ziemlich allgemein bekannt. Wo es sich um eine so wichtige Streitfrage handelt, bleibt das russische Cabinet keine Antwort schuldig. Die heil. Synode zu St. Petersburg bewies daher, daß die russische Kirche von jeher Eins mit der russischen war. Sie konnte dieses auch beweisen — indem es sogar zwischen der orientalischen und der abendländischen Kirche keinen wesentlichen Unterschied gibt bis auf den allerdigs wichtigen Punct, der die große Kluft bildet, nämlich die Anerkennung des Papstes als Stellvertreter des heil. Petrus. Nicht so konnte das russische Cabinet sich vertheidigen, als das Proselytenmachen der Popen in den Ostseeprovinzen geschehen war. Das einzige, was es zu seiner Vertheidigung thun konnte war, daß es den lutherischen Seelsorgern alle Schuld hiervon in die Schuhe schob, indem sie ihre Heerde nicht weideten, wie sie es, ihrer heiligen Pflicht gemäß, hätten thun sollen. So und ähnlich geht es allerdings, wenn die Geistlichen sich auf der Jagd vergnügen und ihre armen Pfarrkinder auf dem Lande in einem Zustande völliger Uncultur halten. Die armen lutherischen Bauern befanden sich in einem drückenden Mangel, und da die Popen ihnen nicht nur himmlisches Glück, sondern auch materiellen Vortheil versprachen, wenn sie sich in den Schooß der rechtgläubigen Kirche begäben, so thaten sie es. Das russische Cabinet blieb sich in seiner Vertheidigung auch in sofern consequent, als es anfangs die lutherischen Geistlichen im ganzen Lande, welche den Muth hatten, dieses Verfahren der Popen als einen Act der List und Gewaltthätigkeit zu rügen, auf ihren Kanzeln ungehindert und unbestraft d'rauf losdonnern ließ. In der That, ich hörte einmal in einer lutherischen Kirche von der Kanzel herab dieses Proselytenmachen so kühn und strenge rügen, daß ich mich am Ende wundernd umsah, ob ich mich denn wirklich in Rußland befände.

Als Peter der Große sein rohes Volk in die Zucht einer westeuropäischen Cultur zu nehmen beschlossen, als er ein disciplinirtes Heer und eine tüchtige Flotte schaffen wollte, mußte er sich nothwendig der Ausländer bedienen. Und wollte er diese in sein Land ziehen, mußte er ihnen auch große Freiheiten bewilligen, denn welcher gebildete Mensch hätte Lust gezeigt, in dieses damals so unheimliche Land zu gehen, um die Barbaren civilisiren zu helfen und doch mit ihnen unter einem und demselben Gesetze zu stehen? Wir glauben keiner! Nicht allein, weil selbst die russischen Vornehmen im Allgemeinen damals noch Halbbarbaren waren und daher ihr rohes Volk nicht bilden konnten, wenn sie auch Lust dazu gehabt hätten, die ihnen aber noch heutzutage dazu fehlt, sondern weil der große Zar eine förmliche Revolution gegen das alte Bojarenthum und eine Reformation in der russischen Kirche zu Stande bringen mußte, um sein Ziel zu erreichen, hatte er ausländische Kräfte nöthig. Deutsche Männer waren es in'sbesondere, die ihm das Große vollbringen und befestigen halfen. Der in der russischen Geschichte so berühmte Ostermann wurde von ihm hochgeachtet und geliebt, und den Grafen Münnich empfahl er noch auf dem Sterbebette seiner Gemahlin und Nachfolgerin Catharina I., als einen eben so fähigen als unentbehrlichen Militair- und Staatsmann, so lange er lebe. Als die Moskowiter unter Peter II., dem jungen Zaren, der die alte Bojarenstadt Moskau wieder zur Residenz machte, eine Reaction bewirkten, waren es eben diese deutschen Männer, die sie sogleich vernichteten. Wäre das nicht geschehen, so wäre Rußland aller Wahrscheinlichkeit nach wieder das geworden, was es vor 200 Jahren war, eine Macht, die in Europa eine kleine Rolle spielte und in Asien keinen Einfluß ausübte.

Den Gelehrten des Abendlandes waren die Russen alle Jahrhunderte hindurch bis auf Peter I. so unbedeutend und gleichgültig, daß sie sich weder um deren Herkunft, Dasein noch Stammverwandten, mit Ausnahme der Polen und Böhmen, bekümmerten.

Der Freiherr von Herbenstein, aus Kärnthen gebürtig, befand sich einige Zeit als Gesandter Ferdinands I. zu Moskau und schrieb das für seine Zeit sehr interessante Werk, in welchem er die für den Sprach- und Geschichtsforscher so

richtige Bemerkung machte, daß die Mundart in seinem Geburtslande so viel Aehnlichkeit mit der Sprache der Moskowiter habe; allein sein Werk, das auch sonst noch viel Merkwürdiges über die Sitten und Gebräuche der Russen enthielt, beachtete man gar nicht, bis Rußland in der neuern Zeit eine so bedrohliche Weltstellung einzunehmen begann, da fanden die Staatsmänner und Gelehrten manchen Schatz in diesem Buche.

Es sind noch keine 200 Jahre, als einmal ein russischer Gesandter bei der Audienz des Sultans zu Constantinopel recht barbarisch behandelt wurde. Der Russe wollte vor der Person Mohamed's IV. nicht in den Staub sinken, sondern verneigte sich nur vor ihm, wie es der Höflichkeit, aber auch der menschlichen Würde geziemt. Da faßten die Diener des Sultans ihn beim Haar, um ihm den Kopf bis zur Erde zu beugen und als der Gesandte sich sträubte, wurde er unter Stäuben und Schlägen zum Serail hinaus getrieben. Betrachtet man dagegen das Auftreten des Fürsten Menschikow in jüngster Zeit und die Sanftmuth und Langmuth, mit welcher es der Sultan ertrug, so muß es uns begreiflich werden, was Rußland noch unter der Regierung Alexis, des Sohnes Michail Fedrowitsch's, Romanow's II. und Vaters Peters I. 1645—1676 war, und was es jetzt ist. Peter der Große schuf mittelst ausländischer, namentlich germanischer Kräfte, eine russische Macht und eine deutsche Prinzessin, Catharina II. wußte sie erst recht geltend zu machen. Ohne der großen Eroberungen zu gedenken, die Rußland unter der Regierung dieser Kaiserin machte, welche größer sind, als das sämmtliche europäisch-russische Gebiet vor Peter I., war, erinnern wir hier nur daran, daß die russische Zarin, Catharina II. in den Unterhandlungen von Teschen (1779) zwischen Kaiser Joseph II. und Friedrich dem Großen das Schiedsrichter-Amt verwaltete. Rußland als Schiedsrichter zwischen den zwei berühmtesten Monarchen der damaligen Zeit! Welch ein Gegenstand der Betrachtung! Sie herrschte auch ganz im Geiste Peters des Großen, nur daß sie die Franzosen lieber zu Lehrmeistern machte, als die Deutschen. Die Theilung Polens war ihr Werk, und auch der Türkei hat sie den Untergang bereitet. Ja, hätten deutsche Männer jene Reaction, welche die moskowitischen Bojaren nach Peters

des Großen Tod anrichteten, um das alte Barbarenthum wieder herzustellen, nicht vernichtet, es wäre keine Prinzessin aus rein deutschem Blute wie Catharina II., mithin auch kein Alexander I. und kein Nikolaus I. auf den russischen Thron gekommen. Diese drei Regenten aber sind es, welche Rußland zu einer so ungeheuren Macht erhoben und ihm die bedrohliche Weltstellung gegeben, in der wir es gegenwärtig erblicken. Es konnte nicht im Plane Peter I. gelegen haben, als er den Ausländern die ausgedehntesten Privilegien gab, um sie nach einem Jahrhundert wieder vernichten zu lassen, zumal er deutlich sah, daß die Großen seiner Nation, nachdem sie eine westeuropäische Bildung erlangt, durchaus keine Lust zeigten, die untern Classen ihres Volkes in die abendländische Zucht und Lehre zu nehmen. Auch keiner seiner Nachfolger und Nachfolgerinnen bis auf Nikolaus I. hielt es an der Zeit, diese alten Freiheiten aufzuheben, und eingedenk der Zustände des russischen Volkes, dürfte die Zeit, weder in unserem noch im nächsten Jahrhundert dazu geeignet sein, vorausgesetzt, daß keine welterschütternde Dinge bis dahin in Rußland eintreten. Aber nichts desto weniger erschienen unter Kaiser Nikolaus Regierung Gesetze, durch welche diese Privilegien, theils direct, theils indirect aufgehoben worden sind. Das Vorzüglichste derselben bestand darin, daß jeder Ausländer in Rußland als Gast leben und doch alle möglichen Künste und Gewerbe, sowohl im Großen als im Kleinen betreiben, ja, sogar in den Staats- und Militairdienst treten konnte, ohne russischer Unterthan werden zu müssen. Seit Jahren ist das anders, denn es kann Keiner mehr ein Amt, weder im Militair- noch im Civildienste, mit einziger Ausnahme im Ministerium des Unterrichts, bekleiden, der nicht russischer Unterthan ist. Dasselbe betrifft auch alle Handwerker und Kaufleute, die ein Laden- oder Fabrikgeschäft betreiben wollen. Man sieht hieraus, wie enge der Raum ist, in welchem man sich als Gast oder nicht russischer Unterthan in Rußland noch bewegen kann. Ausländische Handwerker können ihr Geschäft nur im Kleinen betreiben, denn hat z. B. ein Wagenbauer, Tischler, Instrumentenmacher u. s. w. eine Anzahl von Gehilfen, so wird er als Fabrikant betrachtet und er muß als solcher russischer Unterthan sein. Als Gäste können nur kleine Meister, Gesellen, Handlungsdiener, Künstler, Lehrer,

Privatleute und einige Andere existiren. Die beiden erstern haben ihren Aufenthaltsschein mit 5 oder 6 Thaler, die andern mit dem Doppelten jährlich zu bezahlen. Ferner sollen viele deutsche Staatsangehörige, z. B. alle Preußische Unterthanen einen Heimathsschein besitzen, sonst müssen sie Rußland verlassen, oder russische Unterthanen werden. Kraft der Privilegien, die Peter der Große gab, konnte jeder Ausländer sammt seiner ganzen in Rußland geborenen und erzogenen Nachkommenschaft das bleiben, was der Vater, Groß- und Urgroßvater war, als er ins Land kam. Sein Paß vererbte sich auf den Sohn, Enkel, Urenkel u. s. w.; nur mußte dieses Legitimationspapier in Form einer Aufenthaltskarte jährlich erneuert und bezahlt werden.

Die Summe dieser jährlichen Abgaben war anfangs unbedeutend, steigerte sich aber mit der Zeit bis auf ein paar Louisd'ors, je nachdem man einem höhern oder geringern Stande angehört. Da nun die Kinder eines, z. B. Preußischen Unterthans, der vor vielen Jahren nach Rußland ging, in eben diesem Lande geboren und erzogen sind, keinen Heimathsschein erhalten können oder doch höchstens nur auf eine gewisse Reihe von Jahren, im Fall sie ihre Preußische Militairpflicht erfüllt haben — so mußten solche schon im Anfange der Vierziger Jahre entweder das Land verlassen oder russische Unterthanen werden. Wo sollten die Meisten von ihnen, die unbemittelt waren, hin? Sie mußten bleiben und sich fügen. Dieses, für Viele in der That bittere Loos, traf hauptsächlich die Deutschen, deren Kopfzahl unter allen in Rußland lebenden Ausländern die bei weitem größte ist. Aber, wird mancher Leser einwenden, ist es nicht überall so, daß jeder Fremde, der sich in irgend einem Staate niedergelassen hat, sammt seinen Söhnen, Enkeln u. s. w. die Unterthanenpflichten erfüllen muß? warum in Rußland nicht? Wir antworten: Wären die Gesetze, unter denen jeder Nichtadelige in Rußland steht, nicht so äußerst strenge, so könnte es wohl jedem einerlei sein; das kann es aber Keinem schon deshalb nicht, weil Niemand, der russischer Unterthan ist, das Land verlassen darf, und, weil ein armer Bürgerlicher für ein kleines Vergehen oder auch manchmal aus bloßen Launen der Polizeibeamten eine Tracht Prügel erhalten kann, ohne zu wissen, wo er sich darüber beklagen könnte, da er nirgend

leicht Gehör finden wird; weil der russische Soldat 15 Jahre (früher sogar 25 Jahre) der Reihe nach dienen muß, ohne die Hoffnung zu haben, Offizier zu werden, es sei denn, daß er Studien auf Hochschulen gemacht oder das Examen eines Oberlehrers bestanden hat. Selbst der Adelige, der keine Universität besucht oder in keinem Cadettencorps gebildet wurde, wird heutzutage nicht leicht Offizier. Die Kaufleute sind zwar der körperlichen Züchtigung überhoben und ihre Söhne sind frei vom Soldatenstande, doch nur so lange, als sie einen der drei Gilden zahlen. Zahlen sie dieselben nicht mehr, so sind sie auch in diesen Stücken wie jeder andere Bürger gehalten. Jene Privilegien führten sowohl in nationaler als auch in confessioneller Beziehung eine Scheidewand zwischen den Ausländern und Russen auf, die man aber unter Kaisers Nikolaus Regierung schon fast gänzlich beseitigt hat. Die Kur-, Lief-, Esth- und Finnländer sind, mit Ausnahme der Wenigen, die noch als Gäste in diesen Provinzen existiren, alle russische Unterthanen; aber Russen mögen sie doch nicht heißen; die erstern nennen sich lieber Deutsche, die letztern lieber Schweden und von der Obrigkeit werden sie mit ihren Ländernamen bezeichnet; die in Rußland geboren und erzogenen Ausländer, d. h. die, welche bisher ihren ausländischen Paß zu behaupten wußten, werden von der Regierung Inosstranzi (Ausländer) genannt. Sobald sie aber den Unterthaneneid geleistet und dabei zur russischen Kirche übergetreten sind, kann man sie mit Recht Russen nennen. Das kann man auch von jenen sagen, wenn sie sich, freiwillig oder gezwungen, zur russisch-griechischen Confession*) bekennen. Doch unterscheiden sie sich, selbst in diesem Falle, noch immer durch Sprache und Sitten von den echten Moskowitern. Aber auch selbst hierin will die neuere russische Politik eine Einheit erzwingen; denn noch nie war sie so bestrebt, als jetzt, alle Erinnerung an die deutsche Bildung aus ihrem

*) Wer im Nothfall das heil. Abendmahl von einem russischen Popen empfangen, ist auch schon immer, wenigstens für so lange als er in Rußland lebt, der russischen Kirche anheimgefallen. Dasselbe ist natürlicher Weise auch bei jedem Kinde der Fall, dessen Eltern Ausländer sind, wenn es von einem russischen Geistlichen getauft wurde.

sämmtlichen Adel zu verwischen, die deutschen Ritter an der Ostsee dem modernen Bojarenthume zu unterwerfen und jedem die russische Sprache gleichsam einzutrichtern. Diese Zusammenschmelzung aller ursprünglich einheimischen und fremden Elemente zu einem sprachlich, kirchlich und sittlich nationalen Ganzen, beweist uns zur Genüge, was Rußland seit einiger Zeit und gegenwärtig im Schilde führt, und es hat durch die Aufstellung seiner Heere in den Donaufürstenthümern allen Kurzsichtigen die Augen geöffnet wie allen Ungläubigen Glauben beigebracht.

Rußland strebt nach einem Ziele, das schon Peter der Große vorgezeichnet hat, ein Ziel, über das unsere Politiker oder Hyppenpolitiker lächeln, wie die Weisen und Klugen vielleicht gelächelt haben mögen, als Noah an dem Kasten baute, bis die Sündfluth kam und sie Alle dahin raffte. Ja, Rußland strebt mit eiserner Consequenz nach diesem Ziele! denn was Deutschland in der Weltgeschichte war und auch noch ist, und was die abendländische Kirche in der Geschichte des Christenthums gewesen, das will es mit seiner Kirche noch werden. Und wenn auch die gegenwärtigen kriegerischen Wirren im Orient, die einen Völkerkrieg zur Folge haben können, durch die Kunst der Diplomatie entwirrt und als ein für sich zu betrachtendes Ganzes abgeschlossen werden, woran indeß sehr zu zweifeln ist, so sind sie doch nur ein Vorspiel des großen Völkerdramas, das früher oder später, doch unfehlbar zur Aufführung kommen wird; denn der Kampf zwischen dem Slaventhum und dem Germanenthum wird nicht ausbleiben und das bis jetzt noch so unklare Phantasiebild des Panslawismus kann leicht zum Wesen werden. Das russische Volk betrachtet sich nach patriarchalischer Sitte als eine einzige Familie, deren Vater der Zar ist. Die russische Politik aber will, daß der Zar auch Vater der ganzen slawischen Volksfamilie sein soll. Erreicht sie dieses Ziel, so ist die russische Oberherrschaft in Europa um so gewisser; denn die slawische Volksfamilie übertrifft, in unserm Welttheile, die germanische an Kopfzahl bei weitem; sie erreicht fast die Höhe von 70 Millionen. Und dabei darf man nicht außer Acht lassen, daß die Dänen, Schweden und fast alle germanischen Völker viel weniger Sympathie für Deutschland haben, als alle Westslawen, die Polen nicht

ausgenommen, für Rußland. Man irre sich doch nicht, daß die Polen ewig unversöhnliche Feinde der Russen seien. Es sind gewiß nur die Geächteten, die in fremden Ländern umherirren, welche dem russischen Despotismus ewige Rache geschworen haben, deren Kopfzahl und Macht aber gegen alle andern Polen, welche, wenn sie nun einmal ein unterworfenes Volk sein müssen, lieber dem Zaren, ihrem Stammverwandten, als den Deutschen, so viele Wohlthaten sie auch von diesen empfangen haben, gehorchen wollen, von gar keiner Bedeutung ist. Der Zar dürfte nur eine allgemeine Amnestie und eine freie Verfassung den Polen garantiren, und selbst jene Flüchtlinge würden in ihr Vaterland zurückeilen, die Waffen ergreifen und mit vereinter Macht auf das, ihnen in der That verhaßte Deutschland losgehen. Denn sie sagen ja sprichwörtlich daß, so lange die Sonne auf Erden scheine, der Pole des Deutschen Freund nicht sein könnte. So kann Polen, wenn Rußland sein großes Ziel nicht ganz erreicht, doch das Gegentheil von Dem werden, was unsere Hyperpolitiker freilich nicht begreifen können und daher lächerlich finden, nämlich eine Schutzmauer für, nicht wider Rußland.

Kurz, wie der Zar Schirmherr der Ostkirche geworden, so will er auch Vater und Hüter der ganzen Slawenfamilie werden.

Ewig geheimnißvoll bleibt dem erschaffenen Geiste das Geschick der Völker. Das Große und Unerforschliche ist den Unmündigen geoffenbaret. Jene, jetzt wohl im ganzen Abendlande allgemeine bekannte Weissagung, laut derer Rußland Constantinopel, nachdem dieses vier volle Jahrhunderte im Besitze der Osmannen gewesen, erobern soll, ist tiefer begründet und weiter verbreitet, als man in Westeuropa glaubt; denn nicht nur das gemeine russische Volk, sondern auch die russischen Großen, wenn auch mit Ausnahmen, und nicht diese allein, sondern auch die Tataren und Türken glauben daran. Wer zur Zeit des Todes Kaisers Alexander I. in Rußland war und die Kreise der Neugierigen und Wißbegierigen besucht hat, wird von der Betrübniß und den Sorgen gehört haben, welche die Tataren in Rußland zu erkennen gaben, als der damalige Großfürst Constantin zum Kaiser ausgerufen worden; denn ein Constantin, sagt die Weissagung, wird Constantinopel erobern. Die Tataren — wir werden später einiges zum

Unterschiede zwischen diesem Volke und den Mongolen sagen — hatten Rußland länger als zwei Jahrhunderte unterjocht, und sie träumen noch heutzutage, von einer ähnlichen Rolle, die sie, im Bunde mit ihren Stammverwandten, den Türken, mit der Zeit wieder zu spielen hoffen. Der Verlust Constantinopels sammt seinem europäischen Gebiete, wäre wohl geeignet, ihnen diese Hoffnung zu benehmen. Als aber Nikolaus bald darauf zum Kaiser ausgerufen wurde, feierten sie ein Freudenfest, dessen Bedeutung, außer ihnen, lange Zeit Niemand kannte. Diese Weissagung hat sogar etwas Prophetisches, wenigstens insofern, als ihr Ende, gerade in unsere Zeit, in die Zeit der Wirrsale und der Unruhe von Westeuropa, fällt! denn am 29. Mai 1853 waren es 400 Jahre, daß die Osmannen Constantin XII. auf den Mauern tödteten und seine Residenz eroberten. Ein Constantin hat diese Stadt gegründet, unter einem Constantin ging sie für die Christenheit verloren und ein Constantin wird sie wieder erobern, so die russische Weissagung.

In einer andern Zeit, würde Rußland es vielleicht eben so wenig gewagt als vermocht haben, seine Heeresmassen an die Donau zu führen. Genug, der Zufall ist eben so seltsam, als er beweist, daß das russische Cabinet selber an die Weissagung glaubt oder doch wenigstens seinem Volke gegenüber den Schein davon annimmt. Wenn man seinen kühnen und ungeheuren Entschluß zum Gegenstande einer gründlichen Betrachtung macht, und seine Folgen, die er bisher schon hatte, so muß man gestehen, daß seine List feiner ist, als das Gewebe der Seidenwürmer; daß es sich vorher auf alle möglichen Eventualitäten gefaßt gemacht und am Ende von der Wahrheit des kühnen Ausspruches des Herrn von Gentz überzeugt sein muß:

„La Russie est la Seule puissance qui ait peu á perdre et tout à gagner dans une conflagration génerale.“

(Rußland ist die einzige Macht, die bei einem allgemeinen Brande wenig zu verlieren und Alles zu gewinnen hat.)

Durch diese verwegene Herausforderung des ganzen westlichen Europa's, kann Rußland sich aber selbst den Untergang bereiten, denn die Axt ist oft schon unsichtbar an den Baum gelegt, der in den Himmel wachsen will.

Es geht noch eine Weissagung anderer Art unter dem gemeinen russischen Volke, die vielleicht erst vom Jahr 1812

datirt, nämlich die: daß die Leibeigenschaft nur durch einen großen oder allgemeinen Krieg aufgehoben würde. Die Beseitigung der Leibeigenschaft ist die schwerste Aufgabe des russischen Cabinets, vielleicht die schwerste des Jahrhunderts, die weder der freisinnige, edeldenkende Kaiser Alexander noch der energische und consequente Kaiser Nikolaus bisher zu lösen vermochte. Die Leibeigenschaft ist seit Ende des 16. Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag mit tausenderlei Verhältnissen verwachsen und verflochten; sie hat den Menschen, den russischen Bauern, zur förmlichen Hypotheke gemacht. Daher scheiterten auch alle Unternehmungen und gütlichen Vorschläge, welche die beiden Kaiser dem Adel machten, an der Unbeugsamkeit eben der Gutsherren, deren größtes Capital ja nur im Besitze ihrer Bauern besteht. An diesem Grundübel kränkelt der ganze russische Staat. Die Leibeigenschaft ist wie eine böse Wunde an dem Körper eines Menschen, die eben so gefährlich zu heilen ist, als sie länger bestehen zu lassen: bei der also Arzt und Patient verzweifeln müssen!

Als Peter I. ein mächtiges Heer schuf, um die Schweden aus dem Lande zu vertreiben und das Große, das ihm vorschwebte, zu vollbringen, erließ er ein Manifest, Kraft dessen jeder Leibeigene, der Soldat werden wollte, seine Freiheit erhielt. Da strömten die Unfreien zu Tausenden herbei, und traten in's Heer ein. Kaiser Nikolaus hat, hinsichtlich seiner Kühnheit, Energie des Willens und rastlosen Strebens viel Aehnlichkeit mit Peter dem Großen, den er nicht selten, sogar in Kleinigkeiten nachahmt.

Wenn die, sonst so ungeheure Macht, die Rußland in einem Kriege mit der Türkei entfalten kann, nicht hinreichte, um den Sieg davon zu tragen — wie, wenn Kaiser Nikolaus dann auch in diesem Stücke seinen großen Ahn nachahmen würde? Der Adel besitzt 19 bis 20 Millionen Leibeigenen, und der Staat hat deren noch mehr, die unter dem Namen Kronsbauern bekannt sind. Und da Rußland ein Heer hat, das, was Organisation und Disciplin betrifft, es mit jedem mitteleuropäischen Heere aufnehmen kann, so wäre es ihm auch nicht so schwer, als es scheint, einen großen Theil jener ungeheuren Masse in kurzer Zeit kriegsfähig zu machen, zumal es nicht an Waffen fehlt, und der gemeine Russe sehr gelehrig ist.

Ein solcher, in Kirche und Nationalität vollkommen einiger Völkerkoloß unter dem eisernen Willen eines einzigen unumschränkten Herschers vermag mindestens mehr, als alle abendländischen Hyperpolitiker zu träumen wagen. Ja, es scheint, als ob das Grundübel Rußlands nicht anders als durch einen Weltkrieg geheilt werden könnte; denn die edelsten und größten Zaren mit all ihrer innern Macht vermochten es nicht, und sie schämten sich heimlich, ihr Volk gegen andere in der Civilisation so weit zurückzuwissen. Ohne an die Allgewalt Rußlands zu glauben, müssen wir doch gestehen, daß in der politischen und kirchlichen Einigkeit dieses kolosalen Staates eine große Gefahr für das westliche Europa, insbesondere aber für Deutschland, enthalten liegt.

Betrachtet man die ungeheure Ausdehnungskraft, die Rußland in seinen systematisch gemachten Eroberungen fremder Länder so augenscheinlich an den Tag legt; seinen wachsenden Einfluß in der civilisirten Welt; denn es geschieht ja nichts von einiger Bedeutung in ganz Europa, wobei es seine anmaßende Stimme nicht erhöbe: so muß man erstaunen, und dem Gedanken Raum geben, wo es denn eigentlich seine Hauptresidenz mit der Zeit aufzuschlagen gedenkt. Catharina II. (1763—1796) hat mehr fremdes Gebiet erobert als selbst Peter der Große — mehr fremdes Land, als das russische gesammte Gebiet unter Johann dem Großen (1462—1505), des Bezwingers der Mongelen, des Vereinigers aller russischen Fürstenthümer unter Ein Scepter ausmachte. Kaiser Maximilian, der für Polen sehr besorgt war, fand zu dieser Zeit Rußland schon sehr groß. Er schrieb an den deutschen Hochmeister unter anderm: „Die Größe Rußlands ist unbeschreiblich gefährlich.“ Und unter der Regierung der Kaiser Alexander I. und Nikolaus I. erhielt Rußland abermals einen Länderzuwachs, der noch größer ist, als der, den Peter I. und Catharina II. zusammengenommen, erworben haben. Diese vier großen russischen Regenten haben den Schweden, Polen, der Türkei, den Persern und krimnischen Tataren ganze Königreiche entrissen. So sehen wir gegenwärtig Rußland mit einer Arealgröße, die das Doppelte von ganz Europa übersteigt und fast den sechsten Theil der ganzen Erde ausmacht. Nicht einmal in den glänzendsten Jahren der Römer, der damaligen Herren der Welt, erblicken wir einen so kolosalen

Staat, dessen Zusammensetzung, sähen wir sie nicht in der Wirklichkeit, uns noch viel fabelhafter vorkommen müßte, als der Gedanke an eine mögliche Herrschaft der Russen in Deutschland. Denn ist es nicht wunderbar, daß Rußland Länder, welche durch die ewigen Grenzen der Natur, nämlich durch unermeßliche Wüsten, undurchdringliche Wälder, eisige und glühende Himmelsstriche geschieden sind: wie Astrachan und Lappland, wie Sibirien und Besarabien, mit Moskau zu Einem Staate verschmelzen konnte?

Die große Zarin Catharina II. hat den förmlichen Untergang der Türkei vorbereitet, der früher oder später unvermeidlich eintreten wird, und was sie selbst nicht vermochte, das hat Kaiser Nikolaus vollbracht. Die krimmischen Tataren und ihre nächsten Stammverwandten sind von den Russen schon öfter geschlagen worden, ja, jene Zarin hat dem Staate dieser erstern sogar ein Ende gemacht, indem sie deren ganzes Land dem Russenreiche einverleibte; aber die Türken behaupteten sich doch noch immer an der Donau, bis Kaiser Nikolaus seine siegreichen Adler im Jahre 1829 über den Balkan, über diese ungeheure Vormauer der Türken in die Ebene von Adrianopel tragen ließ. Um wie viel ist Rußland seit einem Jahrhundert allen Hauptresidenzen, den deutschen, die uns am meisten interessiren, näher gerückt! Wer in der ungeheuren Ausdehnung dieses koloßalen Staates nach allen Seiten hin, in der Befestigung seiner Kirchlichkeit und in dem Nationalbewußtsein seines Volkes keine Gefahr für Deutschland mit seiner gespaltenen Nationalität und Kirche erblickt, ist entweder vor Hochdünkel trunken, oder er ist kein treuer Patriot für sein Vaterland. Die Russen, sagt man, müssen noch einen hundert Jahre langen Weg zurücklegen, ehe sie uns Deutsche in Cultur und Civilisation erreichen können. Mit dieser geistig-sittlichen Ueberlegenheit wird man die Barbaren schon zurückweisen, wohin sie gehören. Diese Barbaren aber sind in dem Zustande ihrer Uncultur politisch und kirchlich einig, während Deutschland, ja ganz Westeuropa mit seiner politischen und geistigen Aufklärung immer mehr an wahrer Religiösität, an Einheit uud Zusammenhang verliert. Die ungeheure Macht, welche Rußland in so kurzer Zeit erlangt hat, kann uns bis zur Ueberzeugung beweisen, was ein koloßaler Staat vermag, in welchem sich die national und religiös geschlossenen

Massen von Barbaren ihrer aufgeklärten, schlauen, unumschränkten Regierung als willenlos dienendes Werkzeug zur Verfügung stellen, wo also, wie jener geistreiche Franzose sich ausdrückt: die höchste Geschicklichkeit eines Autokraten mit der höchsten Gelehrigkeit seines willenlos dienenden Volkes Hand in Hand geht. Gelehrig sind die Russen im Allgemeinen, wie vielleicht kein Volk der Welt! Wunderbar ist es, daß die Ostkirche, die Jahrhunderte hindurch kein Zeichen eigentlichen Lebens von sich gegeben, auf einmal anfängt, sich so gewaltig zu regen. Seit der Zar ihr Schirmherr geworden, geht sie mit keinem kleinern Gedanken um, als mit der Zeit die ganze abendländische Kirche in ihren Schooß zu führen. „Eigentlich welthistorisch," sagt ein geistreicher Schriftsteller, „liegt der große Widerstreit, der allen andern in der europäischen Geschichte von jeher bedingt hat, noch immer unversöhnt zwischen der abendländischen und morgenländischen Kirche da. Von diesem wird daher die künftige Gestaltung der Dinge in Europa, namentlich auch das Verhältniß der Germanen und Slawen zuletzt ausgehen müssen. — Wenn die abendländische Kirche durch eine antikirchliche Revolution hart in's Gedränge käme, so würden die Westslawen, die dem Zarenreiche noch nicht unterworfen sind, und die sonst von ihren deutschen Regierungen so viele Wohlthaten empfangen, dadurch in die Arme Rußlands geführt werden." — Die deutsche Kirche, wie die Russen die evangelisch-lutherische nennen, müßte dann, im schlimmsten Falle, mit den Waffen des Geistes gegen die kolossale Macht der Barbaren ankämpfen und sich vertheidigen. —

Wahr ist es und alle ihre Widersacher müssen es bekennen, daß die Deutschen durch Geistesbildung und Kenntnisse der classischen Künste sich vor allen andern Völker auszeichnen. Denn von keiner Nation, als von der deutschen, sind so viele und mannichfaltige Kenntnisse von Allem, was auf Erden vorgeht, abgehandelt worden; ferner von der Kenntniß der Sterne, ihrer Größe, ihrem Lauf, von ihrer Zahl und Ordnung; bei keiner andern Nation findet man eine so große mit ungeheurem Fleiße erworbene Gelehrsamkeit in Auslegung und Deutung alter Schrift und Denkmähler und nicht etwa eines Volkes, sondern aller Völker der Vorzeit; ein so gieriges Forschen und Streben nach Aufschluß über die Welt und der

Menschen Dasein, so, daß man alle Meinungen, die nur denkende Menschen aller Jahrhunderte über den Ursprung der Dinge geäußert, aufmerksam angeschaut, durchdacht und strenge geprüft hat. Daher ist auch keine Nation, als die deutsche, so reich an Lehrgebäuden der Philosophie. Ja, die deutschen protestantischen Gelehrten, mit dem Predigerbuche in der Hand, können von sich rühmen, daß sie weislich angeschaut und erkundet Alles, was unter der Sonne geschieht und was da vorgeht unter den Leuten auf Erden; daß sie alle Stufen menschlicher Forschung in den höchsten Höhen und in den tiefsten Tiefen erstiegen haben. Was Wunder dann, daß ihre Rationalisten auch von sich rühmen, was der Evangelist mit seinen bildreichen und inhaltschweren Worten rügt: „Ich bin reich und habe gar satt und bedarf nichts," — und wie der Apostel ihnen vorwirft: „Ihr seid schon satt geworden, ihr seid schon reich geworden, ihr herrschet ohne uns! und wolle Gott, ihr herrschtet, aufdaß auch wir mit euch herrschen möchten." —

Welcher Deutscher dürfte nicht mit gerechtem Stolze auf die großen Geistesfähigkeiten seiner Nation sehen, die alle Elemente des Fortschritts in sich enthält; auf den deutschen Forschungs-, Erfindungs- und Prüfungsgeist, dem die Begriffe der Gelehrten aller andern Nationen erst zur Untersuchung und Läuterung übergeben werden müssen, ehe sie allgemeine Anerkennung finden können! Selbst der aufrichtig Fromme, dem sonst Alles, was die Welt hoch preist, Eitelkeit ist, kann nicht ohne inneres Wohlgefallen auf die großen Geistesgaben seiner Nation sehen, indem ja aller Fortschritt in der sittlichen Veredelung des Menschen und alle Weisheit, die ihn bedingt, ein Geschenk Gottes ist. Wo man aber bei dem Lämpchen seiner Vernunft sitzt und sagt: „Ich bin schon reich und satt geworden und bedarf nichts mehr — bedarf nicht der Sonne höherer Offenbarung, denn ich sitze ja im Hellen! da wird die Weisheit zur Thorheit vor Gott. Und wo die Weisen keine kirchliche Einheit und keine Harmonie in der Nationalität ihres Volkes zu Stande bringen können, um das theure Vaterland gegen äußere und innere Feinde zu schützen, da wird auch die Weisheit zur Thorheit vor den Menschen. Denn Alle, die von sich rühmen, daß sie schon reich und satt seien und nichts mehr bedürfen,

ungeachtet sie, wie der Evangelist hinzufügt: „jämmerlich, arm und blind sind," ruhen sorglos in jener gefährlichen Sicherheit, in der uns der Feind am leichtesten und sichersten überraschen kann.

Vor allem Andern muß man an eine Gefahr glauben, wenn man ihr entgehen will. Die Polen, Russen, Ungarn und andere christlichen Völker waren zu ihrer Zeit auch den wilden Horden der Mongolen geistig und sittlich überlegen, und dennoch wurden sie von ihnen Jahrhunderte hindurch auf die schmählichste Weise geknechtet. Und wenn auch jedes christliche Volk über jedes nichtchristliche am Ende den Sieg davon tragen muß: so bleiben doch die Folgen solcher längeren oder kürzeren Knechtschaft, lange Zeit bitter, höchst bedauernswerth. Obgleich vier Jahrhunderte seit dem Ende der Unterjochung der Russen durch die Mongolen, vorübergegangen sind, diese bösen Folgen sind bei dem russischen Volke noch immer so bitter und bedauernswerth, wie sie früher waren. Karamsin, der berühmte russische Geschichtsschreiber sagt: „Die alten freien Russen duldeten keine körperlichen Strafen; der Schuldige zahlte entweder mit dem Leben oder mit der Freiheit oder mit Geld — und wir mögen von diesen Gesetzen sagen, was Montesquieu von den Germanischen überhaupt sagt: sie zeigen eine eigene bewundernswürdige Einfachheit; sie sind kurz und rauh, aber Männern angemessen, welche fest und hochherzig die Sklaverei mehr als den Tod fürchten." —

Wo ist dieser hohe erhabene Männersinn der Russen hingekommen? Er ist unter dem Joche der Mongolen, unter welches das russische Volk sammt seinen Fürsten den Nacken beugen mußte, zu nichte geworden! „In Rußland," sagt Iwan Golowin, der freilich nur mit der größten Gehässigkeit von seinen Landsleuten spricht, „in Rußland ehrt man den Zaren und die Knute, und die Russen, die Elenden, sie schreien Ura! (Hurah!) es ist Zeit, uns zu prügeln!" —

Die moralische Erniedrigung der Russen war die Folge jener zweihundert und fünfzig Jahre langen Knechtschaft, sagt Karamsin, der ein wahres Klagelied über den damaligen unseligen Zustand seines Volkes singt. Die Russen, ihren nationalen Stolz verleugnend, nahmen die Zuflucht zu den Waffen der Unterjochten, zur List, zur Lüge, zu den abscheulichsten Kunstgriffen und Ränken. „Indem wir unsere Unter-

drücker betrogen, nahmen wir die Gewohnheit an, uns selber unter einander zu täuschen und zu betrügen. Geld war nöthig, um uns von den Gewaltthätigkeiten der Barbaren loszukaufen und so wurden wir geldgierig und empfindungslos für Unrecht und Schande." —

„Johann III., der das Joch der Mongolen brach, herrschte nunmehr tyrannisch. Er führte auch den Gebrauch des Handkußes der Zaren ein, den er zu einem schmeichelhaften Beweis seiner besondern Gnade machte. Dieser Zar ward der irdische Gott der Russen, die sich mit grenzenloser Hingebung in den Willen des nunmehrigen unumschränkten Herrschers ergaben. — Die höchsten Beamten, sowohl des Staates als der Kirche, ließ er, wenn sie sich eines Verbrechens schuldig gemacht und sie ihrer Würde verlustig gegangen waren, mit der furchtbaren Knute züchtigen." So Karamsin der Russe, wo er von den bösen Folgen der mongolischen Unterjochung spricht. Und Johanns Enkel, Iwan der Schreckliche, hauste noch viel barbarischer, denn er ließ aus purem Argwohn, aus Launen und Grillen die höchsten Würdenträger zu Tode peitschen und martern, wovon späterhin noch die Rede sein wird. Das geldgierige Wesen der Russen, aus dem sich das abscheuliche Bestechungssystem gebildet, ihre Arglist, Ränkesucht, Lüge und Prügelsucht, ihr Mangel an Ehrgefühl, die Verschmitztheit und Betrügerei in Handel und Schacher sind minder oder mehr Folge jener orientalischen Knechtschaft. Und was war die Ursache dieser schmählichen Unterjochung? Die Zwistigkeiten der russischen Fürsten, die Bruderkriege, die sie entzündeten, welche fast ununterbrochen drei Jahrhunderte hindurch das Land verheerten und die nationale Kraft zerspalteten! Die Einheit macht stark, sagt das Sprichwort. Möchte Deutschland sich einigen und kräftigen, ehe fremde Barbaren in seine schönen Gauen einbrechen! Wir wollen es hoffen, ja, wir sind überzeugt, daß es dazu kommen wird! Deutschlands unermeßliche Interessen, seine Geschichte und Sprache, seine Traditionen und Sitten erheischen es und werden mächtig dazu antreiben. Daß Rußland noch seine glänzendste Rolle in Europa spielen wird, ist gar nicht zu bezweifeln, seine bedrohliche Weltstellung, seine kolossale Macht, seine List, sein Gold, sein Glück, mit dem es der französischen Zwingherrschaft ein Ende gemacht, deuten darauf hin. Ob

aber seine Rolle von langer Dauer sein wird, ist sehr zu bezweifeln; denn seinem Volke, mit so großen Anlagen es auch von der Natur ausgestattet ist, fehlen dennoch die wahren Eigenschaften dazu. Rußland hat Bürger und Ehrenbürger; aber ein echtes Bürgerthum konnte es bis auf den heutigen Tag nicht begründen. Ehrenbürger wird Jeder, der zehn Jahre lang die große Gilde zahlt, der also, die Nebenausgaben mit gerechnet, ein Opfer von einigen tausend Thalern jährlich bringen kann. Der ehrlichste Bürger, der solches nicht vermag, kann nicht Ehrenbürger werden, wohl aber der größte Schuft, der Geld hat. Arme Bürgerssöhne indeß, die so glücklich sind, ihre Studien auf hohen Schulen zu machen, wodurch sie sich, fähig zum Staatsdienste, eine der untersten Rangclassen erwerben können, machen indeß eine Ausnahme hiervon; denn der kleinste russische Rang bringt das Ehrenbürgerrecht mit sich. Aber nur die Allerwenigsten können studiren, zumal die Aufnahme der Bürgerlichen auf hohen Schulen seit einigen Jahren außerordentlich erschwert ist. Diese bevorzugte Classe von Bürgern darf nicht persönlich gezüchtigt werden; denn sie genießt insofern dieselben Rechte, die man dem persönlichen Adel eingeräumt hat. Die schlichten Bürger sind zwar persönlich frei und stehen unter selbstgewählter Obrigkeit; aber sie können von der Polizei, die nicht von Bürgern, sondern von Tschinowniks oder Ranghabenden gehandhabt wird, des kleinsten Vergehens wegen gepeitscht werden. Es scheint, als ob die Russen von Natur nicht geeignet wären, ein echtes Bürgerthum zu begründen; denn ihr Hang zu allem Schacher ist zu groß und ihre Lust zu den echt bürgerlichen Gewerben zu klein, und zum wahren gediegenen Kaufmannsstande taugen sie auch sehr wenig. Die vorzüglichsten Handwerker und Kaufleute, namentlich die Großhändler, sind Ausländer, Deutsche, Franzosen und Engländer, welche von den Russen nie übertroffen werden können. Ferner ist beim Russen im Allgemeinen der Genuß des Augenblicks so überherrschend, daß er einen Vortheil, den er nicht gleich oder nicht in der nächsten Zukunft genießen kann, kaum oder gar nicht als Vortheil betrachtet. In der Land- und Forstwirthschaft sieht man das am deutlichsten. Ein deutscher Gärtner rieth einmal mehrern bejahrten Edelleuten in der Ukraine, einige Strecken ihrer Waldungen, die aus lauter

wilden Obstbäumen bestanden, zu veredeln, indem er ihnen den großen Vortheil begreiflich machte, den sie mit der Zeit daraus ziehen könnten, da das edle Obst hier selten und theuer ist. Sie aber sagten, sie wären zu alt und würden wohl schwerlich etwas von diesem Nutzen genießen können. So ließen sie lieber die schönen Äpfel-, Birn- und Kirschbäume niederhauen, um sie als Brennholz für einen Spottpreis zu verkaufen. Ganze Waldungen werden ausgerottet, weil die Eigenthümer sagen, so lange sie lebten, gäbe es da wohl zu fällen. So verwüstete Wälder werden nicht wieder angelegt, weil der Herr dieses Gebietes überzeugt ist, daß solch ein Wald erst nach 60 bis 80 Jahren, also erst dann, wenn er längst todt ist, Vortheil bringen kann. So wird viel verwüstet und wenig angebaut, weil der Russe von Allem, was er säet und pflanzt auch die Früchte genießen will. Daher ging es auch mit dem Cultiviren Peters des Großen so blitzschnell, denn er war ja ein echter Russe! Wie die Vegetation in dem alten Rußland, so sind auch die Bewohner desselben. Es soll Alles keimen, blühen und reifen fast zu gleicher Zeit. Wenn die Newa im Juni noch Eis treibt und man im Ende August schon das Obst eingeerndtet hat, so kann man sich eine Vorstellung von der raschen Vegetation der dortigen Natur machen. Was aber schnell reift, altert schnell und stirbt frühe. Die russischen Handwerker vollenden ihre Arbeiten oft mit unglaublicher Schnelligkeit; genau besehen sind es aber auch nur Pfuschereien. Paläste, Brücken, Häuser u. s. w. werden in Rußland mit einer Schnelligkeit aufgeführt, wie in keinem andern Lande; aber sie zerfallen auch eben so schnell. Die Isaakskirche und andere Koloße, an denen man schon im vorigen Jahrhundert arbeitete, machen freilich eine Ausnahme hiervon. Als der prächtige, 721 Fuß lange, Winterpalast zu St. Petersburg im Jahre 1837 den 29. December bis auf die äußern Mauern ein Raub der Flammen geworden war, setzte Kaiser Nikolaus eine fabelhaft kurze Frist fest, in welcher er wieder aufgebaut sein müßte, ungeachtet der strengen Kälte. Er wurde auch richtig fertig; aber der riesenhafte Georgensaal stürzte bald darauf wieder ein und würde die ganze hohe Aristokratie, hätte sie sich nur noch eine kurze Weile darin aufgehalten, unter seinen Trümmern begraben haben. Kein Fürst reis't

bekanntlich mit solcher Schnelligkeit, wie die russischen Monarchen. „Stupai!" sagte einmal ein russischer Kaiser zum Postillon, als dieser bergab im Schritt fahren wollte, „stupai!" (vorwärts!) rief der Kaiser und vorwärts ging's bis das Oberste des Wagens zu Unterst gekehrt war. Zum Glück kam der Monarch mit einer bloß leichten Verrenkung des Armes davon.

Die Reform oder wie einige sie nennen, die zweite Schöpfung Rußlands durch Peter den Großen, wurde auch mit einer beispiellosen Schnelligkeit betrieben; aber sie ist auch eine übereilte, in ihrem Grundwesen verfehlte. Verfehlt ist sie, weil sie kein echtes Bürgerthum zum Grunde hat. Wer ist in allen civilisirten Ländern der Aufbewahrer der Einsichten, der Sitten und Reichthümer des Volkes, der Rathgeber und Helfer in Gefahren, der Träger aller Tugenden, die allein einen Staat wahrhaft blühend und mächtig machen und dauerhaft begründen können? Das echte wahre Bürgerthum ist es, das wir weder in Rußland, noch in Polen, noch bei sonst einer slawischen Nation erblicken können. Verfehlt ist diese zweite Schöpfung Rußlands auch schon deshalb, weil der sonst große Zar die Leibeigenschaft nicht nur nicht beseitigte, sondern sie sogar in der Zeit, wo alle civilisirte Staaten diese Feindin der Cultur und des Christenthums entweder schon vernichtet hatten oder mit ihrer Vernichtung umgingen, nur noch fester begründete. Denn dadurch hat er allen seinen Nachfolgern, bis sie abgeschafft ist, eine schreckliche Verlegenheit bereitet und ihnen einen Haufen von Furcht und Sorgen aufgebürdet. Wir erinnern an das, was wir auf Seite 31 über dieses große Uebel gesagt haben. Peter der Große hatte von dem Grundelement der Civilisation falsche Begriffe, denn er sah in ihm nur das vorzüglichste Hilfsmittel, mit dem er seinem Lande die materielle Kraft verschaffen könnte, an der ihm Alles gelegen war. Um die sittliche Veredelung seines Volkes bekümmerte er sich nicht, weil ihm die wahre Liebe zu der Würde des Menschen fehlte. Alles, was er zur Vervollkommnung des geistigen und gesellschaftlichen Lebens schuf, sollte ihm nur zur Vergrößerung und Befestigung seiner materiellen Macht dienen. Wenn wir in der Civilisation nur das Mittel erblicken können, vermöge dessen der Mensch in den ursprünglichen Zustand seiner Vollkommenheit zurückgeführt werden soll, so entspran-

gen die guten Reformen Peters I. größtentheils aus schlechten Beweggründen; denn materielle Macht und Civilisation waren ihm identisch. Diese guten Reformen aber kamen nur dem Adel zu Nutze; den armen Leibeignen, die mehr als den dritten Theil der russischen Bevölkerung ausmachen, kamen sie nicht zu Gute. Dieses unglückliche Volk befindet sich noch in demselben Zustande der Uncultur, wie vor 130 Jahren. Die größten und edelsten russischen Staatsmänner erliegen vor dem großen Gedanken, wie die Leibeigenschaft beseitigt, und die große Kluft zwischen den Gutsherren und den armen Sklaven ausgefüllt werden könnte, ohne ein ungeheures Elend über das ganze Land heraufzubeschwören. Ist vielleicht nur ein großer Krieg vermögend, die Morgenröthe eines neuen geistigen Lebens in Rußland anzubahnen, so wäre der kühne verwegene Entschluß des sonst so edeln und großen Kaisers Nikolaus wenigstens von einer Seite zu entschuldigen. Sonst aber eilt er unwiderstreitig dem Gange der Zeit voraus! Denn noch ist es zu frühe, daß große Ziel zu verfolgen, das Peter I. vorgezeichnet, weil es der großen Hindernisse, die Rußlands Macht im Fluge hemmen, noch zu viele giebt; noch ist der Pope zu roh und unwissend, um ihm die geistlichen Gelehrten der katholischen und protestantischen Kirche unterzuordnen; noch ist das russische Volk in allen Zweigen der Cultur zu weit zurück, um der ausländischen Lehrmeister, wenn gleich sie nur ein nothwendiges Uebel von jeher waren, entbehren zu können, zu frühe ist es demnach, die ihnen bewilligten Privilegien aufzuheben; noch ist der deutsche Adel in den Ostseeprovinzen dem moskowitischen geistig und sittlich zu weit überlegen, als daß man ihn diesem unterwerfen dürfte.

Würden die russischen Regenten der Zeit nicht voreilen, sondern warten, bis Rußlands Bevölkerung wenigstens um die Hälfte vermehrt wäre, was binnen 50 Jahren geschehen könnte, und bis das Land mit den so nothwendigen Verbindungswegen und Eisenbahnen versehen wäre: was wäre Rußland dann für eine Macht! Wenn man nur den Blick auf die kolossalen Formen dieses mit so ungeheurer Spannkraft begabten Reiches hinwendet, sagt ein berühmter Schriftsteller, so drängt sich mit einem scheinbaren Grunde die Frage auf: was Frankreich, England, von seinen unermeßlichen Colonien abgetrennt, Deutschland, Italien, was alle diese Ursitze einer

vielleicht alternden Civilisation neben Rußland, neben diesem Schauplatze eines neuen thatkräftigen überströmenden Lebens zu bedeuten haben? — So aber eilen die Zaren, als echte Russen, der Zeit voran und ehe sie die Bahnen geebnet — setzen sie den Koloß in Bewegung, der im Rollen wohl eher an einen Felsen stößt und in Trümmer zerfällt, als er das vorgezeichnete Ziel erreichen wird. Das russische Ziel aber ist kurz, die Dardanellen, den Sund und das Mittelmeer zu beherrschen, folglich den ganzen Occident!

Unter der Regierung Wsséwolod III. Jurjewitsch's (1176—1212) eroberten die Ritter des vierten Kreuzzuges Constantinopel (1204). Das war für Rußland ein in jeder Beziehung trauriges Ereigniß, denn Russen und Griechen waren durch Religion und Handel schon seit dem 10. Jahrhundert enge mit einander verbunden. Die Franken und Venetianer plünderten nicht nur die reichen Kirchen der Griechen, sondern sie setzten auch einen eigenen Kaiser und einen lateinischen Patriarchen ein. Der griechische Oberkirchenhirt mußte ihnen den reichen Schatz der Sophienkirche preisgeben und zog darauf in einem einzigen ärmlichen Kleide auf einem Esel nach Thracien. Der Papst Innocenz III. jubelte ob dieser Siege und schrieb an die russische Geistlichkeit: „Der wahre Glaube triumphirt, das ganze griechische Kaiserthum muß ihm daher auch gehorchen. Wollen denn die Russen sich allein von der wahren Heerde absondern? Die römisch-katholische Kirche ist die Arche der Seligkeit und außer ihr ist kein Heil u. s. w." — Die Russen achteten indeß auf diese Ermahnung des Papstes nicht, und die orientalische Kirche strebt seitdem, in der Geschichte des Christenthums das noch zu werden, was die Abendländische einst gewesen. Die russischen Metropoliten empfingen von jetzt an bis zur Vertreibung der Kreuzritter aus Constantinopel, ihre Weihe zu Niccäa in Kleinasien, (Isnik) dem Hauptsitze der Patriarchen. Zu dieser Zeit wurden andere Kreuzritter, die Schwertbrüder, welche neben dem Kreuze auch das Schwert auf ihrem weißen Ordensmantel trugen, dem nordwestlichen Rußland fast eben so gefährlich, als jene dem oströmischen Reiche. Rußland war damals durch seine Theilfürsten, welche die unseligen Bruderkriege heraufbeschworen und das Land verwüstet hatten, in einer sehr traurigen Lage, wovon später noch die Rede sein wird.

Die alten Preußen, Nachbaren und wahrscheinlich Stammverwandten der Litthauer, waren grimmige Feinde des Christenthums. Sie ermordeten den heiligen Adalbert (997), dessen Gebeine in der Kathedrale zu Gnesen im heutigen Regierungs-Bezirke Bromberg ruhen. Auch andere Christenglaubensbotschafter, die zu ihnen gesandt worden, fielen ihrer Wuth zum Opfer. Als aber in der Mitte des 12. Jahrhunderts Bremer Kaufleute nach der Dünamündung zogen, wo sie zur Niederlage ihrer Waaren das Dorf Uexkül und später auch eine Festung daselbst erbaueten, begann die Bekehrung der alten Preußen und ihrer heidnischen Nachbaren. Meinhard, ein Augustiner Mönch aus der Bremischen Kirche, gründete auf der Dünainsel Dalen ein Schloß, eine Kirche und ein Kloster seines Ordens. Ganze Pilgerschaften, das Schwert in der Hand, zogen aus Deutschland nach Liefland. Bischof Albert oder Adalbert, Stifter des Ordens der Schwertbrüder oder Streiter Christi, erbauete im J. 1200 Riga. Papst Innocenz III. gab diesem neuen Orden die Regel der Tempelritter und unterwarf ihn eben diesem Bischofe von Riga. Die Schwertbrüder vereinigten sich im J. 1237 mit den deutschen Ordensrittern, die im J. 1230 nach dem alten Preußen gekommen waren und das ganze Land erobert hatten; behielten aber ihre Heermeister bei, welche mit einer Souveränität Liefland und Esthland regierten wie die geistlichen Fürsten in Deutschland ihre Gebiete. Kreuz und Schwert waren die Sinnbilder dieser neuen Verbrüderung.

Die Russen nannten sich jetzt zwar noch immer Herren von Liefland; sie hatten auch noch eine Festung an der Düna und trieben den Tribut ein, den sie den Liven auferlegt hatten; allein ihre Macht war gebrochen durch den politischen Fehler, den sie dadurch begingen, daß sie den Bischof im Bekehren der Heiden nicht hinderten. Der schlaue Adalbert wußte vermittelst reicher Geschenke den unpolitischen russischen Fürsten von Polotzk für sich zu gewinnen, indem er that, als habe er keine andere Absicht, denn die Bekehrung der Heiden. Dabei unterließ er indeß nicht, sein Heer zu vermehren und neue Festungen zu gründen. Sein Ziel war, die weltliche sammt der geistlichen Herrschaft über ganz Liefland auszuüben. Endlich gingen dem russischen Fürsten Wladimir von Polotzk (12 Meilen von Witebs), die Augen auf und erklärte

den Schwertbrüdern den Krieg. Vergeblich belagerte er mit einem starken Heere Kirchholm und die obengenannte Festung Uexküll. Fast mit bloßem Steinschleudern brachten die gewandten deutschen Ritter den Russen eine Niederlage bei. Nachahmungssüchtig, wie diese letztern von jeher waren, versuchten sie auch das Steinschleudern, gegen die gefährlichen Deutschen; allein sie stellten sich so ungeschickt dabei, daß sie kaum einen ihrer Feinde trafen, wohl aber hunderte ihrer eigenen Brüder tödteten. Den Fürsten von Polotzk überfiel ein panisches Schrecken; er eilte mit seinem ganzen Heere auf der Düna nach seiner befestigten Hauptstadt. Die Letten waren den Deutschen sehr zugethan. Das flößte dem Bischof von Riga desto mehr Muth ein, und er vertrieb bald darauf die Russen aus ihrem festen Schlosse Kukenois und zwang den russischen Theilfürsten Wsséwolod, der rigischen Kirche einen Tribut zu entrichten. Dieser Fürst, mit einer Litthauerin vermählt, herrschte in Kreuzburg an der Düna und unterstützte die Litthauer, die damals noch geschworene Feinde des Christenthums und gefährliche Räuber waren, in ihrem heillosen Treiben. Bischof Adalbert legte seine Hauptstadt in Asche und zwang ihn, sein ganzes Fürstenthum, der heil. Mutter Gottes, deren Verwalter der Bischof in hiesiger Gegend war, zu schenken. Wssewolod unterwarf sich in aller Demuth und schwur der römisch-katholischen Kirche ewige Treue. Seitdem war er nichts weiter als Statthalter des Bischofs von Riga.

Im J. 1241 drangen die Schwertbrüder, im Bunde mit den Schweden und Dänen bis an die Newa, der Gegend des heutigen St. Petersburg, vor. Aber Alexander Jarosslawitsch, Statthalter und Heerführer der Groß-Nowgoroder, von dem noch öfter die Rede sein wird, zog ihnen mit einem Heere entgegen und schlug die Verbündeten aufs Haupt, für welchen Sieg er den berühmten Beinamen „Newßkij" erhielt. Als dieser junge Held später Großfürst von ganz Rußland wurde, mußte er am Steigbügel des Chans der Mongolen, die das ganze Land unterjocht hatten, demüthig um Gnade für sich und sein Volk bitten. So tief war Rußland damals durch die Mongolen erniedrigt, wie wir in der Folge noch sehen werden. Nach seinem Tode wurde Alexander heilig gesprochen. Peter der Große ließ im J. 1723 seine Gebeine aus Wla-

dimir, einstmaligen Residenzstadt der Großfürsten, nach St. Petersburg bringen und sie in dem, auf seinen Namen getauften Alexander Newßkij Kloster beisetzen, wo sie noch heutzutag ein Gegenstand der Verehrung aller Russen sind. Mit außerordentlichem geistlichen und weltlichen Gepränge empfing der große Zar diese Reliquien. Der prächtige Sargophag ist mit einem Bildwerk verziert, das die Schlacht an der Newa vorstellt. Der Kriegsruhm und Edelsinn dieses jungen Helden zog aus Deutschland und Preußen eine Menge ausgezeichneter Männer nach Rußland, welche diesem ihrem zweiten Vaterlande im Staats- und Kriegsdienste ganz außerordentlich viel nützten. Nach Karamsins Zeugnisse stammen demnach die in der russischen Geschichte so berühmten Familien der Kutusows, Mussin-Puschkins, Buterlins, Schtschukins, Scheins, Saltikows, Tutschkows und Andern aus Deutschland her.

Unter vielen historisch merkwürdigen Gegenständen befindet sich auch die karmoisinsammetne Fürstenmütze Alexanders in diesem Kloster, zu welchen man gelangt, wenn man die Hauptstraße, den 14350 Fuß langen Newßkischen Prospekt entlang geht.

III.

St. Petersburg.

Schon im 13. Jahrhundert hatten die Schweden verschiedene Festungen und Verschanzungen in den Gegenden Ingermanlands, dessen Hauptstadt einst Narwa war und jetzt St. Petersburg ist. Die handelssüchtigen Republikaner von Groß-Nowgorod, deren Statthalter damals Alexander Newskij war, sahen mit Neid und Verdruß auf die festen Plätze der Schweden. Daher waren sie auch fast im steten Kampfe mit ihnen. Endlich bemächtigte sich Peter der Große im Anfange des 18. Jahrhunderts der ganzen Gegend und gründete das nunmehrige so berühmte St. Petersburg an der Newa, wo sonst nur einige Fischerhütten standen. Welch ein Unternehmen, hier im Morraste eine solche Stadt zu erbauen! Hunderttausende von Menschen, die der Zar aus allen Gegenden seines Reiches hieher befohlen, kamen bei der Arbeit um's Leben. Es schien, als ob der Tod mit seiner Hippe da gestanden und viele Hunderte täglich niedergemäht hätte. Die durch das Aufwühlen des sumpfigen Bodens verpestete Luft, der Mangel an Lebensmitteln und aller nothwendigen Pflege und die ungeheure Anstrengung der Arbeit selbst, rafften die Menschen in Menge hinweg. Zu all diesem Ungemach kam nun noch, daß die Schweden Alles aufboten, den begonnenen Bau wieder zu zerstören.

Mit ähnlichen Widerwärtigkeiten hatten, ein halbes Jahrhundert später, die ersten deutschen Colonisten zu kämpfen,

welche Katharina II. nach Rußland lockte und ihnen die öde Steppe an der Wolga im Saratow'schen Gouvernement zu ihrer Niederlassung anwies. Diese armen Leute hofften, laut ihres Contractes, Häuser, Ställe, Scheunen u. dgl. m. fertig zu finden; fanden aber bei ihrer Ankunft daselbst nicht einmal das Material zum Bauen vorhanden. Während sie sich nun an die schwere Arbeit machten, alle unumgänglich nothwendigen Gebäulichkeiten in's Dasein zu bringen, wurden sie von den Kirgisen und andern wilden Steppenvölkern, die wie ganze Heerden von Raubthieren umherstrichen, in Furcht und Schrecken gesetzt und an der Arbeit verhindert. Zum Glücke hatten viele der deutschen Bauern ihre Feuergewehre mitgebracht, vermittelst deren sie den wilden Menschen wenigstens soviel Respect einflößten, daß sie sich nicht allzunahe herbei wagten. Die russischen Bauern, welche zu ähnlichen Niederlassungen gezwungen worden, waren nicht so glücklich; sie hatten keine solche Waffen, und daher fielen nicht Wenige von ihnen, sammt ihren Weibern und Kindern in die Hände dieser Barbaren, von denen sie fort in die Sklaverei geschleppt wurden. Wenn Peter der Große wirklich im Sinne hatte, die Haupt- und Residenzstadt seines Reiches hier an der Newa gründen zu wollen, so ist das unbegreiflich; denn die Gegend ringsumher ist nicht nur all zu stiefmütterlich von der Natur ausgestattet, sondern der finnische Meerbusen von Kronstadt herauf und der 292 Quadrat-Meilen große Ladogasee von oberhalb Schlüsselburg die Newa herab, bedrohen auch St. Petersburg alljährlich mit einer Ueberschwemmung, wovon die Stadt schon oft heimgesucht worden ist. Dem Zaren schien der Ort wohl am günstigsten für eine Hafenstadt, die zugleich eine offene Pforte werden sollte und geworden ist, durch welche Rußland nach ganz Europa eingeht. Beim Bauen dieser seiner Lieblingsstadt war er täglich eigenhändig beschäftigt. Einmal, so wird erzählt, erblickte er einen hohen dicken Stamm, der halb in die Erde gerammelt war und der oben ein Zeichen hatte, das mit der Axt eingehauen zu sein schien. Was soll das bedeuten? fragte er einen Arbeiter, der aus hiesiger Gegend gebürtig war. So hoch stand im Jahre 1680 das Wasser, antwortete der finnische Bauer. Der Zar erschrak, denn er stellte sich vor, wie gefährlich ein solcher Wasserstand seiner

Stadt werden müßte, der die einstöckigen Gebäude, wie sie damals fast alle gebaut wurden, überfluthen würde. Sto delajet! was ist zu machen, dachte er endlich, hunderte von Häusern sind schon aufgebaut, und die Stadt muß nun einmal hier stehen! Der Selbstherrscher aller Russen aber wußte sich augenblicklich zu helfen. „Frjosch, Sukinsün!" (Du lügst, Hundesohn!) sagte er zu dem Bauern, „so hoch kann und darf das Wasser nicht steigen!" Damit hieb er den Stamm mit eigener Faust nieder, als wolle er dadurch das Uebel ein für alle Male beseitigen. Und das schien geholfen zu haben — wenigstens für so lange als der große Zar lebte; denn erst drei Jahre nach seinem Tode, 1728, wurde St. Petersburg von der ersten großen Ueberschwemmung heimgesucht. Das Meer trieb seine Fluthen die Newa hinauf und überschwemmte die junge Stadt; viele Menschen kamen dabei um's Leben. Ein Jahr darauf, 1729, wurde die Stadt abermals von einer Ueberschwemmung heimgesucht. Das Unglück wiederholte sich in den Jahren: 1735, 1740, 1742, 1777. Wenn im Herbste Tag und Nacht gleich sind, pflegen hier heftige Stürme zu wüthen, welche das Meer die Newa hinauf werfen. Im Jahre 1824 erreichte das Wasser in der Stadt eine ganz außerordentliche Höhe; mehr als tausend Menschen kamen dabei um, und der materielle Schaden, den es anrichtete, wurde auf mehrere Millionen Rubel angeschlagen. Nach dem Tode Peter II., der die alte Zarenstadt Moskau zu seiner Residenz gemacht, und unter dessen kurzer Regierung die Reaction ihr Haupt erhob, um die alte Bojarenwirthschaft wieder einzuführen, kam Anna, Tochter von Peter des Großen Bruder, Iwan Alexejewitsch, auf den Thron, welche wieder in St. Petersburg ihre Residenz aufschlug und die Leitung der Regierungsgeschäfte deutschen Männern anvertraute. Während ihrer zehnjährigen Regierung wurde die neue Stadt sehr verschönert. Ganz besonders aber waren es Elisabeth I. und Katharina II., welche den Glanz der Residenz an der Newa erhöheten. Auch Paul I. und besonders Alexander I. thaten ihr Möglichstes, um St. Petersburg zu einer der schönsten Städte Europa's zu machen. Kaiser Nikolaus aber überragt sie in dieser Hinsicht alle, denn unter seiner neunundzwanzigjährigen Regierung tauchten die Prachtpaläste wie die Grasspitzen auf einer Wiese

hervor. In allen Kunstwerken der Architectur, die er aufführen ließ, spiegelt sich sein großer Charakter. Ein Dichter sagt von ihm: „Er thürmt auf Finnlands Moore: Tempel, Säulen und Koloße, die der Wunderwerke Griechenland's und Rom's spotten." Finnlands Moor nennt der Dichter den hiesigen sumpfigen Boden, weil die Finnen, deren Herkunft und Abstammung noch nicht an das helle Licht der Geschichte gezogen ist, schon in der Urzeit die hiesige Gegend bewohnten. Die Liven und Esthen gehören zu der großen Familie der Finnen.

Riesenmäßig ist die Reiterstatue Peters des Großen, die Catharina II. errichten und auf dem Isaaksplatze aufstellen ließ. Der berühmte französische Bildhauer Falconet machte das Modell und leitete auch den Guß des koloßalen Werkes. Peter I., in alt russischer Tracht, einen Lorbeerkranz auf dem Haupte, sitzt, nach alter Sitte, ohne Steigbügel auf einem koloßalen Rosse, das auf den Hinterfüßen steht, um einen Felsen hinan zu springen. Der Sinn dieser Stellung des Pferdes ist klar: Felsen, die übersprungen werden mußten, lagen dem großen Zaren überall im Wege. Auch die List, der Neid, die Widerwärtigkeiten, die er zu bekämpfen und zu überwinden hatte, sind in der großen Schlange versinnbildet, welche sich dem Pferde zwischen die Hinterfüße gemacht, als wolle sie es im Sprunge hindern oder es zum Falle bringen. Der koloßale und meisterhafte Guß, Roß und Reiter, steht auf einem 17 Fuß hohen und 30000 Zentner schweren Granitblocke. Dieses riesige Meisterwerk muß gesehen werden, um es bewundern zu können. Allein was das Koloßale betrifft, so steht es der Alexandersäule, einem Denkmahle, das Kaiser Nikolaus seinem ruhmreichen Bruder errichten ließ, weit nach. Denn diese Säule besteht aus einem einzigen, fein polirten Stücke Granit, das über 80 Fuß Höhe und gegen 14 Fuß im Durchmesser hat. Sammt dem Fußgestelle aber, das mit großartigem Bildwerke aus Bronze geschmückt ist und dem metall'nen Engel, der oben, ein Kreuz in der Hand, dasteht, erreicht das ganze Werk eine Höhe von 154 Fuß. Die Isaakskirche ist auch ein so koloßales Werk, dem in dieser Beziehung nur die St. Peterskirche zu Rom gleich kommt. Sie ist ganz aus Granit erbaut. Drei Säulenhallen umschließen sie rund um, und bilden gleichsam Stock-

werke. Die große Kuppel ist mit Kupferplatten, gedeckt, welche echt, d. h. im Feuer vergoldet sind; vier kleinere ebenfalls vergoldete Kuppeln, umgeben sie. Diese Kirche hat eine Höhe von 317 Fuß. Unter ihr sind dreißig und einige Oefen angebracht, nm sie im Winter angenehm zu heizen.

Welch ein Unternehmen, diesen Millionen Zentner schweren Koloß auf einen moorastigen Boden zu stellen! Ein Dichter singt und ein Prosaiker hätte dasselbe sagen können, daß man ganze Wälder ausrotten mußte, um das Fundament zu machen, auf das man den granitnen Riesen thürmte. Ohne der andern 166 Kirchen und Kapellen und der Tausenden von Prachtpalästen hier zu gedenken, erwähnen wir noch der St. Peter- und Pauls-Kathedrale, welche Peter der Große auf dem linken Newaufer erbaute und die älteste Kirche der Stadt ist. Ihre Höhe beträgt mit dem Thurme 340 Fuß. In dieser Kirche ruhen die Gebeine der Kaiser und Kaiserinnen und ihrer Familien von Peter dem Großen an, mit Ausnahme Peters II., der sich Moskau zur Residenz wählte und dort begraben liegt. Zur rechten Hand stehen in Reihen die Särge des großen Zaren, seiner Gemahlin Catharinen I., seiner Tochter Elisabeth I.; dann die der Anna I., Peters III. und seiner Gemahlin Catharinen II.; zur linken ruhen die Gebeine Pauls I., Alexanders I. und ihrer Gemahlinnen, ferner die der Großfürsten, Constantin's und Michael's.

Der Thurm dieser Kirche, den man auch schlechtweg den Festungsthurm nennt, enthält ein herrliches Glockenspiel. Er ist viereckig, seine pyramidenförmige Spitze ist hölzern, und ganz mit im Feuer vergoldeten Kupferplatten gedeckt; von vier Säulenreihen, eine auf der andern ruhend, getragen. Sein Styl erinnert an die Vorliebe, welche Peter der Große für die holländische Bauart im Allgemeinen hatte, er ist ganz nach holländischem Geschmacke gebaut. Auf der Spitze des Thurmes ruht eine kupferne stark vergoldete Kugel, und auf dieser steht ein metallner, im Fluge begriffener Engel mit einem Kreuze in der Hand. Auch diese beiden Stücke sind stark vergoldet.

Ein alter Geheimerath, der schon unter der Regierung Catharina II. ein Amt im Dienste des Staates bekleidete, erzählte mir unter andern auch folgende drollige Geschichte. Catharina II. fiel es ein, den metallnen Engel von diesem

Thurme herabnehmen zu lassen. Demzufolge versammelten sich die vorzüglichsten Architekten, größtentheils Ausländer, und nahmen den Thurm mit der auf seiner Spitze stehenden Figur in Augenschein. Ihre Meinung war nun, daß die Herabnahme des Engels nicht anders bewerkstelligt werden könnte, als vermittelst eines Gerüstes, das rings um den Thurm aufgeführt werden müßte. Sie bezeichneten diese Arbeit als so schwierig und kostspielig, daß die Kaiserin endlich fragte, was der Spaß denn wohl kosten könnte. Als die Herren Alles genau berechnet hatten, sagten sie, es seien wenigstens 20000 Rubel Silber dazu erforderlich. „Aber wäre denn die Sache nicht auf eine andere einfachere Art auszuführen?" fragte die Kaiserin, der solche Summe doch etwas zu groß vorkam. Jetzt machten die Herren den Thurm mit dem Engel nochmals zum Gegenstande ihrer gründlichen Betrachtung, waren aber am Ende doch Alle einstimmig, daß das Werk nur nach ihrem vorhin gemachten Plane vollbracht werden könnte. So soll es unterbleiben! sagte die Kaiserin. — Wir müssen hier der außerordentlichen Geschicklichkeit des gemeinen Russen zu allen technischen Arbeiten Erwähnung thun. An praktischem Verstande übertrifft er vielleicht noch den Engländer und Amerikaner. Mit seinem Beil, das ihm zugleich Hammer und Säge ist, stellt er in kürzester Zeit ein hölzernes Haus hin, und mit einem Ding, das eher einem dicken Nagel, als einem Meißel oder Stemmeisen ähnlich ist, versieht er den Giebel des Daches auch noch mit einem bewunderswerthen Schnitzwerke. Die Weißbinder und Maurer in verschiedenen Städten der Rheinprovinz, welche, um ein Häuschen anzustreichen, mit einer Last von schlanken Stämmen, Brettern und Stricken angezogen kommen, und ein paar Tage mit Aufstellung des Gerüstes zu thun haben, würden sich wundern, wenn sie einen russischen Bauern ein drei, vier, fünf Stockwerk hohes Haus anstreichen sähen. Ein schlanker Baumstamm, durch den er die nöthige Anzahl Löcher gebohrt, in welche er 2 Fußlange starke Stecken so hinein geschlagen hat, daß die Enden von Beiden Seiten höchstens zwei Hand breit hervorstehen, ist sein Gerüste, auf dem er, wie auf einer Leiter, höher und niedriger steigend, die höchsten Häuser stuccaturt und anstreicht. Diese originelle Leiter hat er am Fuße mit einem 2 Ellen langen Querholze in Form eines Kreuzes

versehen, damit sie fester stehe. Er allein oder ihrer zwei wälzen das Ding Schritt für Schritt die ganze Breite des Hauses entlang. Man kann sich einen Begriff von den außerordentlichen Fähigkeiten machen, die, vielleicht mit sehr wenigen Ausnahmen, in allen russischen Bauern liegen, wenn man bedenkt, daß der Leibherr, ohne seine Leute genau zu kennen, zu dem einen sagt: „Du wirst Schuster, zum andern, du wirst Maler, Musicus, Bildhauer, Schauspieler u. s. w." und dann jeder in seinem Fache das leistet, was man, eingedenk solchen Zwanges, nicht von ihm erwarten könnte. Wird ein solcher Bursche am Ende noch Soldat, so ist der Oberst oder Hauptmann im Stande und sagt zu einem Schuster: Du wirst Schlosser! und zu einem Schneider: Du wirst Schmied oder Tischler! und so müssen sie in den neuen Fächern binnen kurzem ein gutes Stück Arbeit liefern, sonst giebt es abscheuliche Hiebe. Schlimm genug ist es freilich, daß der gemeine Russe in der Regel mit dem Stocke zur Erlernung eines Handwerks, und wenn er es versteht, auch zur Lieferung eines guten Stückes Arbeit angetrieben werden muß. Geschieht das nicht, so wird er Fuhrmann, Krämer oder Schacherer, wozu er, wie der Jude, die meiste Lust hat. Ist er aber Handwerker und selbstständig, so pfuscht er, weil er den Stock eines Meisters dann nicht zu fürchten hat. Catharina II. war eine geniale russische Regentin; sie brachte zwei sich widerstrebende Kräfte in Einklang, indem sie sich Russen zu Werkzeugen ihrer Macht wählte, und doch das ausländische Element in allen Regierungsangelegenheiten walten zu lassen verstand, und dabei ihre ausländische, rein deutsche Herkunft, so vollkommen vergessen zu machen wußte, daß der russische Adel wie der Bauer von ihrem ganzen Thun und Wesen entzückt war und schwor, sie sei eine echte Russin, nicht nur in ihren Anordnungen und Handlungen, sondern auch in Bezug auf ihre Geburt. — Von allen den 69 Großfürsten, Zaren, Kaisern und Kaiserinnen, die seit Rurik bis auf Nikolaus I. den russischen Thron inne hatten, wußte kein einziger sich so populär zu machen, als eben dieses geniale Weib. Sehr bezeichnend für den Widerwillen gegen ihre rein deutsche Herkunft, ist folgende Anekdote. Ihr Leibarzt, ein Engländer, schröpfte sie einmal. „Aber schröpfen Sie mich so, daß kein deutscher Blutstropfe in mir bleibe," sagte sie zu

ihm. Unter dem Volke erwarb sie sich den vielsagenden Namen: Mátuschka (Mutter oder auch Mütterchen) der in der russischen Sprache überaus herzlich klingt und mit dem sie vom gemeinen Manne stets genannt wurde. Als das Project von der Herabnahme jenes metallnen Engels in St. Petersburg und auch hie und da in der nächsten Provinz bekannt geworden, erschien eines Morgens im Winterpallast ein Bauer und gab an, diese Figur herab zu nehmen, sei nitschewó, d. h. eine große Kleinigkeit. Nach vieler Mühe und tausenderlei Fragen, welche die Kammerdiener und Kammerherren an ihn richteten, gelang es ihm endlich, der großen Zarin vorgestellt zu werden. „Und du wärst wirklich im Stande, dieses schwierige, ja, sogar gefährliche Werk auf eine leichte und sichere Art zu vollbringen?" fragte sie ihn. „Tótschno taks, Mátuschka!" (so ist es, Mütterchen!) antwortete der Bauer. — „Und wie viel würde es kosten?" frug sie weiter. — „Triste rublei!" (300 Rubel!) erwiederte der Mann und der gemüthlichen Zarin schien, als mache er dabei eine Miene, wie gewisse Handwerksleute zu thun pflegen, wenn sie zu verstehen geben wollen, daß bei der Arbeit, welche vornehme und reiche Leute bestellen, doch auch etwas verdient werden müßte. Sie konnte sich des Lachens nicht mehr enthalten und hüpfte behende in's Nebengemach, wo sie sich recht auslachte. Darauf erschien sie in Begleitung ihres Günstlings, des Fürsten Potémkin, wieder vor dem Bauern. „Und wie willst du die Sache bewerkstelligen? fragte sie ihn. Aus der obersten Lichtöffnung des Thurmes heraus werde ich mich an einem Seile bis oben an die Spitze ziehen, Mátuschka! sagte der Bauer.

Ce drôle là rappelle ce farceur qui voalait se tirer par ses propres cheveux du bourbier où il était tombé.

Der Bursche erinnert an jenen Spaßmacher, der sich an seinem eigenen Haarzopfe aus dem Moraste ziehen wollte, bemerkte Potémkin.

C'est à mourir de rire.

Es ist zum kranklachen! sagte die Kaiserin und hüpfte zum zweitenmale in's Nebengemach. „Also an einem Seile, das du an den Engel zu befestigen gedenkst, willst du dich hinauf ziehen?" sagte sie, als sie wieder erschien. Totschno taks, Mátuschka! antwortete der Bauer. — „Aber wie wirst

du im Stande sein, das Seil an den Engel zu befestigen? darin besteht ja eben die ganze und schwierige Aufgabe!" — Dafür laß mich nur sorgen, Mätuschka, bemerkte der Bauer. Die Kaiserin fand so viel Vergnügen an dem unbefangenen Thun und Wesen dieses Mannes, daß sie befahl, ihn an's Werk zu lassen, aber auch dafür Sorge zu tragen, daß er bei seiner Unternehmung nicht verunglücke. Doch wie er seinen Plan gemacht, führte er ihn auch glücklich aus, zum Erstaunen der hochweisen Architekten, die fast vor Scham und Aerger vergingen. Er baute sich am obersten offenen Puncte, zu dem man innerhalb des Thurmes gelangen kann, ein Gerüste, d. h. er schob ein starkes zwei bis drei Fuß langes Brett hinaus, stellte sich darauf und warf mit gewaltigem Arm das Seil so lange nach dem Engel hinauf, bis die Schlinge, die er auf eine practische Art eingerichtet hatte, am Ende hängen blieb, rutschte gleich einem Matrosen hinauf und vollbrachte das Werk. Der Leser darf voraussetzen, daß die Kaiserin den Mann auch fürstlich belohnte.

Schon in den ersten Tagen unseres Aufenthalts in St. Petersburg besuchten wir die sogenannte Kunstkammer auf Wassiliostrow, dem Stadttheile jenseits der Newa. Hier in einem eigens dazu angefertigten Zimmer sitzt Peter der Große in Lebensgröße, angethan mit einem hellblauen, reich mit Silberstickereien verzierten Rocke, gestickten Strümpfen und langer weißer Halsbinde unter einem Thronhimmel auf einem Lehnstuhle. Unser Führer erzählte, daß vor Jahren diese sitzende Figur, durch ein verborgenes Triebwerk in Bewegung gesetzt, plötzlich aufstand, und eine majestätische Verbeugung machte, sobald Jemand in das Zimmer trat; seitdem aber einmal eine Dame durch die Bewegung der Androide vor Schrecken in einen schlimmen Zustand versetzt wurde, habe man das Werk geändert, und die Figur bleibt seitdem immer unbeweglich in ihrem Lehnstuhle sitzen. Was dieses plastische Kunstwerk besonders interessant macht, ist die sprechend ähnliche Gesichtsbildung wie überhaupt das Gelungene des aus Wachs modelirten Brustbildes mit dem eigenen langen Haar des großen Mannes. Es wurde sieben Jahre nach seinem Tode vom Grafen Rastrelli bossirt. Viele Kleidungsstücke und Waffen, die der große Zar selbst getragen, wie auch die Drehbänke, auf denen er drechselte und viele Gegenstände,

die er angefertigt, werden nebst einer ungeheuren Menge von Kunst- und Naturproducten in diesem großartigen Cabinete, das in mehrere Abtheilungen zerfällt, aufbewahrt und dem Fremden gezeigt. Unten in einem Saale, wo sich eine Menge merkwürdiger anatomischer Präparate befinden, stehen auch zwei Lakaien Peters des Großen in ihrer eigenen Haut, die man ihnen nach ihrem Tode abzog und ausstopfte. Der eine, ein wahrer Goliath, soll Koch bei dem Zaren gewesen sein.

Ferner besuchten wir den Winterpallast (das Schloß, welches der Kaiser mit seiner Familie im Winter bewohnt) und die mit ihm in Verbindung stehende Eremitage und besahen die hier aufgehäuften hunderte von Millionen Rubeln im Werthe stehenden Kostbarkeiten. An den Gemälden der größten Meister aus allen berühmten Schulen, die sich hier nebst vielen Tausend andern in bedeutender Anzahl vorfinden, konnten wir uns nicht satt genug sehen. Wir kamen auch in ein kleines von einem alten Garde-Unteroffizier bewachtes Cabinet, wo eine Menge von Juwelen in Glaskasten dem Auge entgegen strahlen und wo sich auch die Krone Nikolaus I. befindet, deren Reif und feinen Bügel vor lauter Perlen und Brillanten gar nicht zu sehen sind. Neben ihr steht das Scepter mit dem fast in Größe eines Fasaneneies strahlenden Solitair auf der Spitze. Eine Beschreibung aller Kunstprodukte und Kostbarkeiten, welche St. Petersburg enthält, würde schon allein ein ganzes Buch ausmachen; sie kann nicht im Plane unseres Werkes liegen, da es der Raum desselben nicht gestattet. Was Mode, Luxus, Vergnügungssucht u. s. w. betrifft, so erinnert die Residenzstadt an der Newa ganz an die berühmtesten Städte Mitteleuropa's. Wir fanden den Ausspruch in diesem Sinne bestätigt, nämlich daß derjenige noch nicht in Rußland war, der sich bloß in St. Petersburg aufgehalten hat. Schon nach zwei Wochen meiner Ankunft hierselbst nahm eine große wissenschaftliche Arbeit meine Zeit dermaßen in Anspruch, daß ich während meines anderthalb Jahre langen Aufenthalts nicht einmal der Hauptstraßen dieser ungeheuren Stadt kundig wurde, und ich mich um die russische Sprache gar nicht bekümmern konnte und daher auch so viel wie nichts von ihr

verstehen lernte, wodurch ich aber am Ende in eine Widerwärtigkeit gerieth, die mein Glück und Leben bedrohete, und welche ich nunmehr dem Leser erzählen werde.

IV.

Der Graf aus Nowgorod.

Die Stunden, die mir nach der schweren Arbeit zu meiner Erholung übrig blieben, verlebte ich im Kreise einer höchst achtbaren Familie, die ein sehr eingezogenes Leben führte, und deren Namen ich nur mit Hochachtung nennen kann. Hier wurde ich geliebt, wie ich geliebt sein mag. Da in diesem Kreise nur deutsch, selten französisch und niemals russisch gesprochen wurde, so hatte ich auch hier keine Gelegenheit, von dieser schweren Sprache etwas zu erlernen. Den meisten in Rußland lebenden Ausländern geht es eben so, zumal in St. Petersburg, obgleich viele von ihnen in solchen Beziehungen stehen, daß es einem unbegreiflich ist, wie ihnen diese Sprache, die sie täglich hören, förmlich fremd bleiben kann. Die russische Litteratur enthält noch einen zu großen Mangel an Schätzen, als daß sie den ausländischen Gelehrten anzufeuern vermöchte, diese Sprache, deren Studium ihm nur äußerst wenig neue Ideen, Begriffe, Kenntnisse und Formen verschaffen kann, zu erlernen. Den Nichtgelehrten spricht sie in der Regel deshalb nicht an, weil sie unstreitig die schwerste aller lebenden europäischen Sprachen ist. Dazu kommt nun noch, daß die meisten, z. B. die Deutschen, Schweden, Franzosen und auch die Engländer in St. Petersburg zu viel Gelegenheit haben, ihre Muttersprache zu sprechen. Es ist etwas Gewöhnliches, das man hier hört: „Ich habe weder Zunge noch Ohr für das Russische!" Und so leben die meisten Ausländer Jahre lang hier und können sich nicht einmal verständlich machen, wenn sie bei einem Russen etwas

kaufen wollen. Eine Anekdote, die wir hier erzählen wollen, ist bezeichnend dafür.

Die höchsten Polizeibeamten in Rußland werden „Polizmeister" genannt. In St. Petersburg, Moskau und Warschau hat man Ober-Polizmeister, denen das Prädicat „Excellenz," zukommt, weil sie in der Regel Generalmajor sind, und sich zur activen Armee zählen. Jeder russische General ohne Ausnahme, sowie auch alle Wirklichen Staatsräthe werden mit „Excellenz" angeredet. In allen andern russischen Gouvernementsstädten, heißen die Polizeichefs schlechtweg: Polizmeister und stehen im Range eines Stabsoffiziers. Die russische Sprache enthält sehr viele rein deutsche und auch solche Wörter, die aus deutschen und französischen zusammengesetzt sind, z. B. Kammerlakai, Ordonnanzhaus, welches letztere im Russischen sehr drollig klingt, da der Russe unser h nicht aussprechen kann, indem er keinen Buchstaben in seinem Alphabet hat, mit welchem der deutsche Hauchlaut wiedergegeben werden könnte, er ersetzt ihn durch eins seiner beiden g, in der Aussprache unserm g ähnlich und spricht: ordonnanzgaus. Der Genitiv ist ordonnanzgausa, der Dativ ordonnanzgausu, der Accusativ wie der Nominativ, der Instrumental, ordonnanzgausom, und der Präpositional, o ordonnanzgausä! Auch einen Vocativ hat die russische Sprache, (swatelnij padeg,*) der, mit einigen Ausnahmen, dem Nominativ immer gleich ist. So declinirt der Russe auch unsere Wörter: Schlafrock, Mundstück (dem er aber den Umlaut nicht gibt), Kutscher, Kammerdiener, Kammerherr, wo das h wieder durch g ersetzt wird, und hundert andere; bei diesen drei letztern aber, welche

---

*) Dieses g, in der Aussprache unterschieden von dem erstgenannten, kann der Franzose mit seinem g und der Engländer mit seinem sh reiner wieder geben, als wir Deutsche mit unsern Zeichen, denn unser g klingt anders und sch zu scharf. Doch wird ersteres in der Aussprache dem russischen g dann ähnlich, wenn es in einem Worte hinter dem r steht, z. B. in Sarg, Burg, wo es unsere besten Dichter auch mit ch reimen. Wir führen das für Leser hier an, welche russische Wörter, in denen dieses g vorkommt, besser aussprechen wollen, als es sonst zu geschehen pflegt. Z. B. Mugik (Bauer), Géna (Frau), Samodergez (Selbstherrscher), wo es wie ch und fast wie sch klingt. Alle Gattungsnamen werden im Russischen mit kleinen Anfangsbuchstaben geschrieben.

lebende Wesen bezeichnen, ist der Accusativ dem Genitiv gleich, während bei leblosen Dingen der Accusativ dem Nominativ gleich ist. Solche Eigenheiten hat die russische Sprache.

Die Anekdote ist folgende:

Ein Ausländer wurde einmal zum St. Petersburger Ober-Polizeimeister gerufen; — zu ihm gekommen, redete ihn dieser in russischer Sprache an. „Ich spreche nicht russisch," war die Antwort, „ich bitte Ew. Excellenz gehorsamst, die Frage in deutscher Sprache zu wiederholen." — Sei es nun, daß dieser General nicht gut deutsch sprach, oder nicht deutsch sprechen wollte, genug, er fragte abermals in russischer Sprache, und da er wußte, daß der Ausländer sich schon seit vielen Jahren in Rußland aufhielt, so bestand er darauf, ihn zu verstehen und ihm in russischer Sprache zu antworten. Allein vergebens; der Ausländer bat, man möge deutsch mit ihm sprechen. Endlich wurde ein Dolmetscher herbeigerufen, durch welchen er gefragt wurde, ob er sich denn nicht seit lange in Rußland befände. — „Erst seit vierzig Jahren!" antwortete der Deutsche phlegmatisch.

Ich kannte einige Gelehrten, welche die griechische, lateinische, auch andere lebenden Sprachen meisterhaft zu handhaben verstanden, die aber ein ganz possirlicher Gegenstand auf ihren Lehrstühlen wurden, wenn sie ihre Vorlesungen den russischen Studenten in der vaterländischen Sprache verdeutlichen wollten, ungeachtet sie sich schon Jahre lang im russischen Staatsdienst befanden. Das ist in neuerer Zeit, als man anfing, alle Ausländer so schnell als möglich zu russificiren und cräcisiren, anders geworden. Wer seit dem ein Amt begleiten will, muß die russische Sprache verstehen. So kannten wir auch einen Medizinalinspector, der es im Range bis zum Wirklichen Staatsrathe brachte, und doch kein russisches Wort richtig schreiben konnte. Wer sich einmal in Rußland niedergelassen hat, mag er einem Stande angehören, welchem er wolle, handelt sehr unweise, wenn er die russische Sprache nicht einiger Maßen erlernt, weil er in Widerwärtigkeiten gerathen kann, in denen er seines Lebens nicht froh wird, wenn er nicht russisch versteht. In St. Petersburg sprechen viele Beamten deutsch und französisch, daher kann man hier, in so manchen Fällen, die einem begegnen, ohne die russische Sprache leicht fertig werden; so

leicht aber geht es in der Provinz nicht, wo die wenigsten Beamten deutsch oder französisch verstehen, und wo es nicht selten gänzlich an Dolmetschern fehlt, — und so kann es einem manches Mal traurig gehen, wenn man nicht sprechen, nicht antworten kann; wie denn das in allen fremden Ländern zu geschehen pflegt. Es sollte sich demnach ein jeder in Rußland lebender Ausländer zur Pflicht machen, diese Sprache wenigstens einigermaßen reden zu lernen.

Zu der mächtigen Sehnsucht nach Kiew, die ich schon gleich beim Antritt meiner Reise von Kopenhagen aus hegte, kam auch noch eine kleine Nothwendigkeit, die mich dahin rief, und über dem fühlte ich mich im zweiten Jahre meines Aufenthalts in St. Petersburg fast beständig unpäßlich, heftige Kopfschmerzen waren meine tägliche Plage.

Das anstrengende Arbeiten und die Versäumniß, mich täglich in freier Luft zu bewegen, mögen wohl mehr dazu beigetragen haben, als das, besonders im Herbste und Frühjahre ungesunde Petersburger Klima. Nach der Vollendung meiner Arbeit wäre ich gewiß dem Drange nach der Ferne gefolgt, hätte ich mich an jene mir unvergeßliche Familie nicht so gewaltig angezogen gefühlt. Ach, es ist schwer, edle Menschen zu finden! und wie sollte es dem Herzen, das sie endlich gefunden, nicht schwer werden, sich wieder von ihnen zu trennen? Doch mein Unwohlsein nahm mit jedem Tage zu, obgleich ich dabei aussah, wie die Gesundheit selbst. Endlich konnte ich dem Drange nicht mehr widerstehen, und ohne meinen theuern Freunden ein Wort gesagt zu haben, eilte ich eines Morgens zu dem Polizei-Offizier (Nadsiratel) des Stadttheils, in welchem ich wohnte und verlangte den nöthigen Schein, zur Beglaubigung, daß Niemand eine Forderung irgend einer Art an mich habe die meiner Abreise hinderlich sein könnte. Den Schein mußte der Polizeiinspector (Tschassnü Pristaw), der in einem andern Hause sein Bureau hat, unterschreiben. Dieser Formalität ist Keiner überhoben, der irgend eine russische Stadt verlassen will. Wer aber in's Ausland reist, muß dabei auch noch seinen Namen dreimal in der Hauptzeitung veröffentlichen lassen. Mit diesem Schein begab ich mich in das Bureau für Ausländer, wo Päſſe für das Inland ausgefertigt werden, eine Behörde, welche die höflichste ihrer Art ist, die ich in Europa angetroffen habe. (Päſſe für

das Ausland erhält man in der Kanzlei des General-Gouverneurs.) Es waren, wie gewöhnlich, viel Ausländer hier, und ich mußte etwa eine halbe Stunde auf meinen Paß warten. Einige Minuten mochte ich einen Stuhl in Besitz gehabt haben, als mich ein Mann, der neben mir saß, anredete, wodurch ich erfuhr, daß auch er einen Paß für sich und seine Familie nach Kiew ausfertigen ließ. „Es wäre mir überaus angenehm," sagte er, „wenn wir zusammen reisen könnten, da es doch gut ist, wenn in einer Reisegesellschaft, die meist aus Damen besteht, sich auch einige Herren befinden; meine Familie ist ziemlich groß: ich, meine Frau und fünf Kinder, unter welchen die drei ältesten erwachsene Mädchen sind. Und es wird auch noch ein achtzehnjähriges russisches Fräulein, das sich für ein Kloster in Kiew bestimmt hat, mitreisen." — Das ist ja allerliebst! dachte ich, dein Schicksal hat dich in einer günstigen Stunde hierher getrieben; denn ich wußte ja noch gar nicht, wie ich reisen sollte, ob mit der Post oder mit einem Fuhrmanne, deren in St. Petersburg zu jeder Zeit Hunderte, zum Fahren bereit, anzutreffen sind: so rasch war ich zu Werke gegangen, um meinem mächtigen Drange zu folgen, um mich von meinen Theuren loszureißen! und so rasch mußte es geschehen, wenn ich meinem Leiden Grenze setzen wollte. Der Mann hieß Röhr. Ich nahm sein freundliches Anerbieten an, indem seine Forderung überaus billig war, und so wurden wir auf der Stelle einig.

Ich bin schon oft in Gesellschaft mit Frauen gereist und kenne die Unbequemlichkeiten, die man sich in einer solchen Reisegesellschaft gefallen lassen muß, recht gut; allein ein edler, gebildeter Mann unterwirft sich ihnen recht gern, weil nach der Meinung des anthropologischen Kant der Mann mit viel zärtlicheren Gefühlen von der Natur ausgestattet ist, als das Frauenzimmer; denn eben darin, daß es dem Manne so manche Unbequemlichkeiten, deren es ihn in vielen Fällen recht gut überheben könnte, zumuthet, und denen sich dieser, wenn er edel ist, gern unterwirft, findet der scharfsinnige Philosoph den Grund für seine Behauptung. Sie lächeln, meine schönen Leserinnen? aber erröthen sie nicht über diese Wahrheit! der Mann ist auch mit mehr Muth und Kraft von der Natur ausgestattet, als das Frauenzimmer, daher liegt ihm auch ob, mehr zu tragen.

Unterdeß war der Paß für Herrn Röhr ausgefertigt, und nachdem er mich durch einige Bemerkungen mit der Lage seiner Wohnung bekannt gemacht, und ich ihm die meinige bezeichnet hatte, verließ er das Bureau mit der Hoffnung, mich bald reisefertig in seinem Hause zu sehen. Gleich darauf erhielt auch ich meinen Paß. Ich ging nach Hause, um meine leichte Habe zu ordnen, und sodann meine Reisegesellschaft in Augenschein zu nehmen; allein ein heftiges Kopfweh machte mich unfähig, weder das eine noch das andere zu thun. Die Ruhe ist das vorzüglichste Mittel wider jede Art von Kopfschmerz, daher legte ich mich nieder. Es war mir nicht möglich, an diesem Tage irgend ein Werk zu vollbringen. Am andern Morgen stand ich sehr frühe auf; ich fühlte mich recht wohl, schrieb einige Briefe nach Deutschland und auch einen nach Kiew, an einen Mann, dem ich schon früher empfohlen worden war.

Bald darauf hatte ich meine Habseligkeiten in Ordnung gebracht. Es war an einem Feiertage. Ich zog meine besten Kleider an, setzte meinen neuen Hut auf, den ich erst vor drei Tage bei Zimmermann für 25 Rubel B. Assg. (1 Pfd. Sterling) gekauft hatte und stand eben im Begriff zu meinen theuern Freunden zu eilen, um sie von meinem raschen Entschlusse in Kenntniß zu setzen, als Herr Röhr in mein Zimmer trat. Es war schon gegen eilf Uhr Morgens. Warum hatten wir nicht gestern das Vergnügen, Sie bei uns zu sehen? fragte er. Ich entschuldigte mich und sagte ihm die Ursache hiervon. „Haben Sie ihren Paß schon erhalten?" Ich bejahete dies. „Nun Gott lob! daß Sie ihn haben!" rief er freudig aus. „Wie das Gerücht geht, ist die Cholera hier ausgebrochen; gestern wußte man noch nichts von diesem schlimmen Ereignisse, das indeß schon seit einer Woche eingetreten ist — man verheimlichte es, so lange man konnte. Die ganze Stadt ist von Angst und Schrecken erfüllt. Wie froh bin ich, daß wir unsere Pässe schon haben! Nun kommen Sie doch gefälligst mit nach meiner Wohnung; die Kibitken*) stehen auf dem Hofe, man ist mit Aufladen beschäf-

*) Unter Kibitke versteht man ein vierrädriges Fuhrwerk, das ein mit Matten bedecktes Dach hat. Hat das Fuhrwerk kein Dach, nennt man es auch Teläschka oder Teläge. Wer in der Provinz

tigt, und sobald die Fuhrleute kommen, wird sogleich fortgefahren." — Das kam mir freilich ganz unverhofft! wie war da an Abschiednehmen und Kirchengehen zu denken, zumal Herr Röhr mich auf das inständigste bat, doch sogleich mit ihm nach Hause zu gehen. Ich that also, wie er es wünschte und begab mich sammt meinen Effekten nach seiner Wohnung. Auf dem Hofe angekommen, sah ich hier fünf oder sechs Kibitken, die aber noch ohne Pferde dastanden. Männer die dabei beschäftigt waren, luden auf Befehl des Herrn Röhr meine Habseligkeiten sogleich auf; nur einen kleinen Mantelsack, der meine Reisekleider enthielt, ließ ich in die für mich bestimmte Kibitke legen, um sie bei Gelegenheit anzuziehen. Jetzt gingen wir in das Zimmer, wo die ganze Reisegesellschaft beisammen war; auch das russische Fräulein war hier zu sehen. Es war, zu meinem Erstaunen, die junge Russin, mit der ich von Dorpat nach St. Petersberg reiste. Alle schienen sich herzlich zu freuen, daß ich meinen Paß hatte und mitfahren könnte. Die drei ältesten Töchter waren von hübscher Gestalt. „Wir erwarten schon seit drei Stunden die Fuhrleute mit den Pferden, und sobald sie kommen, wird auch gleich fortgefahren! sagte die älteste voll Freude und Ungeduld wie ein Kind, das an die Feiertage denkt, zu denen ihm etwas Schönes versprochen ist. Ich empfand hier keine Langeweile, der Eine und der Andere suchte mich so gut als möglich zu unterhalten. Aber daß ich so plötzlich St. Petersburg verlassen sollte, ohne von meinen Theuern, die von meinem raschen Entschluß nichts ahnen konnten, Abschied genommen zu haben, das fing mich sehr zu beunruhigen an; denn ich wußte ja, welche Sorgen ich ihnen dadurch verursachen würde. Was werden sie denken, was werden sie sagen, wenn du nun so plötzlich verschwunden sein wirst? und in einer so sturmbewegten Zeit! — Man bemerkte meine Gemüthsbewegung und fragte, was mir fehle. Ich gab die Ursache meiner Unruhe an. „Schreiben Sie doch einen Brief an Ihre lieben Freunde, ich werde Ihnen sogleich Schreib-

per Post reist, muß sich auch mit solchem Bauernwagen begnügen, indem die Post keine anderen Equipagen giebt, mit Ausnahme auf den Hauptstraßen von St. Petersburg nach Moskau, nach Riga und nach Warschau, wo mitteleuropäische Postwagen eingeführt sind.

material herbeischaffen, und will auch den Brief befördern, wenn es Ihnen gefällig ist," sagte die älteste Tochter und lief zur Thüre hinaus.

Es ist ein wohlthuendes Gefühl, Menschen, die einem Beweise ihrer Freundschaft gegeben haben, vor der Abreise noch ein Mal zu sehen, noch ein Mal an das dankbare Herz zu drücken! Da mir die Saumseligkeit der russischen Fuhrleute vor der Abreise, indem sie oft viele Stunden, ja Tage lang auf sich warten lassen, bekannt war, so entschloß ich mich, selbst zu meinen Theuern zu gehen, um sie mündlich von meiner bevorstehenden Reise zu unterrichten, ein Unternehmen, welches, zufolge der Mittel, die einem hier zu Gebote stehen, leicht ausgeführt werden konnte, ohne schlimme Folgen zu haben. — Es gibt nämlich hier eine Menge von Iswoschtschiken (Fiakern), im Winter wenn die Bauern mit ihren Schlitten zur Stadt kommen, gewiß 20 bis 30000, die einen für ein Billiges herum fahren, und welche man in allen Straßen zu jeder Zeit antrifft. Fährst du mit einem solchen Iswoschtschik schnell hin und zurück, dachte ich, so kann dieser Abschiedsbesuch von keinen schlimmen Folgen sein, und du hast deine Lieben auch noch einmal gesehen. Dieser Gedanke kam mir nicht mehr aus dem Sinn.

Nennt man einem solchen Iswoschtschik nur die Straße, wo man hin möchte, so weiß er auch schon, was man will, und er fragt gewöhnlich: „tolko tuda?" (nur bis dahin?) Man antwortet hierauf: tolko! (nur) wenn man nicht weiter will — und: i nasadj (und zurück) wenn man wieder zurückfahren will. Nach solch' einer Frage und Antwort gibt er den Preis an, den er für seine Fahrt haben will, weil man ihn so gewöhnt hat, damit er nach vollbrachter Fahrt nicht unverschämt im Fordern sein kann, wie er es im entgegengesetzten Falle zu sein pflegt; denn bestimmte Preise dieser Art, wie in andern Ländern eingeführt sind, finden in Rußland nicht Statt. Ist man nun mit dem Preise zufrieden, so setzt man sich ohne weiteres auf; ist man damit nicht zufrieden, so bietet man ihm das, was man geben will, und er sagt in diesem Falle gewöhnlich: Iswoltje ssaditssä! (es beliebe Ihnen aufzusitzen) und so geht's vorwärts. Ich hatte berechnet, daß ich auf solche Weise nicht mehr als höchstens 30 Minuten brauchte, um von meinen Lieben Ab-

schied zu nehmen und nach Verlauf dieser Zeit wieder an Ort und Stelle zurück zu sein. Ich faßte diesen Entschluß und sagte zu meiner Gesellschaft, daß ich unmöglich abreisen könne, ohne vorher meine Freunde gesehen zu haben; daß ich aber, so Gott wolle, binnen 30 Minuten zurückgekehrt sein werde; und so eilte ich zum Zimmer hinaus. — „Mein Gott! es könnte Ihnen ein Unglück begegnen!" riefen Alle. Ich aber sah und hörte nicht, sondern lief zum Hof hinaus. Auf der Straße sah ich sogleich einen Iswoschtschik, dessen Pferd und Droschke meinem Wunsche entsprachen. Ich nannte ihm den Ort, wo ich hin wollte. „Tolko tuda?" — „„i nasadj!"" — „Rubl dwadzat!" (einen Rubel zwanzig Kopeken Kupfer oder B. Assg.) Ich zeigte ihm einen halben Rubel Silber (nach damaligem Cours einen Rubel neunzig Kopeken) mit der Deutung, daß ich ihm diesen geben wolle, wenn er recht schnell fahren würde, denn mit Worten ihm dies zu sagen, war ich nicht im Stande, solche Fortschritte hatte ich in der russischen Sprache gemacht! — „Iswoltje ssaditssä!" sagte er mit lächelnder Miene. Ich setzte mich auf, er trieb das Pferd an, daß es fast im Sprunglauf über das Straßenpflaster dahin rannte. In der That, eine seltene Erscheinung! denn ich erinnere mich, daß ein Spaßmacher sagte: „Wenn ein Dummkopf einmal einen klugen Gedanken bekommt, so gleicht das einem Iswoschken-Pferde, das einmal in den Galopp kommt." — Ich traf meine Lieben zu Hause, unterrichtete sie von meiner Reise und kehrte, ohne mich länger als drei Minuten bei ihnen aufgehalten zu haben, wieder zurück. Ich kam wohlbehalten im Hofe des Herrn Röhr an, sah nach der Uhr und fand, daß ich zu diesem Abschiedsbesuche nicht mehr als 26 Minuten gebraucht hatte; aber die Kibitken waren hier nicht mehr zu sehen. Ich ging in jenes Zimmer, es war, außer einer alten Russin, Niemand mehr darin. „Sie sind alle fortgefahren, sagte die Alte, so viel ich sie verstehen konnte. Ja altes Mütterchen, dachte ich, das brauchst du mir nicht erst zu sagen. In diesem Augenblicke fühlte ich es, wie noch nie, was es heiße, wenn man in der Sprache eines Landes, in welchem man lebt, so erbärmliche Fortschritte gemacht hat. Das alte Weib sagte das eine und das andere zu mir, ich aber verstand nichts

davon. Ein unheimliches Gefühl bemächtigte sich meiner. Ich kehrte zu meinem Jswoschtschik zurück, den ich noch nicht bezahlt hatte, konnte mich ihm aber gar nicht verständlich machen, was mit mir geschehen war, und wo ich hin müsse; er nahm sein Geld und fuhr weiter. Ich wurde wieder ruhiger, denn nach meiner Berechnung konnten die Kibitken des Herrn Röhr noch gar nicht zur Stadt hinaus sein, selbst dann nicht, wenn auch die Fuhrleute mit den Pferden in demselben Augenblicke, als ich mich auf die Droschke setzte, erschienen und nach dem Anspannen sogleich fortgefahren wären; durch die Stadt gehen solche Fuhrwerke immer äußerst langsam. Ich kann noch nicht begreifen, wie es möglich war, daß ich nicht auf den Gedanken kam, jenen Jswoschtschik zu der alten Frau oder sie zu jenem zu führen, so hätte sie ihm gesagt, wohin er mich fahren müßte.

Ich ging weiter, wußte mich aber in den, mir ganz unbekannten Straßen gar nicht zurecht zu finden. Nur Menschen, welche man Glückskinder zu nennen pflegt, finden in gewissen Verhältnissen sogleich das, was sie nöthig haben. — Wie viele Fälle in meinem Leben haben mir bewiesen, daß ich zu diesen nicht gerechnet werden kann. Ich fragte in den drei Sprachen, welche nächst der Russischen am meisten in St. Petersburg gesprochen werden, nach dem Moskauerthor, durch welches ich passiren mußte, allein vergebens, ich hätte auf russisch fragen müssen, dann hätte man mich verstanden oder verstehen wollen; so hätte jene Alte mich auch unterrichten können, um in Zeit von 6 Minuten meinen Platz in den Kibitken in Besitz zu nehmen, wie ich später erfuhr. — Es scheint unglaublich, daß ich in den für mein Schicksal so entscheidenden Augenblicken Niemanden fand, der mich verstand, da doch St. Petersburg mit Deutschen angefüllt ist. Ihre Zahl beträgt gewiß 30—40000. Welch ein Gegenstand der Betrachtung für denjenigen, der an eine absolute Nothwendigkeit oder an das Spiel des Zufalls glaubt! Ob es mir an Geistesgegenwart und überhaupt an Klugheit in dieser kritischen Lage gebrach, das sei dahin gestellt; ich aber habe keine Ursache, mir selber Vorwürfe zu machen, noch mich über den Unheil drohenden Gang meines Schicksals zu beklagen.

Nachdem ich einige Zeit in den Straßen umher geirrt war und vergebens nach dem Moskauerthor gefragt hatte,

fand ich endlich Jemanden, der mich verstand. „Sie können gar nicht irre gehen," sagte er, „wenn sie diese und diese Richtung nehmen, und sie sich immer rechter Hand halten." Der Mann gab sich alle Mühe, mir den Weg zum Moskauerthor zu bezeichnen. Ich ging und ging und fragte wieder und Niemand verstand mich. Endlich stieß ich auf einen Schweden oder Finnländer, dem ich mich recht gut verständlich machen konnte und erfuhr nun, daß ich mich in dem Labyrinthe von Straßen schon sehr verirrt hatte. — Sagen Sie doch gefälligst einem Iswoschtschik, daß er mich an's Moskauerthor fahre, bat ich ihn. Es geschah sogleich. Ich setzte mich auf und nöthigte den Iswoschtschik, daß er schneller als gewöhnlich fuhr. Ich mochte etwa 6 Minuten so gefahren sein, als ich plötzlich Herrn Röhr sammt seiner Frau und seinem bisherigen Hauswirthe, den er auch seinen Freund nannte, in einer Kalesche sitzen sah. Sie fuhren mir vorüber, hielten aber sogleich an, als sie mich erblickten und winkten mir zu sich. Ich stieg sogleich von der Droschke, bezahlte meinen Fuhrmann, und setzte mich zu ihnen. Alle drei schienen sich zu freuen, daß sie mich wieder in ihrer Mitte sahen; aber ihr Gespräch, das sie führten — war unterbrochen und ich fühlte, daß meine Gegenwart Ursache war, daß sie es nicht wieder anknüpften. Man fragte mich über keinen Umstand. — Alle schwiegen, daher unterbrach auch ich das Schweigen nicht.

Endlich sagte Herr Röhr, „Haben Sie Ihre Freunde noch gesehen?" — Ich bejahete das. „Wir sind bald nach Ihnen fortgefahren: wir drei in dieser Equipage, unsere Kinder und das russische Fräulein in den Kibitken. — Möchten wir doch eine glückliche Reise haben, mir ist seltsam zu Muthe — mir ahnt nichts Gutes — und doch weiß ich keinen Grund von der Traurigkeit, die mich beherrscht, anzugeben."

Ich suchte den Herrn Röhr so gut zu trösten, als ich es vermochte. Unterdeß hatten wir das Moskauerthor erreicht. Es trat ein Unteroffizier an den Wagen und verlangte unsere Pässe. Wir gaben sie ihm. Nach einigen Minuten brachte er meinen Paß mit der Deutung zurück, daß ich passiren könne; aber mit dem Paß des Herrn Röhr zögerte man noch, warum, weiß ich nicht.

Möchten Sie nicht lieber Ihren Platz in den Kibitken in Besitz nehmen? Da können Sie sich mit unsern Kindern unterhalten — hier haben Sie lange Weile? . . so ließ Herr Röhr sich gegen mich vernehmen, als ich meinen Paß wieder eingesteckt hatte. Wo sind denn die Kibitken und ihre Kinder? fragte ich. — „Ei, die sind ja schon voraus!" Ich erwiederte, daß sei unmöglich; denn ich sah auf meiner Uhr, daß noch nicht so viel Zeit vergangen war, als daß die Fuhrleute mit den Kibitken schon zur Stadt hinaus hätten sein können. „Sind Sie von Hause aus gerade hierher gefahren, oder haben Sie sich noch sonst irgendwo aufgehalten?" — fragte ich ihn. „Vielleicht acht Minuten," antwortete er, „länger haben wir bei unsern Bekannten, die wir noch besuchten, nicht zugebracht." — „Folglich habe ich die gegründetste Ursache, zu glauben, daß Ihre Kibitken noch in der Stadt auf dem Wege sind," bemerkte ich, „denn solche Fuhrwerke gehen ja immer langsam, wie die Schnecke im Sande; Sie aber fuhren, wie ich sah, im starken Trabe, und ein Aufenthalt von bloß acht Minuten auf einem Wege von wenigstens einer Stunde, wie ich schließen kann, will so viel wie nichts heißen." — „Ja," erwiederte er in einem sonderbaren Tone, „die Fuhrleute wissen den nächsten Weg durch die Stadt besser als wir. Sehen Sie dort in der Ferne! da fahren unsere Kibitken schon!" Damit zeigte er von dem hohen Sitze seiner Kalesche auf Etwas, das sich in dämmernder Ferne auf der schönen Straße nach Zarskoje Seló langsam fort zu bewegen und den Kibitken ähnlich schien. „Das können die Ihrigen nicht sein," sagte ich, „denn die müssen wir wenigstens so weit hinter uns haben, als Das, was Sie mir dort zeigen, vor uns ist." — „Und wenn es die meinigen nicht sind, so sind sie noch weiter voraus; denn daß sie schon zum Thor hinaus sind, weiß ich viel zu gut. Glauben Sie denn etwa, daß ich Sie belügen wollte?" sagte er. „Vorsetzlich wohl nicht," antwortete ich, „aber sie können sich ja irren!" „Ich irre mich nicht!" meinte er etwas ärgerlich; doch fügte er gleich wieder freundlicher hinzu: „Haben Sie nur die Güte diese Fuhrwerke dort einzuholen, so werden Sie sich überzeugen, wer von uns beiden im Irrthume ist." — Auffallend war mir, daß weder seine Frau noch sein Freund ein Wort dazu sagte, denn sie saßen schweigend in der

Kalesche, und schienen kaum zu hören, was Herr Röhr mit mir sprach.

Gehen Sie gefälligst und holen Sie sie ein! Wir wergen Ihnen bald nach kommen, sagte er nochmals, als ich schon aus seiner Equipage gestiegen war. Ich schritt ziemlich schnell vorwärts. Unter Wegs machte ich mir die Sache zum Gegenstande einer gründlichen Betrachtung.

Ich sah auf meiner Uhr, daß ich zu dem Besuche bei meinen Freunden und zu der Fahrt bis an's Moskauer Thor, kaum eine Stunde gebraucht hatte, und da es von Röhrs Wohnung bis hierher gewiß eine starke Stunde Weges ist, und die Fuhrleute so überaus langsam durch die Stadt fahren: so gelangte ich zu der festesten Ueberzeugung, daß die Kibitken noch nicht voraus sein konnten. Was mag den Mann bewogen haben, dachte ich, daß er mit Hartnäckigkeit das Gegentheil hiervon behauptet, und mich vorausschickt? Nach mancherlei Gedanken, die dabei in meiner Seele aufstiegen, entschied ich, daß Herr Röhr mit seinem Freunde über Dinge sprechen wollte, die ich als Fremder nicht zu hören brauchte. Das plötzliche Schweigen, das eintrat, als ich zu ihnen in die Kalesche stieg, bestärkte mich in meiner Schlußfolge. Dennoch beging er eine offenbare Lüge, um mich von seiner Kalesche zu entfernen. Das sprach nicht zu seinem Vortheil, denn er hätte meine Entfernung auf eine andere Art bewerkstelligen können. Aber besitzt er auch diese Gabe, die nur dem geistreichen geschmeidigen Weltmanne eigenthümlich ist? fragte ich mich wieder, um eine bessere Meinung von ihm zu gewinnen. Auch ist er zur Traurigkeit gestimmt, schaurige Ahnungen beschleichen seine Seele, er hat es selbst gesagt. Es gibt Momente im Leben, wo der Mensch nicht Herr über seine eigenen Worte ist, wo er Fragen beantwortet, von denen die Seele sich keine Vorstellung gemacht hatte. Solchen Gedanken gab ich Raum, auf daß sie alle um Entschuldigung für Herrn Röhr bäten. Ich will zurückkehren, und in einiger Entfernung auf ihn warten! sprach ich laut und drehete mich um. Jetzt sah ich, daß ich mich vom Stadtthore schon sehr weit entfernt hatte, uud das ich den Kibitken, die er mir als die seinigen bezeichnet, um mehr als die Hälfte näher gerückt war. Sie sind es, dachte ich, Herr Röhr hat Recht, ich habe mich in meiner Berechnung geirrt.

Wie oft irrt der Mensch in Dingen, die er mit mathematischer Gewißheit zu beweisen wähnt, wer hat das nicht erfahren! Ich will nicht aus Hochdünkel auf meine geschickte Berechnung in denselben Irrthum gerathen! Mein langes Umherirren in den Straßen, ehe ich Jemanden fand, der mir den Weg zum Moskauer Thor zeigte und die Worte des Herrn Röhr, daß die Fuhrleute den nächsten Weg durch die Stadt besser wüßten als wir, sprachen jetzt für die Behauptung des obgleich verstimmten Mannes. „Und sind es diese Kibitken nicht, so sind sie noch weiter voraus, das weiß ich bestimmt," sagte er. Damit eilte ich raschen Schrittes diesen Fuhrwerken entgegen, das schöne Juniwetter und die herrliche Landstraße nach Zarskoje Seló, unterstützten meinen eilenden Fuß. Ich hatte sie bald eingeholt, aber es waren die rechten nicht. Ich sah in der Ferne wieder etwas Aehnliches, sie sind es! sagte ich zu mir, und so eilte ich auch Diesem entgegen. Hingekommen sah ich, daß es Kibitken waren, aber nicht die des Herrn Röhr. Ich erblickte in der Ferne zum drittenmale solche Wagen. Eine unsichtbare Gewalt trieb mich vorwärts und schien mich zu jedem Rückschritte ohnmächtig zu machen. — Richtig gesagt, ich beschloß, auch diese noch einzuholen, um, wenn es die rechten nicht wären, auf demselben Wege wieder zurückzukehren, bis sie mir entgegen kämen. Allein so außerordentlich stark ich auch im Marschiren war, ging ich doch im Vertrauen auf meine physische Kraft zu weit, wie ich zu weit gegangen war, in der guten Meinung, die ich von Herrn Röhr hatte. Denn die Sonne neigte sich schon zu ihrem Untergange, als ich auch diese Kibitken erreicht und mich zum dritten Male getäuscht sah. Jetzt befand ich mich in der Nähe von Zarskoje Seló. Ich war müde, denn ich hatte gegen 21 Werst also 6 Stunden Weges zurückgelegt. — Sieben russische Werst machen eine deutsche Meile aus.

Die seltsame Verkettung der Umstände.

Die Sonne ging unter und in dem goldenen Gewölke des Abends tauchten alle Thürme im byzantinischen Style erbaut, tauchten alle Lustschlösser aus dem kaiserlichen Dorfe,

Zarskoje Seló, hervor. Wir wollen dem Leser über dieses Dorf, das jetzt schon zur bedeutenden Stadt geworden, einiges hier sagen. Peter der Große ließ im Jahre 1710 ein paar hölzerne Gebäude hier errichten, auf welche Weise er den Grund zu der nunmehrigen Stadt legte, die gegenwärtig schon 12000 Einwohner zählt. Im Jahre 1716 erhielt das damalige Dorf seinen Namen durch die Erbauung einer Kirche hierselbst. Die Dörfer in Rußland gehören, mit wenigen Ausnahmen, sammt ihren Bewohnern, theils der Krone, theils den Adeligen (Gutsherren). Die meisten, zumal solche Dörfer, die nur aus ein paar Hütten bestehen, haben keine Kirche, daher wird ein solches „Deréwnjä" genannt. Hat ein Dorf eine Kirche, so heißt es Seló. Die Bauern haben sogar noch eine dritte Benennung; denn wohnt in einem Kirchdorfe auch noch der Gutsherr, so nennen sie es Selzó, welches Wort jedoch slawonisch ist und im Russischen Seló, bedeutet. Peter der Große that viel zur Verschönerung des zarischen Dorfes. Aber seine Nachfolgerinnen thaten außerordentlich viel, um seine Umgebung zur reizendsten Gegend zu machen. Kaiserin Elisabeth ließ im Jahr 1744 den prachtvollen 1200 Fuß langen Palast hier bauen, den Katharina II. mit großem Aufwande innerlich und äußerlich verzieren ließ. Großartig ist die Skulpturarbeit, die man daran verschwendet hat. Hier befindet sich auch das berühmte, sogenannte Bernsteinzimmer, dessen Wände von oben bis unten mit Bernstein bekleidet sind.

Mit unbeschreiblicher Pracht ist dieser Zauberpalast ausgeschmückt worden, dessen Aeußeres schon auf den innern Luxus schließen läßt. Der daran grenzende Park ist ungeheuer groß und wäre wohl geeignet, einen Dichter zu begeistern, der den Frühling besingen möchte. Die Teiche und Seen, größtentheils durch die Kunst erzeugt, sind voller kleinen Schiffe, die den verschiedenen Wasservögeln, deren es eine Menge hier gibt, zu Wohnungen dienen. Eine förmliche Admiralität leitet die Aufsicht über die Masse dieser kleinen Fahrzeuge.

Säulengänge, Triumphbögen, Obelisken und andere Denkmähler ließ Catharina II., deren Lieblingsort Zarskoje Seló war, ihren berühmten Feldherren und Günstlingen hier errichten, von denen die beiden Grafen Georg und Alexei

Orlow die ersten waren. Jenem errichtete sie einen Triumphbogen für die weisen Anordnungen, die er während der Pest zu Moskau 1771 traf, und diesem eine Säule mit Schiffsschnäbeln, für den Sieg über die türkische Flotte im Meerbusen von Tschesma (1770), wo er den Oberbefehl hatte. Früher befand sich auch das kaiserliche Lyceum hier, in welchem unter andern russischen Celebritäten der berühmteste russische Volksdichter, Alexander Puschkin, seine Bildung erhielt. Selten wird wohl ein Fremder St. Petersburg verlassen, ohne Zarskoje Seló mit allen seinen Herrlichkeiten besucht zu haben. Nur für mich hatte dieser Ort jetzt keinen Reiz; ich sehnte mich nach den Kibitken, diesen elenden Fuhrwerken. Aber wo waren sie? Das wird die Zeit lehren! Also hat der Mann dich wirklich belogen! seufzte ich, einsam meine Schritte nach Zarskoje richtend. Daß er dich belogen hat, entscheidet für dein Schicksal, ob für dein gutes oder böses, das wird die Zeit lehren, so sprach eine ahnungsvolle Stimme in mir.

Vor Zarskoje Seló sah ich mehrere Wege, und da sie mir ganz unbekannt waren, wollte ich nicht weiter gehen, sondern beschloß, hier auf Herrn Röhr und seine Kibitken zu warten. — Ich setzte mich nieder und dachte über Folgendes nach: Er hat dich zwar auf diesem Wege vorausgeschickt — Zarskoje liegt nun vor dir; wenn es aber noch einen andern Weg gibt, der von dieser Straße abführt, und er ihn einschlüge, so könntest du hier lange auf ihn warten. — Indem ich so in Gedanken versunken dasaß, ging mir ein Offizier der Garde-Cavallerie vorüber und diesen redete ich in deutscher Sprache an. Der Offizier betrachtete mich einige Augenblicke schweigend, dann sagte er auf schwedisch, daß er nicht deutsch spreche. Ich fragte ihn also in schwedischer Sprache, die ich damals so ziemlich sprach, wobei mich das Dänische sehr unterstützte. „Ich bin erst vor Kurzem aus Finnland hierher gekommen und kann Ihnen gar keinen Bescheid über das geben, was sie wissen möchten, so gern ich's auch thäte; aber ich will Sie zu unserem Rittmeister führen, der ist ein deutscher Graf, und was mehr ist — er ist ein ganz vortrefflicher Mensch," sagte der Offizier in einem überaus herzlichen Tone. Es war schon neun Uhr Abends. Der Rittmeister ist ein ganz vortrefflicher Mensch, folglich

auch ein vernünftiger Mann, er wird dir mit Rath und That beistehen, so dachte ich und ging mit dem Offizier.

„Ich bin in einem Cadettencorps meines Vaterlandes erzogen worden, wo ich das wenige Deutsch, das ich in meiner Kindheit verstand, förmlich vergessen habe," sagte unterwegs der Offizier. — Wird denn die deutsche Sprache in den Ritterakademieen nicht gelehrt? fragte ich. „O ja! sie wird gelehrt; aber der Cadett hat zu wenig Zeit und in der Regel auch zu wenig Lust, diese schwere Sprache zu erlernen. Lesen und Schreiben, das ist gewöhnlich der einzige Gewinn, den man aus einem mehrjährigen Unterrichte zieht; aber mit dem Sprechen will es gar nicht gehen, ungeachtet man auch Gelegenheit hat, diese Sprache praktisch zu erlernen. Es verlassen wohl wenig Offiziere die Akademie, welche nicht etwas französisch sprächen. Dies kommt aber daher, daß die meisten Kinder des russischen Adels mit bei weitem mehr Vorkenntnissen der französischen, als der deutschen Sprache, die Akademie beziehen. — Was ist das für ein russischer Edelmann, der nicht französisch spricht. Die deutsche Sprache dagegen ist etwas, das dem Salonton viel entbehrlicher ist. Indeß sieht man die Schönheit und Wichtigkeit dieser Sprache in jeder Beziehung, immer mehr und mehr ein. Und so wird man jetzt schon schwerlich einen Russen aus den höhern Ständen finden, der sie nicht verstände. Für den Mann der Wissenschaften ist sie ganz unentbehrlich; das lehren uns schon die schwedischen und französischen Schriftsteller. Deutschland ist ja das Vaterland der Philosophie. Welch eine unermessliche Menge von Begriffen mögen die deutschen Gelehrten wohl entdeckt und in ihrem Schriftenthume niedergelegt haben! Und nun ihre herrlichen Dichter! Vor Kurzem las ich das Schiller'sche Glockenlied, freilich nur in französischer Prosa. Wie leid thut es mir, daß ich dieses poetische Meisterwerk nicht im Original lesen kann! denn wo bleiben in einer Uebersetzung die schöne Form, die Töne, die blumenreichen Ausdrücke, die Nebenideen? . . .

Aber sehen Sie, dort kommt ja unser Rittmeister uns entgegen!" . . . —

Die strenge Disciplin der Russen schien den jungen Offizier bei dem Erscheinen seines Chefs aus der poetischen

Betrachtung zu scheuchen; denn er brach plötzlich ab von den Schönheiten des Schiller'schen Gedichts.

Der Rittmeister war wohl noch zwanzig Schritt von uns entfernt, als er mich auf eine höchst seltsame Art freundlich grüßte. — Zu uns herangekommen, erfaßte er meine Hand und sagte: „Willkommen mein Lieber! wie geht es Ihnen? Welchem Zufall, der Sie hierher geführt, habe ich das Vergnügen zu verdanken, Sie zu sehen?" — „Ihr freundschaftliches Betragen in Wort und Geberde, Herr Rittmeister, sagte ich, setzt mich wirklich in Erstaunen, es bekundet Ihre schöne Seele und flößt mir eine unbegrenzte Hochachtung gegen Sie ein. Ich bin Ihnen fremd, Sie sehen mich, wie mich dünkt, zum erstenmal im Leben? womit habe ich ein solches Entgegenkommen verdient? ein Entgegenkommen, mit welchem derjenige zufrieden sein könnte, der Ihnen Proben wahrer Freundschaft bestanden." Sie sind ein Deutscher! ich sah Ihnen dieses sogleich an, und ich liebe meine Landsleute, es sind in der Regel ehrliche Kerle! — „Aber es herrscht auch im Menschen eine geheime Neigung," fuhr er fort, die uns unwillkürlich antreibt an dem Theil zu nehmen, was sonst einen andern angeht, und das ist mit Ihnen der Fall!" — „Sie setzen mich wirklich in Erstaunen, Herr Rittmeister! Sie sprechen, so ich nicht irre, von der Zusammenstimmung verborgener Eigenschaften zweier oder mehrerer Seelen? müssen aber solche Eigenschaften sich nicht vorher in Handlungen zeigen, damit sie von außen auf die Seele einwirken können? Im andern Fall könnte wohl die natürliche Gefühlsübereinstimmung Statt haben; doch das Mitgefühl gegen einen Andern, noch nicht. — Und wenn auch Lavaters System allgemein gültig wäre, und ich in meiner Gesichtsbildung das Gepräge jener Eigenschaften trüge — Sie haben mich ja in der Ferne so freundlich gegrüßt!" — „Erzählen Sie da, was sie wollen!" rief der Graf lächelnd aus, „in mir aber steigt der Wunsch auf, Sie näher kennen zu lernen. Vor allen Dingen sagen Sie mir nun, was führte Sie eigentlich hierher? und warum wollten Sie mir das Vergnügen machen, mich zu besuchen? denn daß Sie mich besuchen wollten, oder daß Sie wenigstens nach mir fragten, das sah ich an der Geberde meines Offiziers, Ihres Begleiters." — Jetzt erzählte ich ihm so kurz als möglich, was mit mir geschehen war. Ich dächte,

wenn sie Postpferde nähmen und ihnen nachsetzten? sagte er, indem er der Meinung war, daß die Kibitken des Herrn Röhr doch schon voraus sein könnten. — Und dadurch das Ding viel schlimmer machen als es wirklich ist, Herr Rittmeister, versetzte ich. „Wie so? der Mann wird sie doch nicht belogen haben, was könnte ihm dies nützen?" Herr Röhr sammt seiner Frau ist ja noch zurück, antwortete ich, ich verließ sie beide am Stadtthor, und die Straße ist ja nicht so breit, daß sie mir am hellen Tage vorbeifahren könnten, ohne sie gewahr zu werden. Oder giebt es etwa einen Nebenweg, den sie einschlagen könnten? — „Sie haben Recht!" sagte der Graf, sich aus einem tiefen Nachdenken empor richtend, „der Mann sammt seinen Kibitken ist gewiß noch in der Nähe von St. Petersburg, aber sie werden ohne Zweifel bald hier vorbeipassiren, das Wetter und die Straße sind ja herrlich und die ganze Nacht bleibts hell *) das macht ihnen Lust zum Fahren. Erwarten Sie also ihre Reisegesellschaft hier! Sie müssen sich aber einen Standpunkt wählen, von wo aus Sie einen Jeden, der den einen oder den andern Weg passirt, in's Auge fassen können; und diesen Ort finden Sie in meiner Wohnung. Sehen Sie dort den Balkon an meinem Gastzimmer? Vermittelst seiner hohen freien Lage können Sie nicht nur Alles ringsumher betrachten, sondern er gewährt auch dem Auge eine Aussicht in die weite Ferne!" Indem der Rittmeister diese Worte sprach, drehete er sich um und zeigte mit der Hand auf die Straße gen St. Petersburg hin. „Sehen Sie! da kommt ihre Reisegesellschaft" sagte er lebhaft, „sehen Sie dort in der Ferne die Fuhrwerke?" — Ich richtete mein Auge dahin und sah etwas, den Kibitken Aehnliches. — „Nun kommen Sie schnell mit mir nach Hause," fuhr er fort, „der Thee wird fertig sein und auch ein Gläschen Punsch wird Ihnen wohlthun, wenn Sie die Nacht durchfahren müssen. Unterdessen schreibe ich ein paar Zeilen an meinen Onkel, der in Nowgorod wohnt. Der brave Alte wird Sie gewiß gut aufnehmen, wenn Sie ihm das Schreiben von mir überbringen." — Ich bedankte mich herz-

*) Bekanntlich sind die Sommernächte in St. Petersburg und seiner Umgebung so hell, daß man fast die ganze Nacht hindurch Bücher lesen kann, zumal bei freundlichem Wetter.

lich für diese Freundschaft; machte aber die Bemerkung, daß jene Fuhrwerke die nämlichen sein möchten, die ich früher sah und welche mich immer weiter von St. Petersburg lockten. „Sie können dadurch, daß Sie auf meinem Balkon ein wenig warten, gewiß nichts verlieren, es mögen ihre Kibitken sein oder nicht! Sie sind doch ohne Zweifel müde? und da ruhen Sie dann ein wenig aus. Kommen Sie nur mit!" Und so ging ich mit ihm. In seiner Wohnung angekommen, befahl der Graf seinen Dienern sogleich den Thee zu reichen. Wir setzten uns auf den Balkon, und hier sah ich die Aussage des Rittmeisters, die hohe freie Lage betreffend, vollkommen bestätigt. Die Fuhrwerke kamen immer näher und näher, mein Auge ruhete fast unverwandt auf ihnen. Wir mochten keine 15 Minuten auf dem Balkon gesessen haben, als ich mich in der Mitte einer Menge Offiziere befand, von welchen einer nach dem andern sich hier eingefunden hatte; es waren mehr Deutsche, und Finnländer als Russen.

„Sie haben sich schon weit in der Welt umgesehen," sagte der Rittmeister, „und gewiß schon manches Abenteuer bestanden? erzählen Sie uns doch etwas! Nicht wahr, meine Herren, Sie schenken unserm lieben Gast Ihre ganze Aufmerksamkeit?" Dies wurde einstimmig bejaht. Ich erfüllte seinen Wunsch. Aber wie mir schien, wollte es mit dem Erzählen nicht so recht gehen; jedoch wurde viel gelacht und dabei viel Thee und Punsch getrunken. Ich trank nur ein Glas, man war bescheiden mich nicht zu nöthigen, als ich mehr zu trinken abgelehnt hatte. Endlich fuhren die Kibitken, die mir der Rittmeister vorhin gezeigt hatte, vorüber; aber es waren nicht die, welche ich suchte. Von jetzt an fuhren beständig solche und andere Fuhrwerke hier vorbei: auf Kibitken folgten vier- und sechsspännige Gallawagen und auf diese wieder Kibitken, aber das, was ich zu erspähen dachte, sah ich nicht! „Was ist die Ursache dieser lebhaften Passage?" *) fragte ich. — So was ist hier im Sommer nichts Neues! antwortete der Graf, aber vielleicht kommt der Kaiser. — „Werden Sie hierüber nicht vorher in Kenntniß gesetzt?" —

---

*) Bekanntlich existirte damals die Eisenbahn von St. Petersburg nach Zarskoje Seló noch nicht.

„Gewöhnlich, aber zuweilen erscheint Se. Majestät auch plötzlich, ohne ihn vermuthet zu haben.“

Meine Uhr zeigte mir, daß Mitternacht vorbei war, als die letzten Kibitken, welche ich in dieser Nacht sah, vorüberfuhren. „Obgleich mir nichts leichter scheint,“ hub der Rittmeister, unser einige Minuten langes Schweigen unterbrechend, an, als daß Sie Ihre Kibitken wieder finden können, die unmöglich weit von hier sind, so sagt mir doch ein seltsames Gefühl, es sei auch eben so schwer. Sie sehen mich mit einem erstaunungsvollen Lächeln an und denken vielleicht: die Kibitken sind ja keine verlornen Stecknadeln, die man auf einem solchen Wege schwerlich wiederfindet? ich selbst muß lächeln über den sonderbaren Gedanken, der in mir aufsteigt, aber eins, dem andern widersprechende Gefühl beherrscht mich, wenn ich an die sonderbare Handlungsweise des Herrn Röhr denke, und so wünsche ich fast, daß Sie mit diesem Manne nicht reisen möchten, wenn Sie ihn auch wieder finden sollten. Ei, da richte ich einen Menschen, ohne daß ich hinlängliche Beweise habe, ihn anzuklagen. Sie, mein Lieber, haben vielleicht eben so viel Schuld als er, weil Sie sich zuerst von den Kibitken entfernt haben. Doch Sie werden Ihre Wagen wieder finden und mitreisen, denn Ihr Paß ist ja einmal nach Kiew gerichtet. Was sollten sie jetzt in St. Petersburg machen, wo die abscheuliche Cholera schon einen fürchterlichen Anfang gemacht hat, wie ich heute erfuhr. Schon der Gedanke an diese entsetzliche Seuche ist der Natur des Menschen furchtbar. Wenn Sie Herrn Röhr nicht wiederfänden und Sie Ihren schon nach Kiew gerichteten Paß wieder gegen einen Aufenthaltsschein vertauschen müßten, um wieder in St. Petersburg zu bleiben, — welche Umstände! welche Schwierigkeiten vielleicht in dieser argen Zeit! Ihre lebendige Einbildungskraft, die ich an Ihnen bemerkt habe, sähe vielleicht in der seltsamen Trennung von Ihren Effekten und von Ihrer Reisegesellschaft eine schlimme Vordeutung, und dieses könnte schädlich auf Ihr physisches Ich einwirken; denn Vorsicht und Furchtlosigkeit scheinen mir die besten Wege zu sein, dieser abscheulichen Krankheit zu entgehen.“ — Ich glaube an Gott und an den Erlöser der Welt, antwortete ich, und willige in seine heiligen Absichten ein, was er auch mit mir beschlossen haben möge. Recht so, keine Feigheit,

sondern festes Vertrauen auf Gott ziemt dem Manne! sagte der Graf. Am Ende muß ich selber lachen über das komische Bild, das ich von den verlorenen Kibitken, von Paß, Cholera und Einbildungskraft malte. Das wäre ja der Geier, wenn wir die Kibitken nicht wiederfinden sollten! Wir wollen noch ein wenig warten, sie müssen sich bald zeigen! und kommen sie nicht bald, dann wollen wir zu anderen Maßregeln greifen..., fügte er hinzu.

Sie nehmen es mir aber nicht übel, fuhr er fort, wenn ich Ihnen noch etwas sage, das ich nicht unterdrücken kann? — Sagen Sie Alles, Herr Graf, was sie auf dem Herzen haben! denn ich bin überzeugt, daß es lehrreich für mich sein wird. — „Ihre schmeichelhafte und doch so herzliche Meinung, die Sie von mir haben, Ihr Glauben an Gott und Tugend flößen mir Muth ein, es Ihnen zu sagen. Nun, so hören Sie mich gefälligst an. Es ist geschehen, und Sie an Ihren Fehler, den Sie unstreitig dadurch begingen, daß Sie in jenem kritischen Augenblicke noch zu Ihren Freunden fuhren, zu erinnern, könnte Ihnen nichts nützen, da es die Sache nicht ungeschehen machen kann; im Gegentheil, es könnte Ihnen zum Vorwurf gereichen und Ihnen Wunden schlagen, wenn Sie deren noch keine fühlten. Ich will Ihnen diesen großen Fehler nicht zum Vorwurfe machen; aber der Vernünftige wird immer aus seinen eigenen begangenen und Anderer Fehler Nutzen zu ziehen wissen, wenn man ihn auf eine überzeugende und doch schonungsvolle Art darauf aufmerksam macht. Ihr Fortgehen in jenem bedenklichen Augenblicke war der größte Fehler, den Sie begehen konnten. Könnte er nicht über Ihr ganzes zukünftiges Schicksal entscheiden? Es ist mir entfallen, welcher Schriftsteller den Ersten Fehler des Menschen — aus welchem sich eine Menge der widerwärtigsten Verhältnisse entwickeln können — mit dem Ersten Anstoße eines Baches vergleicht. Und dieses Bild, möge es nimmer auf Ihr Schicksal anwendbar sein! — Wie der Bach durch den Ersten Anstoß eine andere Richtung, und endlich den krummen oder schlangenförmigen Lauf annahm, also nahm Ihre schon vorgezeichnete Reise eine andere Richtung, und zwar einzig und allein durch jenen Fehler, den Sie begangen haben. Ich aber wünsche es eben so sehr, als ich es hoffe, daß dieser Fehler nicht die Wirkung, wie der

erste Anstoß des Baches, habe; allein das, was wir Schicksal nennen, treibt oft mit dem Menschen ein grauses Spiel, ohne daß wir dadurch Ursache hätten, an der Liebe Gottes gegen die Menschen zu zweifeln, oder gar an eine absolute Nothwendigkeit zu glauben, wie der Mohamedaner — und leider, viele Christen! denn es geschieht im Grunde doch nichts, ohne daß es durch irgend eine Handlung veranlaßt worden wäre. Daß Sie Herr Röhr vorausschickte, ohne, wie es scheint, selber zu wissen, wo seine Kibitken waren, und Sie, in der Hoffnung, dieselben zu erreichen, immer weiter vorwärts schreiten, und zwar drei Meilen weit, das ist allerdings etwas auffallend; allein Sie werden doch zugeben, daß Sie dies durch Ihren Abschiedsbesuch veranlaßt haben?" —

„Das könnte freilich nur ein Thor läugnen," antwortete ich, „aber wer weiß, Herr Graf, wenn die Trennung von Herr Röhr wirklich Statt findet, und zwar durch meinen angeblichen Hauptfehler, ob sie nicht zu meinem Heile gereicht? Ich wenigstens, habe diese feste Zuversicht!"

„Da haben Sie einen ganz sonderbaren Glauben!" rief der Graf lebhaft aus, „auf diese Weise ließen sich ja alle Fehler des Menschen, ohne Ausnahme, entschuldigen!" —

„„Alle Fehler? nein Herr Graf, nicht alle lassen sich auf diese Weise entschuldigen. Die Handlungen, ja das bloße Wollen des Menschen wird gelobt, verabscheut, belohnt und bestraft, sobald es vollkommen erwiesen ist, was der Wille des Menschen eigentlich zum Ziele hatte. Oft scheint dem Edeln eine Idee, welche durch seine Wirkung in die That übergehen kann, überaus wohlthätig für gewisse Zwecke zu sein, ist aber oft grade das Gegentheil. Möge nun diese Sache durch die Vorsehung oder wie Sie wollen, durch andere Ursachen, an ihrer Entstehung verhindert werden, oder möge sie wirklich durch das Streben des Edeln, obgleich mit entgegengesetztem Erfolg, zu Stande kommen, so kann ihm dies bei Gott, der weiter nichts als unsere gute Absicht verlangt, nur zum Wohl gereichen: denn diejenigen allein werden selig gepriesen, die eines guten Willens sind, und eben deswegen, weil das Gelingen nicht von uns abhängt. Es wird täglich die Erfahrung gemacht, daß Mancher, dem es an allen möglichen Mitteln und Kenntnissen zu einer Sache, die er in's Leben treten lassen will, nicht gebricht, aber seinen

Zweck verfehlt, ungeachtet er Mittel und Kenntnisse vernunftgemäß anwendete. — Umgekehrt sieht man Manchen ohne alle zur Erreichung seines Zweckes erforderliche Kenntnisse und dem natürlichen Gange der Sache gänzlich entgegen handeln, und siehe da! es gelingt ihm, was er beabsichtigt hatte, gelingt ihm, zum Erstaunen der Sachverständigen! Aus solchen Fällen mag wohl das Sprichwort entstanden sein: Er hat mehr Glück, als Verstand. So wird es wohl klar, daß das Gelingen nicht von uns abhängt, und es hängt eben deswegen nicht von uns ab, weil der Verstand des Menschen in vielen Stücken zu ohnmächtig ist, um vorher zu entscheiden, ob eine Sache, die ihm gut und nützlich für gewisse Zwecke scheint, es auch in ihren Folgen ist. Dem Christen gilt also der gute Wille: Alles!"" —

„Ich verstehe," bemerkte der Rittmeister, „aber was hatten Sie zum Ziele, als Sie Ihre Effekten und Ihre Reisegesellschaft plötzlich verließen, da man Ihnen doch sagte, daß bald fortgefahren würde? Ihren Freunden von Ihrer bevorstehenden Reise Nachricht zu geben? Konnte dies in einem so bedenklichen Moment nicht durch einige Zeilen geschehen? zumal man Sie in den Stand setzen wollte, dies bewerkstelligen zu können." — „„Ich würde mit Ihnen übereinstimmen, Herr Graf, wenn ich die volle Gewißheit von der unfehlbaren Ueberlieferung des Schreibens gehabt hätte. Durch meine Erfahrungen und die Umstände der Dinge hatte ich Ursache, einen Zweifel darein zu setzen. Ich bin wohl weit entfernt, gegen die gewiß aufrichtige Bereitwilligkeit jener Dame ein Mißtrauen zu hegen; allein sie selbst konnte das Schreiben doch nicht eigenhändig überliefern — sondern sie hätte es durch andere Hände befördern müssen.*) Bedenken Sie, Herr Graf, das Gerücht von der Cholera in St. Petersburg hatte in jener Gesellschaft einen panischen Schrecken verursacht, man dachte an nichts weiter, als an's Fortfahren, ihre glühende Sehnsucht nach der Ferne war in ihren Mienen, in jedem ihrer Worte bemerkbar. Mein Schreiben würde also fremden Händen anvertraut worden sein. Es befindet sich aber Jemand unter meinen Theuern, dem mein plötz-

*) Bekanntlich existirte damals die Stadtpost in St. Petersburg noch nicht.

liches Verschwinden in einer so schlimmen Zeit unbeschreiblich traurige Stunden verursacht hätte. Solche Stunden möchte ich jener schönen Seele um keinen Preis der Welt verursachen. Nur derjenige, der nie von schönen Seelen geliebt wurde, der also auch zu keiner Gegenliebe verpflichtet ist, sie zu erwiedern, könnte den Grund meines Verfahrens verwerfen. Er mag es thun! Ein Jeder handle nach seinem Willen. Mich dünkt, wer die Liebe und Sorgfalt, mit der man ihm begegnet, nicht zu würdigen versteht, verdient auch nicht, daß er mit solcher Sorgfalt behandelt werde. Sie sehen, Herr Graf, daß mein Zweck aus guten Beweggründen hervorging, und daß er auch meiner Aufopferung würdig ist. Dies ist mein Trost, der mich hoffentlich aufrecht erhalten wird, möge sich mein Schicksal gestalten, wie es wolle. Ich blieb auch dem Grundsatze, den ich bei allen meinen Handlungen nicht aus dem Auge zu verlieren strebe, getreu, nämlich, ich that Alles, was in meinen Kräften stand: ich gab dem Fiaker, der mich zu meinen Lieben fuhr, mehr, als er verlangte, damit er sein Pferd schneller als gewöhnlich antrieb; ich hielt mich bei meinen Freunden nicht länger als drei Minuten auf; auch würde ich mich am Stadtthore keinen Augenblick von Herrn Röhr entfernt haben, weil jetzt kein Umstand mehr vorhanden war, der mich hätte dazu bewegen können. Da es aber der Wunsch dieses Mannes war, sei es aus welchem Grunde es wolle, mich zu entfernen, und ich gleichsam aus Bescheidenheit seiner Aussage Glauben beimessen mußte: so habe ich die feste Zuversicht, daß die Trennung von ihm und seiner Familie, wenn sie Statt findet, nur zu meinem Heil gereichen wird.“ “ — „Aus ihrer Schilderung sehe ich,“ versetzte der Graf lächelnd, „daß Ihr Glaube sich mit der gesunden Vernunft nicht gut vertragen kann, und daß das Wort Zufall in dem Wörterbuche Ihres Lebens nicht existirt; warum mußte Sie denn die Vorsehung mit Herrn Röhr bekannt machen, wenn seine Gesellschaft Ihnen nicht zum Heil gereichen kann? warum Sie mit ihm einig werden lassen, zusammen zu reisen, um Sie bald darauf wieder auf eine so seltsame Art von ihm zu trennen? Widerspricht das nicht den Eigenschaften der Allwissenheit und Unabänderlichkeit Gottes?“ „„Hierauf könnte ich Ihnen, Herr Rittmeister, Manches antworten. Allein es würde mich zu weit führen, indem

ich mit Zuversicht an das Gebet glaube, und das ist kein Gegenstand, über den man mit einem so rüstigen und jungen Kriegsmanne wie Sie sind, sprechen könnte. Ueberdies fühle ich in mir auch gar nicht die Kraft, Sie von der Wahrheit desselben zu überzeugen. Das will ich den Lehrern und Predigern des Evangeliums überlassen!"" sagte ich schließlich. „Erlauben Sie mir," versetzte lebhaft der Graf, „Ihnen bemerken zu dürfen, daß, was diesen Punkt betrifft, Sie sich sehr in mir irren; denn dieser Gegenstand ist viel zu heilig und erhaben, als daß der Kriegsmann sich seiner schämen sollte. Und für's Andere sind grade Sie es, dessen Meinung ich darüber vernehmen möchte, denn Alles, was Sie bisher sagten, wenn ich Ihnen auch zum Theil widersprach, interessirte mich mehr, als Sie vielleicht je ahnen werden.

„Da es Ihnen nun gleichgültig sein kann, sich mit mir, bis wir der Kibitken ansichtig werden, über diesen oder jenen Gegenstand zu unterhalten, so hoffe ich, daß sie meine Bitte erfüllen, wodurch Sie mir eine wirkliche Freundschaft erweisen werden," sagte er. Lange lehnte ich seine Bitte freundlich von mir; allein er brachte mich am Ende doch dazu; es schien ihm in Ernst außerordentlich viel daran gelegen zu sein.

„„Sie bemerkten, Herr Graf,"" sagte ich, „„es widerspräche der Allwissenheit und Unabänderlichkeit Gottes, daß er mich diesen Mann finden und mit ihm einig werden ließ, mit ihm zu reisen, um später, wenn seine Gesellschaft zu meinem Heile nicht gereichen kann, mich auf eine so auffallende Art wieder von ihm zu trennen, vorausgesetzt, daß die Trennung zu Stande kommt. „Allerdings!" versetzte der Graf, „denn ist's nach Ihrem Glauben nicht so, als habe Gott, da er Sie mit dem Manne zusammenführte, nicht gewußt, ob sie gut oder schlecht mit ihm reisen würden, sondern er habe es erst später erfahren, daß seine Gesellschaft für sie nichts taugt, und daß er daher gleich Anstalt traf, Sie wieder von ihm zu trennen? — wir nehmen den Fall an, daß dieses letztere geschieht, — aber lassen Sie Ihre Glaubensgründe hören," schloß der Graf mit außerordentlicher Spannung.

„„Der Erlöser der Welt,"" sagte ich, „„versichert uns mit Ja und Amen! daß wir Alles, was wir in seinem Namen den Vater bitten, empfangen werden. Im Gegensatze muß

es demnach heißen, daß wir es nicht erhalten werden, wenn wir nicht so bitten. Das ganze menschliche Leben beweis't uns zwar deutlich, daß der Vater im Himmel weiß, was wir bedürfen, und daß er es uns auch gibt, ohne daß wir ihn eigentlich darum bitten, wie wir das an Menschen bestätigt finden, die vielleicht niemals den Vater im Namen Jesu gebeten haben; allein jener Ausspruch ist nun einmal durch Christum geschehen, folglich muß er auch seine Bedeutung haben, und es muß Fälle im Leben geben, wo wir irgend Etwas, das uns Noth thut, nur dann vom himmlischen Vater erhalten, wenn wir ihn im Namen seines eingeborenen Sohnes darum bitten. — Wie aber, wenn ich beim ersten Entschluß zu reisen, den Vater nicht um das, was zu einer solchen Reise heilsam ist, gebeten hätte? — so würde mich Gott auch meiner eigenen Kraft haben überlassen können; denn es heißt nun einmal: „Bittet, so werdet ihr empfangen;" und so konnte mir Verderben bevorstehen; denn der Erschaffene vermag aus eigenen Kräften dem Verderben nicht zu widerstehen, wie wir das an den gefallenen Engeln, von welchen die heil. Schrift so viel spricht, deutlich sehen: sie wollten durch eigene Kräfte tüchtig sein, ließen von Gott ab, und so sich selbst überlassen, stürzten sie in's Verderben, ohne daß Rache oder Zorn Gottes, welche Eigenschaften wir wohl in Gott nicht suchen können, dabei bethätigt waren. Wie aber, wenn ich, nachdem ich die Bekanntschaft des Herrn Röhr gemacht hatte und mit ihm zu reisen einig geworden war, den Vater wirklich im Namen seines Sohnes um das Heil zu meiner Reise gebeten hätte? denn auch die, welche in der elften Stunde kamen, wurden der Gnade theilhaftig — und in diesem Fall konnte Gott, kraft seiner Allwissenheit und Allmacht, und zufolge der Versicherung seines eingeborenen Sohnes, meiner Reise, wenn sie in jener Gesellschaft mir nicht zum Heil gereichen kann, eine andere Richtung geben. Wahrhaftig, das Gebet ist die erste Pflicht des Christen! durch das Gebet vermögen wir viel, durch Unterlassung desselben, nichts! Aber Sie lächeln, Herr Graf?"" — „Durchaus nicht!" sagte er, „aber mir fällt dabei ein, was Kant vom Gebet sagt, nämlich, es sei Bedürfniß der Schwäche; denn was soll ein bloß erklärtes Wünschen gegen ein Wesen, das keine Erklärung der inneren Gesinnungen des Wünschen-

den bedarf?" — „„Aber was hat denn Kant, was haben alle Philosophen vor und nach ihm über die geoffenbarte Religion bewiesen? Nichts! Ihre Systeme oder vielmehr ihre Irrthümer sind zusammengestürzt, oder sie werden durch andere Irrthümer dieser Art noch ihren Sturz erleiden. Was wußte Kant von dem Dasein Gottes? Weiter nichts, als daß es sich nicht läugnen läßt; — das aber kein erschaffener Verstand zu ergründen vermag. Wie unnütz war es doch, daß dieser Philosoph mit vielem Aufwand großen Scharfsinns bewies, daß er nur das wußte: daß er nichts wußte. — Die wilden Völker, welche uns die Geschichte aufweist, wußten mehr, als Kant zu wissen äußerte: sie hatten das Bewußtsein von der Existenz eines höheren Wesens, das wir Gott nennen. Woher nun dies Bewußtsein, das man bei den rohesten Völkern, und sonst auch auf allen Stufen der Cultur des menschlichen Geistes, zu allen Zeiten findet, da doch ein objektives Wissen von Gottes Dasein, wie Kant lehrt, nicht möglich ist? — Also muß die Idee im Menschen von der wirklichen Existenz Gottes eine Mitgift von Gott, herrühren oder sie muß dem Menschen durch die Offenbarung des wirklich daseienden Gottes verliehen sein. In der bloßen Idee von dem nothwendigen Dasein eines Wesens, das wir Gott nennen, liegt noch kein hinlänglicher Trost für den so unzähligen Leiden unterworfenen Menschen, weil wir dadurch noch nicht wissen, ob dies Wesen: Geist, Person, frei, heilig — Gott ist. — Wie nichts ohne Ursache geschieht, so geschieht auch nichts ohne Zweck. Unsere Leiden auf Erden müssen auch nothwendig einen Zweck haben. — Die Offenbarung Gottes gibt uns die zuversichtliche Hoffnung, daß wir durch die Leiden, denen wir, so lange wir auf Erden leben, unterworfen sind, unendlich glücklicher werden können, als wir es würden, wenn wir denselben nicht unterworfen wären; denn da der herzenprüfende und nierendurchsuchende, von Ewigkeit bis zu Ewigkeit schauende Gott wußte, daß wir, zufolge unseres Abfalls von ihm, leiden und sterben müssen: so ward dieses Abfallen die Quelle nie endender Seligkeit für uns, indem Gott in der Person des Sohnes uns wieder mit sich zu versöhnen und ewig mit sich zu vereinigen beschloß. Aber doch nur unter den Bedingungen, die der Heiland allen Menschen ohne Ausnahme macht — sie sind jedem in

den christlichen Lehren Unterrichteten bekannt. Nach diesen Bedingungen zu leben, fällt dem an die Sinnenwelt geketteten Menschen so außerordentlich schwer. Es ist dies als eine Strafe zu betrachten, welche der Mensch durch sein freiwilliges Abfallen von Gott, sich selber auferlegt hat.

Ja, aus unserm Abfallen von Gott entsprangen unsere Leiden; es entsprang mit ihnen aber auch die Quelle ewiger Seligkeit für uns. Doch der Wille ist frei, und der Mensch hat vor sich: Leben und Tod, was er will, wird ihm gegeben, und die Lehren Christi sind zu vergleichen mit dem Wegweiser an einer Straße, der uns den Weg wohl zeigt, aber Niemanden zwingt ihn zu gehen.

Wem Christus der gekreuzigte Gottessohn zur Erlösung der Menschen ein Hirngespinnst schwachköpfiger Thoren, ein Unverstand oder gar ein aberwitziges Märchen ist, der weist die Glückseligkeit, an welcher er Theil nehmen könnte, wenn er nur wollte, aus Ueberklugheit von sich, und ihm geschieht wie er will! Und wer Christum, in dem alle Creatur ihren Anfang nahm, zum bloßen Tugend- und Sittenlehrer, der uns nur für diese Welt Weisheit lehren wollte, herab würdiget, der weist ebenfalls die Glückseligkeit, aus freier Wahl von sich, weil er nur in diesem Leben und für dies arme Scheinleben auf Christum hoffet.

„Hofften wir nur in diesem Leben auf Christum," sagt der in aller Weltweisheit kundige Apostel Paulus, „so wären wir die allerelendesten der Menschen.

Aus unserm Abfallen von Gott, entsprangen unsere Leiden. — Ohne Schmerzen sind uns keine Freuden denkbar. Je größer der Schmerz, desto größer die Freude, die ihm folgt. Wie groß müssen demnach auch unsere Leiden auf Erden sein, denen eine nie endende, alle Trübsal überwiegende Herrlichkeit folgt? Und so sehen wir denn das menschliche Elend hienieden überall und in tausend Formen. Aber uns zum Troste und zur Stärkung offenbart Christus uns den ewigen Rathschluß Gottes. Wie gütig ist dieser Gott, den er uns lehrt! Wir können ihm unsere Leiden klagen, können zu ihm beten, daß er uns stärken möge in der unvermeidlichen Trübsal. Jesus Christus, gegen den alle Licht verbreitenden Philosophen Nacht sind, hat uns das Gebet als die erste Pflicht des Christen anbefohlen, und hat uns durch

sein Beispiel gelehrt, wie wir beten sollen. Was meinen Sie, Herr Graf, in welcher Lehre dürften wir wohl die Wahrheit zu suchen sein: in Kants oder in Christi Lehre?"" — „Das ist eine Frage, die sich wohl von selbst beantwortet," versetzte der Rittmeister, „Kant ist ja auch keineswegs der Lehre des Evangeliums entgegen. Es kommt vor allen Dingen darauf an, wie wir den Geist des Gebetes auffassen. Das Evangelium, sagt Kant, fordert uns auf, den Vorsatz zum guten Lebenswandel nicht nur zu fassen, sondern ihn auch in Thätigkeit übergehen zu lassen, und dieser Vorsatz, mit dem Bewußtsein unserer Gebrechlichkeit verbunden, enthält einen beständigen Wunsch, ein würdiges Glied im Reiche Gottes zu sein; also keine eigentliche Bitte um Etwas, das uns Gott nach seiner Weisheit auch wohl verweigern könnte; sondern einen Wunsch, der, wenn er thätig ist, seinen Gegenstand: ein Gott wohlgefälliger Mensch zu werden, von selbst hervorbringt. Dieser Begriff vom Gebet ist vernünftig, er macht uns den Geist desselben klar; und diesen Geist scheint uns Christus zu lehren, als er befahl: im Geiste und in der Wahrheit zu beten." — „„Gegen das Gebet,"" sagte ich, „„wie gegen andere Pflichten des Christen sträubt sich der hochmüthige Verstand, weil es ihn zum Gehorsam gegen Gott auffordert, weil es ihn an sein Nichts erinnert. Daher kömmt es denn auch, daß sich ein Jeder so gern sein eigenes System macht, das so ganz seinem Geschmacke entsprechend ist. Alles im Evangelium Enthaltene, was zu seinem System paßt, das nimmt er an, was nicht dazu paßt, daß sucht er durch scharfsinnige Grübeleien zu verdrehen, daß es passe, oder wenn das nicht möglich ist, so verwirft er es. „Stürze dich hinab," so sprach einst der Versucher, „denn es steht geschrieben: Gott hat seinen Engeln befohlen, sie sollen dich auf den Händen tragen, damit du mit Deinem Fuß an keinen Stein stoßest." Also hat der Widersacher den Geist der heil. Schrift verdreht und ihn nach seinem Sinne und zu seinen bösen Absichten ausgelegt; so verdreht er den Sinn der heiligen Schrift auch noch heut zu Tage, und so wird er bis in die spätesten Zeiten dem Geist des Evangeliums eine falsche Deutung zu geben suchen.

„Du aber, wenn du betest," sprach der Erlöser, „so gehe in deine Kammer und bete zu deinem himmlischen Vater" —

— — Jesus Christus ging noch ein wenig vorwärts, fiel auf sein Angesicht und sprach: mein Vater, wenn es möglich ist, so gehe dieser Kelch vorüber; doch nicht wie ich will, sondern wie Du willst. — — — Darauf ging er zum zweiten Mal zu beten. — — — In diesen Tagen ging Jesus hinaus auf den Berg, um zu beten, und übernachtete im Gebete zu Gott. — Betet, daß dies nicht im Winter oder am Sabbath geschehe. Matth. 24, 30. —

Ich glaube, das sind der Beweise genug, die uns von Kants falscher Auffassung des Gebets überzeugen können! — Wenn je das Gemüth eines Menschen durch die Betrachtung der tiefen Weisheit Gottes in die dahin sinkende Stimmung, die Kant Gebet nennt, sich versetzte, so war es das Gemüth des Gottmenschen; aber dieser lehrt uns durch sein Beispiel, daß das, was Kant Gebet nennt, bei weitem nicht das Gebet ausmacht. Wenn je ein Mensch war, der das Bedürfniß der Schwäche nicht fühlte, so war es ebenfalls der Gottmensch, der von Ewigkeit her Eins mit dem Vater war, und aus dem alle Creatur ihren Anfang nahm.

Jesus Christus hat in seinem Leben auf Erden mehr gethan, als einen bloßen Vorsatz zum guten Lebenswandel gefaßt und diesen in Thätigkeit übergehen lassen; — und wenn, wie Kant sagt, hierin das Gebet besteht, so setzte Jesus Christus sein Gebet ohne Unterlaß fort: und dennoch hatte er bestimmte Stunden, in welchen er an gewisse Orte ging, um allda mit Worten und Seufzern zu beten, wie die angeführten Stellen aus dem Evangelium beweisen. Es ist auffallend, daß Kant behaupten konnte: der Lehrer des Evangeliums habe den Geist des Gebets in einen bloß herzlichen Wunsch: Gott in allem unserm Thun und Lassen wohlgefällig zu werden, gesetzt. Allerdings ist dies ein sehr schöner Wunsch, zumal, wenn er in die That übergeht; aber warum will man behaupten, daß das Gebet keine eigentliche Bitte um Etwas enthalte, da das Gebet Christi doch so deutlich für diese Wahrheit spricht?"" — „Doch bin ich überzeugt," sagte jetzt der Graf, „daß Sie die Begriffe, welche sich die gesunde Vernunft von der Gottheit macht, einem unbedingten Fürwahrhalten nicht aufopfern werden, und in sofern halten Sie auch die Eigenschaften des allmächtigen und allwissenden Schöpfers grenzlos, d. i. unendlich?"

— „„Allerdings! wenn Gott unendlich ist, müssen seine Eigenschaften es auch sein!““ — „Gut,“ sagte der Graf, „so ist der Beschluß Gottes grenzlos, also unabänderlich?“ — „„Allerdings!““ — stimmte ich bei. „Wie soll nun der Mensch Gott um Etwas bitten, das er ihm nach seiner weisen Absicht nicht zu geben beschlossen hat? denn Gottes Beschluß ist ja unabänderlich! Umgekehrt, wozu hat der Mensch erst nöthig, um Etwas zu bitten, das Gott ihm nach seiner Liebe und Allwissenheit zu geben beschlossen hat, und sein Beschluß doch unabänderlich ist?“ — Schließlich will ich Ihnen, Herr Graf, hierauf folgendes bemerken: „„Das Gebet Jesu Christi am Oelberge: „Vater, wenn es möglich ist, so gehe dieser Kelch vorüber; doch nicht wie ich will, sondern wie du willst;“ die Ermahnung Christi an seine Jünger, daß sie bitten möchten, damit das Kommende nicht im Winter oder am Sabbath geschehe; das Vater Unser, und überhaupt viele Stellen in der heiligen Schrift, beweisen, daß es Dinge gibt, die wir nur dann erhalten, wenn wir darum bitten. Wenn Gott unser Gebet nun nicht erhört, rührt es vielleicht daher, daß wir ihn nicht im Namen Jesu gebeten haben; denn er erhört unser Gebet nur dann, wenn wir ihn, wie Christus uns lehrt, bitten, wie das ganze Evangelium beweiset. Um aber im Namen Jesu wahrhaft zu beten, müssen wir an Christum, als an unsern Gott und Erlöser glauben. Erhört Gott unser Gebet nicht, so rührt es auch vielleicht daher, daß wir ihn um Etwas bitten, das er uns nach seiner Allwissenheit nicht geben will, weil es vielleicht zu unserem eigenen Schaden gereichte, daher ist unser Gebet auch nur dann Gott wohlgefällig, wenn wir es endigen mit dem Schlusse des Gebetes Christi am Oelberge: „Nicht wie ich will, sondern wie du willst.“ Dies Geheimniß des Gebetes kann der erschaffene Verstand nicht begreifen, weil es in einem offenbaren Widerspruche mit sich selbst zu stehen scheint; weil es dem Verstande verborgen und nur den wahrhaft Demüthigen offenbaret ist. Der von Ewigkeit zu Ewigkeit schauende Gott wußte ja, daß er des Kelches nicht überhoben werden konnte, indem Jesus Christus ihn zu trinken selber angeordnet hatte; und dennoch betete er: „Wenn du willst, so gehe dieser Kelch vorüber, u. s. w.“ Möchten wir doch das ganze Thun und Leben Christi auf Erden als das betrachten, was Gott damit

beabsichtigt hat, nämlich als ein Beispiel, das Jeder bis zu dem Grade nachahmen soll, als es ihm vermittelst der Gnade möglich ist, aufdaß wir zeitlich und ewig glücklich werden. Wie die ganze Lehre Christi uns Licht über unser Sein und Werden gibt, so gibt uns auch das Gebet, besonders das am Oelberge, die Gewißheit, daß der Wille Gottes kein absoluter, sondern ein bedingter Wille ist, d. h., daß uns Gott Dinge gibt, wenn wir ihn darum bitten, und uns Dinge nicht gibt, wenn wir ihn nicht darum bitten; denn was hat die Weltweisheit dagegen einzuwenden, wenn wir annehmen, daß Gott unter der Bedingung unseres Gebetes, uns gewisse Gnade zu verleihen, und durch Unterlassung des Gebets uns diese Gnade nicht zu verleihen, beschlossen hat?

Somit muß, Herr Graf, der Grund, den Sie für den unabänderlichen Beschluß Gottes, der in der That nur ein bedingter ist, von selbst weichen.

„Wahrhaftig, wir würden uns so mancher Leiden überheben, wenn wir diese Hauptpflicht des Christen besser übten! wenn wir uns von den falschen Begriffen Gelehrter und Nichtgelehrter nicht verblenden ließen, sondern das Beispiel Jesu Christi zur einzigen Richtschnur unserer Gesinnungen und Handlungen machten!"" — „Glückselig ist der Mensch," rief der Graf lebhaft aus, „der dies thun kann und thut! Glückselig preise ich auch Sie, wenn Sie diese Ueberzeugung haben und Sie Ihr Leben darnach einrichten. Führwahr, eine solche Ueberzeugung, wenn sie in Handlungen sich kund gibt, kann den Menschen nimmer sinken lassen, sie wird ihn in allen Widerwärtigkeiten des Lebens aufrecht halten!"

Es war schon ein Uhr vorbei, als der Rittmeister von meiner mißlichen Lage wieder zu sprechen anfing. Der letzte Offizier entfernte sich, mir eine gute Nacht und eine glückliche Reise wünschend.

„Ich bedaure jetzt sehr," sagte er, „daß ich eben so unartig als leichtsinnig gegen Sie gehandelt habe!" —

„„Wie so, Herr Graf,"" sagte ich, seine Hand erfassend und sie herzlich drückend, „„haben Sie denn unartig und leichtsinnig gegen mich gehandelt? Sie sind mir mit so viel Liebe und Güte entgegen gekommen, daß ich Sie ewig dankbar verehren werde."" „Ich muß erröthen, dieses aus Ihrem Munde zu vernehmen," sagte er und wiederholte:

„Ja, ich habe leichtsinnig gegen Sie gehandelt! ich bin Ursache, daß Sie hier in meinem Hause verweilend, so viel von der kostbaren Zeit verloren haben! Ich hätte gleich anfangs ganz anders zu Werke gehen müssen! Aber unser Gespräch, dessen ich mich ewig erinnern werde, und die Hoffnung, daß Ihre Kibitken hier vorbeifahren würden, ließen meinen Vorsatz nicht in die That übergehen. Ich wollte nämlich schon vor zwei Stunden einen meiner Kürassiere auf den Weg nach St. Petersburg schicken, damit er Erkundigungen über die beherten Kibitken einzöge, und auf diese Weise hätten alle Zweifel: ob sie wirklich schon voraus seien, oder noch zurück, gehoben werden können. — Sind Ihre Effekten von großem Werthe?... Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich Ihnen dieselben ersetzen dürfte!...."

„„Meine Effekten, gütigster Herr Graf,"" sagte ich, „„sind von sehr geringem Werthe. Aber ich bin fest überzeugt, daß ich sie wieder erhalten werde; denn die Kibitken können ja unmöglich voraus sein. Ich werde sie wiederfinden."" Aber er bestand darauf, sie mir ersetzen zu dürfen. Ich konnte mich der Thränen nicht erwehren, welche die Theilnahme dieses edlen Mannes aus meinem Auge drängte. Er hatte schon eine Börse, die mit Gold angefüllt war, zur Hand genommen, legte sie aber, auf ein paar Worte, die ich zu ihm sagte, wieder bei Seite und sah mich eine Weile schweigend an. „Nun," rief er nach einer Pause wieder lächelnd aus, „ich kenne noch ein Mittel, meinen begangenen Fehler wieder gut zu machen. Aber ich wünsche es so sehr, als ich es hoffe, daß Sie gegen meinen Vorschlag nichts einwenden werden!" — „„Ich bin überzeugt, Herr Graf, daß Ihr Vorschlag eben so einsichtsvoll als freundschaftlich ist, ich werde auf keinen Fall etwas dagegen einzuwenden haben....."" — „So hören Sie ihn gefälligst an: Die Wohnung jenes Mannes, den sie in der Equipage bei Herrn Röhr am Moskauer Thor sahen, der aber, wie sie sagen, nicht mitreiste, sondern seinen Freund nur eine Strecke begleitete, der also gewiß weiß, wo Herr Röhr mit seinen Kibitken geblieben ist, die Wohnung dieses Mannes wissen Sie ja, da Sie ihn im Hause seines Freundes gesehen haben." — Ich bejahete dies. — „Gut! ich lasse sogleich meine Kalesche anspannen, Sie setzen sich hinein und fahren zu ihm selbst; schläft er, so wecken Sie ihn auf, ohne

viel Complimente zu machen, und fragen ihn nachdrücklich, wo denn der ganze Bettel geblieben ist. — Hat Herr Röhr Sie recht berichtet, d. h. sind die Kibitken wirklich schon voraus, so kommen Sie schnell hierher zurück, und in diesem Falle werden Postpferde für Sie bereit stehen, und müßten Sie vier, fünf und mehr Poststationen zu machen haben, um Ihre Reisegesellschaft zu erreichen: so werden sie durch meine Empfehlung in den Stand gesetzt sein, Ihre Eile ununterbrochen fortsetzen zu können. Ist aber der ganze Troß noch in St. Petersburg oder in der Nähe, so setzen Sie sich in Ihre Kibitke, oder Sie thun, was Ihnen gut dünkt. Wie gefällt Ihnen mein Vorschlag?" — „„Herr Graf,"" sagte ich gerührt, „„Sie geben mir auf's Neue einen Beweis ihrer schönen Seele! Einen bessern Rath und bessere Hilfe könnte ich in meiner widerwärtigen Lage nicht wünschen. Gott segne sie ewig dafür!"" —

Es vergingen keine sechs Minuten, da stand eine prachtvolle Equipage mit zwei stolzen Rossen vor der Thüre des Rittmeisters. Jetzt dankte ich ihm; nicht ohne Thränen schied ich von ihm — — ich sah ihn nimmer wieder.....

Ich setzte mich ein, und im schnellen Trabe flohen die stolzen Rosse auf der prachtvollen Straße nach St. Petersburg hin. Müdigkeit, der genossene Thee und das Glas Punsch nöthigten mich gegen meinen Willen in einen festen Schlummer, aus dem ich erst durch den Zuruf der Wache am Thor verscheucht wurde. Ich hörte von meinem Kutscher den Namen des Grafen und Rittmeisters nennen, und ohne dem wachehabenden Offizier gemeldet zu werden, fuhr ich wieder in die Residenzstadt St. Petersburg. Der Mann, dem ich diesen nächtlichen Besuch zu machen hatte, wohnte auf Wasilij-Ostrow,*) ich mußte also über den Newastrom. Die Nachtzeit wird hier im Sommer großentheils zum Passiren der Schiffe, welche aus der See kommen und in See gehen, benutzt: es waren drei Joche der Isaaks-Brücke abgefahren, ich konnte also nicht über die Newa. Die Nachen, welche hier in der Nähe gewöhnlich zur Ueberfahrt bereit am Ufer stehen, waren größtentheils jenseits des Stromes, und denen, die sich diesseits befanden, fehlten die Fährleute. Ich und mein Kutscher riefen so oft und laut, als wir es vermochten, daß sich irgend ein Fährmann zeige; aber Niemand, sowohl

*) Ein Theil von St. Petersburg jenseits der Newa.

diesseits als jenseits, hörte oder wollte uns hören. Es war schon eine Viertelstunde verstrichen, ohne daß sich Jemand sehen ließ, der mich hätte übersetzen wollen. In dieser peinlichen Lage kam mir doch der edle Rittmeister nicht aus dem Sinn: wenn er seine Equipage oder seinen Kutscher früher nöthig hätte, als es diese Fahrt gestattet? dachte ich, vielleicht mit unnützer Sorgfalt, — und es wurde ein Gefühl in mir herrschend, das mich unwillkürlich antrieb, den Kutscher mit seiner Equipage zurückzuschicken, da er mich doch nicht in die Wohnung jenes Mannes fahren konnte. — Indem ich so diesem Gedanken nachhing, erblickte ich in der Nähe mehrere Iswoschtschike, welche sich den nächtlichen Fahrten bestimmt hatten. Von diesen wird dich Einer nach Zarskoje Selò fahren, wenn es nöthig ist, dachte ich; und ist es keiner von ihnen, so ist es ein Anderer; denn, wie schon früher gesagt, an solchen Lohnkutschern fehlt es in St. Petersburg niemals auf den Straßen, weder des Tags noch des Nachts. Ich folgte meinem Gefühl und machte dem Kutscher des Rittmeisters begreiflich, daß er zu seinem Herrn zurückfahren möchte, indem ich auf die schlafenden Iswoschtschike — sie schliefen wirklich auf ihren Droschken — zeigte, daß die mich schon fahren würden... Der Kutscher besann sich gar nicht lang; er rief noch einige Male recht laut, daß es irgend Jemand hören möchte, und dann fuhr er seines Weges. — Es war noch eine Viertelstunde vergangen, und ich hatte noch immer keine Aussicht, über die Newa gesetzt zu werden. Ich hatte mich schon ganz heiser gerufen; aber Niemand hörte. Endlich wollte ich Gewalt gebrauchen und einen der Nachen losbinden, die zu meinem Aerger sehr fest an das Ufer gebunden waren, um mich allein über den Strom zu wagen. Ich schrie noch einige Male. Plötzlich sah ich jenseits, wie ein Kopf sich in einem Nachen emporhob. Ich wiederholte meinen Ruf, und bald sah ich, wie der ganze Mensch sich aufrichtete. Der Mann stieß endlich das Fahrzeug vom Ufer und ruderte.... alle seine Bewegungen schienen auf Tag- oder Nachtlohn berechnet zu sein, wie denn das auch der Fall war. Himmel! die paar Minuten, die der Mann zu dieser Ueberfahrt brauchte, schienen für mich eine halbe Ewigkeit zu sein. Endlich war ich übergesetzt, ich zahlte vor Freude zwanzigfach über das Gesetzliche. — Jetzt suchte ich diesem Manne verständlich zu machen, er möge doch so lange auf dieser Seite

bleiben, bis ich wieder zurückkäme, was bald geschähe, oder er möge wenigstens nicht jenseits schlafen. — Allein der Bursche verstand mich nicht oder wollte mich nicht verstehen, wie ich leider! bei meiner Zurückkunft erfahren mußte. —

Ich kam in das Haus jenes Mannes; er war da und schlief; ich erinnerte mich der Worte des Rittmeisters und klopfte, ohne viel Complimente zu machen, heftig an die Thür seines Schlafzimmers. Bald öffnete er selbst. „Mein Gott! was wollen Sie hier?" rief er erstaunt aus, als er mich sah. „„Ich will Sie fragen, wo Herr Röhr mit seinen Kibitken ist, war meine Antwort, wie Sie wissen, hat er mich gen Zarskoje Selò geschickt, mit der Versicherung, daß seine Kibitken schon voraus seien, und daß ich sie einholen sollte; ich aber sah keine Spur von ihnen und so gerieth ich denn bis vor Zarskoje, wo ich von neun Uhr Abends bis nach Mitternacht auf der Lauer stand, von allerlei Gedanken gequält, denn nichts von der ganzen Reisegesellschaft zeigte sich mir."" „Ja!... die sind alle auf der deutschen Colonie (etwa eine Meile von St. Petersburg) über Nacht geblieben!" stammelte er. „„Folglich waren die Kibitken, als mich Herr Röhr vorausschickte, noch gar nicht zur Stadt hinaus, wie ich auch behauptete! und nun ist es offenbar, daß er mich belogen hat! sagte ich."" — „Ja!.. das war seine Zerstreuung schuld!... ich glaube, daß er damals gar nicht wußte, was er mit Ihnen sprach..." — „Ich hoffe doch, daß er den Verstand nicht verloren hat?" — „Das wohl nicht! aber ich kann Ihnen versichern, daß er gewiß keine böse Absicht hatte, als er Sie, eigentlich gegen seinen Willen, voraus schickte. Er konnte sich späterhin über diesen seinen Fehler fast gar nicht beruhigen. Eilen Sie doch recht schnell nach der Colonie! im achten Hause linker Hand sind sie geblieben. Aber eilen Sie doch! Herr Röhr hegt um Sie die größte Sorge." — Jetzt eilte ich so sehr, als ich es vermochte. Ich kam wieder an die Brücke, es gingen noch fortwährend Schiffe durch, es war auch wieder kein Fährmann zu sehen, jener Bursche lag wieder im Nachen und schlief und zwar jenseits, als ob er es mir zum Schabernak gethan hätte.

Der S c h l a f und der warme O f e n gehören vorzüglich zu d e m, was der gemeine Russe keinen Augenblick versäumt, wenn er es genießen kann. Es verging abermals eine Viertelstunde ehe ich übergesetzt wurde.

Die Grenzbesetzung.

Gleich an der Brücke, neben der Statue Peters des Großen, die wir bereits schon kennen gelernt, sah ich einige Iswoschtschike. Zu dem Einen, der das beste Pferd zu haben schien, sagte ich: „Colonie!" — „Tolko tuda?" — „Tolko!" — „Poltinik!" (einen halben Rubel Silber). Ich setzte mich auf und nöthigte ihn schnell zu fahren. Das Pferd lief so ziemlich. Auf der Colonie angekommen ging ich sogleich in das achte Haus linker Hand, es war das rechte — aber Herr Röhr und seine Familie, die vor dem Worte: Cholera und vor dem Gedanken, daß ihre Reise verhindert werden könnte — zitterten, hatten sich schon in der zweiten Stunde des jungen Tages auf und davon gemacht. Hatten sie Ursache so frühe aufzubrechen?...

„Herr Röhr vermuthete Sie in irgend einem Wirthshause an der Straße," sagten mir die Colonisten, „eilen Sie doch recht sehr! er ist über die Maaßen unruhig, daß er Sie gestern gegen seinen Willen voraus schickte. Er sagte oft: dem jungen Manne ist gewiß ein Unglück begegnet! doch tröstete er sich damit, daß er Sie in einem Wirthshause an dieser Straße finden würde. Eilen Sie doch recht sehr!" — Der Iswoschtschik, der das deutsche Gespräch, von welchem er kein Wort verstand, mit anhörte, merkte doch gut, daß es noch etwas über den Poltinik zu verdienen geben könnte, daher fragte er die Colonisten, wo er mich hin fahren sollte. Ei, so fahre den Herrn bis zu den Kibitken! war die Antwort. Ich setzte mich wieder auf und es ging auf dem Wege nach Zarskoje Selò immer vorwärts.

Der dieses Weges kundige Leser wird vielleicht erstaunend fragen: wie war dies denn möglich?.... Und ich versichere ihm, daß es nicht nur möglich war, sondern, daß es auch so, wie ich es erzähle, geschehen ist!... ich fuhr auf dem Weg nach Zarskoje immer vorwärts. — Noch ehe ich auf die Colonie kam, hielt mich auf demselben Wege ein Kosak an, der mich in die Wachstube zu seinem Offizier nöthigte, welchem ich meinen Paß vorzeigen mußte. Es schienen von Seiten der Regierung ganz außerordentlich strenge Maßregeln getroffen gewesen zu sein.

Ich kam endlich an jene Anhöhe, die sich vielleicht acht oder neun Werst von Zarskoje Selò befindet und über welche

diese Landstraße führt. Ich muß gestehen, daß ich zusammenbebte, als ich diese Anhöhe, welche ich schon gestern nach Zarskoje passirte, jetzt mit Gensdarmen besetzt sah, die mich unerbittlich zurückwiesen. — Während ich eine Weile in Gedanken versunken dastand, kam der Offizier, ein Deutscher, der das Commando hier hatte, herbei und sagte zu mir: „Wir haben den strengsten Befehl, Keinen, möge er sein wer er wolle, passiren zu lassen! Der Offizier sprach dies in einem Tone, den ich mein Leben lang nicht vergessen werde. Jedoch erzählte ich ihm mit wenig Worten mein Schicksal und fügte hinzu, daß ich erst vor drei oder vier Stunden aus Zarskoje gefahren sei. Da hätten Sie lieber in Zarskoje bleiben sollen! antwortete er; oder wären Sie eine viertel Stunde früher gekommen, hätten Sie passiren können; denn wir haben erst seit einigen Minuten unser Standquartier hier genommen; aber seit dem Augenblicke dürfen wir Niemanden passiren lassen, und wer sich widersetzt, den schießen wir ohne Weiteres nieder, die Karabiner meiner Soldaten sind scharf geladen! —

Erlauben Sie mir noch eine Frage, Herr Lieutenant: war gestern schon diese strenge Ordre bekannt?

Das weiß ich nicht, antwortete der Gensdarm, vermuthet mögen sie Viele haben, daher fuhr auch Mancher in dieser Nacht nach Zarskoje.

Das war also die Ursache der gestrigen lebhaften Passage, dachte ich. Der Offizier warnte mich nochmals mit den furchtbaren Worten: Vergessen Sie nicht, daß die Karabiner meiner Soldaten scharf geladen sind, und daß wir Jeden ohne Ausnahme, der mit Gewalt einen Schritt über diese Grenze wagt, niederschießen! darauf entfernte er sich von mir.

Nun blieb mir nichts übrig, als nach St. Petersburg zurückzukehren ..... Seltsames Schicksal! dachte ich, also auch von den Postpferden, die mir der liebe Rittmeister so großmüthig angeboten hat, kann ich keinen Gebrauch machen. Wäre ich meinem Gefühle nicht gefolgt, und hätte seinen Kutscher so lange an der Brücke warten lassen, bis ich zweimal über die Newa gesetzt worden wäre, seine Großmuth hätte ihm theuer zu stehen kommen können: er hätte Kutscher und Equipage auf kürzere oder längere Zeit entbehren müssen. Vielleicht aber wäre der Kutscher schneller gefahren, als der Iswoschtschik, und eine viertel Stunde Zeit entschied ja

für Alles, wie der Gensdarm sagte... Daß ich an der Brücke den Kutscher mit der Equipage fortschickte, das war also der zweite Anstoß des Baches, der ohne den ersten nicht geschehen wäre. Wie viel Anstöße mag es wohl noch bis Kiew geben?... Wären Sie eine viertel Stunde früher gekommen, sagte der Gensdarm, dann hätten Sie passiren können. Das ist jener Kerl schuld, der zum ersten und zweiten Mal so lange in dem Nachen schlief.... Aber du bist vielleicht noch mehr schuld, daß du während eines ganzen Jahres nicht einmal so viel Russisch lerntest, um sich einem solchen Kerl verständlich zu machen, so sprach ich mit mir selbst, langsam meinen Weg nach St. Petersburg wandelnd.

Wahrhaftig! fein ist das Gewebe der Seidenwürmer, aber das Gewebe menschlicher Schicksale ist viel feiner noch! In den Schauspielen stehen die Personen hinter den Coulissen und treten auf, wenn es der Dichter haben will. Bei dem Lesen so vieler Romane kommt es einem vor, als ob der Verfasser das Schicksal seiner Helden unter seinem Oberbefehl habe, und wie er commandirt, rücken die geheimnißvollen Schicksalsmächte gegen den unglücklichen Helden heran: fechten — siegen — ziehen sich zurück — rücken wieder vor, unterhandeln — und lassen ihn am Ende siegen oder erliegen! Folglich hat der gebildete Leser eine gerechte Ursache, an so Manchem, das doch wirklich geschehen ist, zu zweifeln. Ich aber kann ihm versichern, daß der Gang meines Schicksals, so wie ich ihn hier erzähle, keine Dichtung, sondern Wahrheit ist.

Der Weg führte mich abermals über die deutsche Colonie. In jenes Haus, wo Herr Röhr eingekehrt war, ging ich nicht mehr; warum, weiß ich selber nicht. Aber ich begegnete einigen Colonisten, die ich fragte, ob denn kein anderer Weg auf die Straße nach Moskau und nach Kiew führe.

„Ich wüßte wohl einen Weg," sagte ein junger Bauer, „aber ich fürchte, daß, wenn man uns ertappte, wir Beide niedergeschossen würden! — Ich mag Ihnen diesen Weg auch gar nicht zeigen, da Sie es doch vielleicht wagen möchten, sich durchzupfuschen, und wenn Sie dabei erschossen würden, hätte ich es auf der Seele!" Er sprach's und ging mit wichtiger Miene seines Weges.

So possirlich mir auch dieser Mensch Anfangs vorkam,

so dünkte mir am Ende doch, daß das, was er sagte, gar nicht so lächerlich sei.

Ich war nicht mehr weit vom Stadtthor entfernt, als mir ein verabschiedeter Oberst begegnete, den ich schon früher einmal gesehen und gesprochen hatte.

„Schon so früh spazieren gewesen!" sagte er lächelnd zu mir. Ich erzählte ihm mit wenig Worten, was mein frühes Spazierengehen für eine Bewandtniß habe. Kommen Sie mit mir, sagte er, ich will der Wache befehlen, daß man Sie passiren lasse. Ich wollte ihn von dem schlechten Erfolg überzeugen, den eine solche Unternehmung nothwendig haben müsse; allein er bestand darauf, daß er nun einmal der Wache befehlen wolle.

Trotz meiner peinlichen Lage mußte ich über den Hochdünkel dieses Mannes lächeln, wie man über einen Oberst lächeln würde, der sich anschicken wollte, mit seinem Regiment einem ganzen feindlichen Armee-Corps eine vollständige Niederlage beizubringen. Ich ging jedoch mit ihm.

Wir kamen an die Anhöhe. Die Wache wies Jeden ohne Ausnahme zurück. Der Offizier trat wieder hervor, und der Oberst erzählte ihm mein Schicksal, sein Befehl war bald in Bitte übergegangen, aber es half Alles nichts. Und wenn der Feldmarschall käme, er müßte zurück! versetzte der Offizier.

Ein Mann, der auch gut deutsch sprach, und der ein Stück von Politiker zu sein schien, stand neben uns und hörte aufmerksam zu, was gesprochen wurde.

Man kennt das Wesen der Cholera noch gar nicht, sagte er, ohne daß er gefragt wurde, daß diese Krankheit ansteckend ist, ist wohl durch Thatsachen erwiesen; allein mehrere berühmte Aerzte behaupten das Gegentheil hiervon. Um nun durch Scheingründe nicht irre geleitet zu werden, erging an alle Aerzte, welche die Cholera schon beobachtet haben, und Bericht über ihre Resultate abstatten müssen, der strengste Befehl: mit keinem einzigen Beweisgrund die Nichtansteckung dieser Krankheit zu vertheidigen.

Man sieht also die Cholera wie die Pest an, der man durch Vorsicht und andere zweckmäßige Mittel Schranken zu setzen vermag. Wahrscheinlich sucht man Zarskoje Seló, als den Sommersitz der kaiserlichen Familie, vor dieser abscheulichen Krankheit so sauber als möglich zu halten. Und solch' ein Verfahren finde ich sehr weise! so der Politiker.

„Gibt es denn keinen andern Weg, auf welchem ich die Reise nach Kiew antreten könnte?" fragte ich in Gegenwart der drei Herren.

So viel ich weiß, sagte der Oberst, gibt es keinen andern. Der Politiker schwieg und der Offizier entfernte sich schweigend, als ob er meine Frage gar nicht gehört hätte.

Der Oberst bot mir nun ein Zimmer in seiner Sommerwohnung an, die nicht weit von hier lag. „Was sollen Sie jetzt in der sturmbewegten Stadt Petersburg machen!" sagte er. „Die Cholera oder die Ansicht darüber kann schon in den ersten Tagen eine andere Wendung nehmen, und die Absperrung dieses Weges dem Verkehr wieder öffnen. In meiner Wohnung, die hier so nahe liegt, sind Sie früher davon in Kenntniß gesetzt, als wenn Sie in St. Petersburg wohnten." Ein solches Anerbieten in meiner fatalen Lage abzulehnen, wäre eine Thorheit von mir gewesen, daher nahm ich es gleich an und ging mit ihm in seine Wohnung, die an einem herrlichen Lustwäldchen lag. Er räumte mir ein schönes Zimmer ein. Ich machte ihm ein eben so schönes Präsent, für das er mich wohl einige Wochen gut hätte bewirthen können.

Drei Tage lebte ich hier. Ich trieb mich fast beständig in dem schattenreichen Gehölze umher. In die Espen schnitt ich den theuren Namen: Amalia, mit ihr vertrieb ich mir die Zeit in der süßen Einsamkeit. Viel tausend herzliche Seufzer schickte ich ihr, der Entfernten; wie selig waren meine Träume, in denen nur sie, allein lebte!

Am dritten Abend meines Aufenthalts besuchte ich jeden Ort, wo ich gesessen und selig geträumt; — aber es war eine Veränderung in meinem Innern vorgegangen: es wurde mir so bange, so schwül, so unbeschreiblich unheimlich in diesem sonst so freundlichen und schattenreichen Lustwäldchen. Furchtbare Ahnungen, die aber auf kein bestimmtes Objekt deuteten, das ich zu fürchten hätte, machten mir den Ort meiner süßen Träume zu einem Orte der Schrecken. Ich konnte mir gar keinen Grund angeben von dem, was meine Seele so mit Furcht erfüllte.

O Mensch, spreche deiner Seele keine Ahnungen ab, sei auf deiner Hut, wenn du ihre Annäherungen fühlst, unterdrücke sie nicht frevelhaft oder aus Ueberklugheit: denn dein Ich ist ein Abgrund, den du selber nicht zu ergründen vermagst!

Konnte meine widerwärtige Lage, die der Leser kennt, die Ursache dieser entsetzlichen Furcht sein, die am dritten Abend meines Hierseins so gewaltig auf mich eindrang? Nein! und abermals nein! Der unschuldige Unglückliche, der an Gott und Tugend glaubt, steht furchtlos und unerschütterlich wie die Wahrheit da, und möchten auch alle Mächte des Schicksals auf ihn einstürmen! Die drückende Angst, o, sie war nichts, als eine dunkle Warnung vor dem Gewitter anderer Art, das an dem Horizonte meines Schicksals aufgezogen war: einen andern Zufluchtsort zu suchen, ehe es sein entsetzliches Element niederschmettere! In Moskau löste sich mir das geheimnißvolle Räthsel, der Leser soll es erfahren.

Am vierten Tage trieb mich diese unsichtbare Gewalt in aller Frühe zu jener Anhöhe hin. Die Wache wies Jeden, wie früher, unerbittlich zurück. Die Unmöglichkeit, durchzukommen, stand mit schrecklicher Gewißheit vor mir. Wohin jetzt? .... Vor mir Felsenscheitel, die kein Adler zu überflügeln vermochte — zur Seite ein Abgrund, der mich zu verschlingen drohte — hinter mir — ach, der sturmbewegten Stadt war ich nahe genug, um es zu vernehmen, wie Seuche und Raserei ihre Opfer dort würgten. Fast zehntausend Menschen erlagen ihnen in so kurzer Zeit!

O du Genius des Lichtes! ich flehe dich an: lasse das Bild meines Erlösers, eine Morgenröthe aufgehen über meinem nächtigen Schicksale! Lasse den verschwundenen Stern wieder leuchten, wie einst den Weisen, in dem schaurigen Dunkel meines Glaubens! —

So seufzte ich einsam und wandte meine Schritte wieder gen Petersburg, ohne zu wissen, wo ich hingehen sollte.

Der Ausweg.

Auf dem Wege begegnete ich wieder einigen deutschen Colonisten, und während ich Einem meine Lage mit wenig Worten schilderte, trat ein großer, hagerer Mann, mit einem recht gescheidten Gesichte herzu und sagte:

„Was zum Kuckuck kann Sie denn das kümmern, daß man Sie nicht nach Zarskoje Seló läßt! hier unten, linker Hand, das ist ja der alte Moskauer-Weg, der nach jener Ferne

führt, wo Sie hin wollen, und den alle Fuhrleute fahren, alle Fuhrleute! denn auf ihm ist's näher, als über Zarskoje. Nur die Post und Leute, welche die Merkwürdigkeiten dieser Stadt und die schönen Lustschlösser rund umher sehen wollen, fahren über Zarskoje Seló." —

„Diesen Weg, sagte ich, habe ich jedesmal im Vorbeigehen gesehen, da ich aber keinen Menschen und kein Fuhrwerk auf ihm sah, so dachte ich nicht anders, als daß auch er nach Zarskoje führe. „Nun da kommen Sie mir vor wie ein Mann, den ich kannte, der seine Brille suchte, die er auf der Nase hatte!" sagte der gescheidte Colonist und lachte laut auf. — Folglich bin ich nicht der Einzige, der Etwas suchte, das er in der Hand oder auf der Nase hat, sagte ich. Lachen Sie nur! ich bin hier ein Fremdling und so viele Colonisten und andere Leute ich auch fragte, ob denn kein anderer Weg, als über Zarskoje sei, den ich von hieraus gehen könnte, so konnte mich doch Keiner auf diesen Weg aufmerksam machen.

Hatten denn diese Leute alle ein ledernes Gehäuse im Magen? sagte der hagere Colonist. Aber aus solchen Fällen mag das Sprichwort entstanden sein: Wenn sich Etwas machen soll, so macht es sich, und sollten auch die Steine auf der Straße mit dazu beitragen, fügte er hinzu.

Sie sind ein sehr kluger und erfahrener Mann, sagte ich. Diese Worte schienen ihm wohlzuthun, und er fuhr in belehrendem Tone fort: „Daß Sie kein Fuhrwerk auf diesem Wege sahen, darf Sie gar nicht befremden, denn ich selber habe, seit es in St. Petersburg drunter und drüber geht, dergleichen nicht darauf gesehen, es scheint, als ob sich Keiner aus dem Hause wage, geschweige denn auf die Reise, so viel Angst verbreitet die Cholera. Fuhrwerke, die aus Moskau und andern Städten jener Gegend kommen, können auch nur in gewissen Zeiträumen hier vorbei passiren, denn in einer Kreisstadt, nicht gar weit von hier, muß Alles, was von daher kommt, Quarantaine halten. Es ist Ihnen ja doch nicht unbekannt, daß die Cholera in Moskau, Charkow, Kiew und andern Städten tüchtig gewirthschaftet hat, und daß sie auch noch in jenen Gegenden ihr Wesen treibt? Sie sind ja blutjung und sehen aus, wie ein rechter Springinsfeld, der ausreißen kann wie Schafleder, wenn es noth thut!... Nehmen

Sie mir meine heitere Laune nicht übel; denn ich will mit dem Allen nichts weiter sagen, als: daß Sie ein hübsches Kerlchen sind, das auch zu marschiren versteht, wenn es gerade sein muß. Warten Sie daher nicht, bis Sie eine Fahrgelegenheit finden, sondern machen Sie sich schnell davon, ehe vielleicht noch dieser Weg mit Wache besetzt wird, also, daß auch die aus St. Petersburg Kommenden, Quarantaine halten müssen; noch ist dieser Weg nicht versperrt, aber wer kann's wissen, ob es noch lange so bleibt."

Ich reichte dem gescheidten Alten die Hand und dankte ihm für seinen Rath. „Keinen Augenblick will ich Sie länger aufhalten, denn jede Minute, die Sie den ganzen Tag hindurch vor sich haben, ist kostbar für Sie. Behüte Sie Gott!" sagte er, und so schieden wir von einander.

Jetzt zog ich, auf Gott und meine Füße vertrauend, mit gewaltigen Schritten in die weite blaue Ferne hinaus. Paß und Geldbörse, die der Reisende nie zu seinen Effecten legen soll, befanden sich glücklicher Weise bei mir.

Ich mochte etwa zwei deutsche Meilen auf diesem Wege zurückgelegt haben, als mir das hochgelegene Zarskoje Seló zur Rechten sichtbar wurde. Zwei Bauern, die auf dem Felde waren, sprachen mit einander, und während ich diese Leute ansah, zeigte der Eine mit der Hand nach Zarskoje — ich gab meinem Auge dieselbe Richtung. Was sah ich? — Soldaten, die mit starken Schritten sich dem alten Moskauer Weg zu nahen schienen; ihre Waffen blitzten in der Morgensonne, wie das Element an Gewittertagen. Pfeilgeschwind floh ich auf meiner Bahn dahin, nichts anderes erwartend, als den Zuruf von Stimmen, dem Donner gleich, der den Wanderer auf offener Straße mit Schrecken erfüllt.

Als Zarskoje Seló und die mir Angst erregende Erscheinung gänzlich meinem Blicke verschwunden waren, gewahrte ich durch die mir nahe stehende Werstsäule, daß ich in einer Stunde mehr als eine deutsche Meile*) zurückgelegt hatte. Jetzt athmete ich wieder freier, die Luft schien mir leicht, wie nach einem Gewitter; und ich setzte auf obige Art meinen Weg

*) 7 Werst gehen auf eine deutsche Meile. Auf einem Wege von zwei Stunden trifft man also sieben solcher Werstsäulen an.

fort, bis der glühende Strahl der Mittagssonne mich nöthigte, in dem Schatten eines Baumes neue Kräfte zu sammeln.

Keine halbe Stunde hatte ich hier geruhet, als es mich wieder vorwärts trieb. Der Sonnenstrahl senkte sich so glühend herab, daß an diesem Tage die schwarze glänzende Seide meines Hutes sich fast in's Falbe verlor.

Grimmig, wie die Kälte in den strengsten Winternächten, so ist auch hier die Hitze in den Tagen des Sommers.

Also zu Fuß soll die Reise gemacht werden, sagte ich zu mir selbst, mehr als 200 deutsche Meilen liegen vor mir, die wollen zurückgelegt sein. — Aber es wird sich vielleicht noch eine Fahrgelegenheit finden, und findet sich keine, was in dieser argen Zeit wohl möglich ist, je nun! ist doch Seume nach Syrakus spaziert! und ich bin vielleicht noch viel schnellfüßiger, als Seume damals war. Findet sich aber eine Fahrgelegenheit, so benutze ich sie, und der sonderliche Seume mag das Vergnügen allein gehabt haben, so weit zu spazieren.

Mit heiterem Sinn zog ich den ganzen Tag vorwärts; ich fühlte mich überaus glücklich; denn ich hatte mich ja aus dem traurigen Labyrinthe herausgefunden.

Es sank Hesper, und sein verglimmend Licht mahnte mich, ein Nachtlager zu suchen. Eine Werstsäule that mir jetzt kund, daß ich heute 72 Werst, also über 10 deutsche Meilen zurückgelegt hatte. Ein guter Anfang! dachte ich, wenn das täglich so geht, wirst du bald in Kiew sein.

Ich kehrte in einem Wirthshause ein. Den russischen Herbergsleuten an der Straße von St. Petersburg nach Moskau ist es gar nichts neues, Ausländer in ihren Häusern zu sehen, die schlecht oder gar nicht russisch sprechen. Ein jeder Ausländer, und wenn er auch etwas lumpig aussieht, wird hier mit vieler Höflichkeit empfangen.

In der That! der gemeine Russe nimmt Jeden mit solcher Hochachtung auf, daß man erstaunen muß, wenn man bedenkt, wie die Wirthsleute in andern Ländern einen armen Reisenden erst von Kopf bis zu Fuß betrachten: ob der Mensch auch Etwas zu verzehren habe. Wahrhaftig! ich sah viele Länder und ihre Nationen; aber solche Gastfreundschaft, wie in Rußland, fand ich bei keinem einzigen Volke. Was man in dieser Beziehung vom russischen Bauern sagen kann, kann man auch vom gebildeten russischen Edelmanne sagen. Seine Gastfreund-

schaft, seine Artigkeit, Zuvorkommenheit und Geschmeidigkeit können den Ausländer, der daran noch nicht gewöhnt ist, in Erstaunen setzen und ihn ganz beschämt machen. — Nur im Auslande gefällt der russische Adel mir nicht. Hier spielt er gern den Großen und Reichen, und er läßt sich, auf seine Kosten — so gern einen Grafen oder Fürsten schelten — eine Schwachheit, zu der ihn öfter weder seine Geburt noch sein Rang berechtigt. Ich habe allein auf einer Reise durch Deutschland und Frankreich so viele russische Durchlauchten in den „Fremdenblättern" gesehen, als in ganz Rußland nicht existiren. Nicht jeder russische Fürst ist Durchlaucht — es sind deren nur sehr wenige; allen Andern kommt bloß das Prädicat „Erlaucht" zu, wie auch jedem russischen Grafen. Da diese Herren aber Fürsten sind, so läßt sich jenes hohe Prädicat, das sie sich beilegen, und das in Deutschland jedem Fürsten zukommt, leicht entschuldigen. Wenn man aber russische Edelleute im Auslande findet, die manchmal kaum die Neunte Classe, d. h. den Hauptmannsrang erreicht haben, sich Excellenz, Durchlaucht oder Graf nennen lassen, so ist das mehr als lächerlich.

Wie gesagt, der russische Adel, wohl mit Ausnahme der aller Vornehmsten, die keine Ursache haben, für Geld ihren Stand steigern zu lassen, mißfiel mir im Auslande eben so sehr, als er mir in seinem Lande gefiel. Was aber den halbgebildeten und halbvornehmen russischen Edelmann betrifft, so will ich lieber mit einem flamländischen Handwerksmanne zu thun haben, als mit ihm. Doch Gastfreundschaft übt er auch, wie jeder Russe ohne Ausnahme. Man erzählt, den alten Russen sei, wenn sie einen Gast hatten, den sie nicht bewirthen konnten, das Stehlen erlaubt gewesen, um ihm aufwarten zu können.

Schon seit Johann's des Schrecklichen Regierung 1534—1584, welcher Zar die Deutschen sehr begünstigte, indem er sich selbst gern für einen Deutschen ausgab — und seit noch früher; ganz besonders aber seit Peter dem Großen, der die Deutschen in Massen in sein Land berief, ist der gemeine Russe so sehr an den Deutschen gewöhnt, daß er jeden Ausländer für einen solchen hält. Sobald Einer nicht russisch versteht, sei er nun ein Franzose, Spanier, Italiener, Däne, Holländer u. s. w. so sagt er: on Njemez, d. h., er ist ein

Deutscher, ein nicht (russisch) Verstehender, und wenn man will, so bedeutet das Wort auch einen Stummen. Wir werden an einem andern Orte ein Mehreres darüber sagen.

Als ich in die Herberge trat, wies man mich mit vieler Höflichkeit in die Gaststube, wo sich zu meiner größten Freude, außer dem Wirth, Niemand befand. Nach einigen Geberden, die ich machte, wußte man gleich, was ich wollte, ungeachtet ich ein Njemez im ganzen Umfange des Wortes war. Man brachte Fleisch, Brod, Erbsen und eine Flasche Branntwein. Das geht ja besser, als ich's mir vorgestellt hatte, dachte ich, aß, und versuchte auch ein Gläschen des russischen Weines.

Nach der Mahlzeit gab man mir zu verstehen, ob ich Stroh zum Lager haben wollte; denn ein anderes weiches Lager findet man nur in den Posthäusern und in den Städten, selten in solchen Herbergen.

Die wohlhabenden russischen Bauern, zu denen auch diese Art Wirthsleute an den Hauptlandstraßen gehören, schlafen in der Regel auf einem großen Federpfühl; sie sind aber auch nicht selten bereit, einem Njemez ihr Bett auf die Nacht zu überlassen, wie mir dies schon oft angeboten wurde; für sich lassen sie dann einen Schafspelz ausbreiten, auf welchem sie dann schlafen.

Ich gab zu verstehen, daß ich kein Stroh haben wolle, und zeigte auf die große Bank, die sich, wie in allen Wirthshäusern dieser Art, ringsum an die Wand schloß. Ich bezahlte meinem Wirthen, er entfernte sich. Nun war ich allein, zog Frack und Stiefeln aus; beides diente mir zum Kopfkissen. Ich lag auf der Bank, das harte Lager mit dem ungewöhnlichen Kopfkissen wollte meinem ermatteten Körper gar nicht behagen. Die ungeheure Müdigkeit fing an mit aller Gewalt thätig zu werden, so daß ich wohl auch auf einem bequemen Bette nicht gleich hätte einschlafen können. Jetzt dachte ich nach über Alles, was mir seit vier Tagen begegnet war.

Es ist in der That seltsam, Alle waren mit Blindheit geschlagen! Dinge, die kein Mensch ahnen konnte, traten mir in den Weg, um es zu verhindern, mit jener Familie zu reisen. Der gescheidte Colonist hat Recht, wenn er sagt, daß solche Fälle zu jenem Sprichwort Anlaß gegeben haben mögen:

Wenn sich Etwas machen soll, so macht es sich, und sollten auch die Steine auf der Straße mit dazu beitragen. Alle waren mit Blindheit geschlagen: Herr Röhr schickt mich voraus, seine Kibitken einzuholen, ungeachtet sie noch in der Stadt waren; der Rittmeister sammt seinen Offizieren, der Oberst und überhaupt Keiner von Allen, die ich fragte, konnten mich auf den alten Moskauer-Weg aufmerksam machen! Ja, das heißt den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen! Ferner: ich mußte in der Equipage gegen meinen Willen schlafen, daß Herr Röhr, ohne ihn gewahr werden zu können, mit seinen Kibitken mir vorüberfahren konnte; und er fuhr mir wirklich vorüber, während ich in der Kalesche schlief, wie ich späterhin erfuhr. Dies konnte indeß nur aus dem Grunde geschehen, daß ich nicht im Stande war, einen einzigen Satz von russischen Wörtern zu bilden; denn als ich die Annäherung des Schlafes fühlte, wollte ich dem Kutscher sagen: im Falle Kibitken vorbei fahren, so wecke mich auf, wenn ich schlafe; allein ich vermochte es nicht, und der Rittmeister hatte es ihm wahrscheinlich auch nicht gesagt — Ferner: die Joche der Isaacksbrücke mußten abgefahren sein; der Kerl mußte zum ersten und zweiten Mal in dem Nachen so fest schlafen, daß beinahe eine Stunde verstrich, um zwei Mal über die Newa gesetzt zu werden. Zarskoje Seló mußte abgesperrt sein, um von dem großmüthigen Anerbieten des Rittmeisters, die Postpferde betreffend, keinen Gebrauch machen zu können: und endlich mußte ich erst nach mehr als dreimal vierundzwanzig Stunden auf den alten Moskauer Weg aufmerksam gemacht werden, damit Herr Röhr mit seinen Kibitken allzuweit voraus sei, um ihn einholen zu können! Welcher theoretische, welcher praktische Philosoph wäre im Stande, mir begreiflich zu machen, daß dieses Alles ein Spiel des bloßen Zufalls sei! Ich soll nun einmal nicht mit jenen Leuten reisen! Und wären Räder an den Kibitken gebrochen oder nöthigte ein anderes Hinderniß Herrn Röhr, irgendwo Halt zu machen, und ich träfe ihn wieder an: so würde ich diesem Wink der Vorsehung folgen und die Leute allein reisen lassen! so rief ich laut aus, daß mein Wirth wohl geglaubt haben mochte, ich müsse in schweren Träumen liegen, denn wirklich öffnete er die Thür, blieb einige Augenblicke stehen und sah mich mit etwas finsterer Miene an. Die Ursache

hiervon wurde mir erst späterhin begreiflich. Ich lag nämlich mit den Füßen gegenüber seinem Winkel-Altar, wie ihn jeder Russe, minder oder mehr mit Heiligenbildern und einer brennenden Lampe aus Steingut, Messing oder edelm Metall geschmückt, in seinem Schlaf- und Gastzimmer hat. Der Ausländer muß sich nie mit den Füßen, sondern mit dem Kopfe gegen die Heiligenbilder legen, wenn er die Rechtgläubigen nicht beleidigen will. Die Heiligenbilder der Russen (Obrasi) sind nach orientalischem Style und auf Holz gemalt; sie haben einen Goldgrund. Das an schöne Malerei gewöhnte Auge darf sie nicht anschauen; denn weder die Zeichnung noch die Pinselstriche noch das Colorit, noch die Beleuchtung u. s. w. werden es befriedigen, sondern sie werden ihm vielmehr vorkommen wie Werke solcher Meister, denen es eben so sehr an gutem Werkzeuge und schönen Farben, wie an Beruf zur Malerei fehlt. Das kommt daher, daß die uralten Heiligenbilder nicht anders waren, und daß diejenigen, welche noch täglich gemalt werden, nur treue Nachahmungen jener sein dürfen und endlich, daß alle Konterfeien Derjenigen, die noch heilig gesprochen werden, nur in dieser Art gemalt werden dürfen, wie z. B. das des heil. Metrophan von Woronesch. Nach der Tradition rühren die Originale der alten russischen Heiligenbilder von lauter heiligen Meistern, z. B. von den Evangelisten Johannes, Lukas und Anderen her. Fünf Meilen von Rjäsan steht das alte Kloster Bogosslowßkoi, in welchem sich ein Konterfei Johannis des Evangelisten befindet, das, wie man fest behauptet, von einem frommen Russen herrührt, welcher von demselben Evangelisten in der Kunst der Malerei Unterricht gehabt haben soll. Ein Patriarch von Jerusalem hat dieses Bild einem Fürsten von Rjäsan geschickt. An vielen dieser Heiligenbildern sieht man nur die Malerei des Kopfes, der Hände und der Füße, indem ihre Gewänder aus Messing-, Silber- oder Goldblech getrieben und dem Ganzen angepaßt sind. Die Russen lieben in der Heiligenmalerei auch die Naktheit nicht. Als daher der Jesuit Passewini, der vom Papste Gregor XIII. zu Johann dem Schrecklichen gesandt wurde, um zwischen ihm und dem Könige von Polen, Stephan Bathory, den Frieden zu vermitteln, wagte er es nicht, das Geschenk des heiligen Vaters für den Zaren Johann bestimmt, diesem zu überreichen, indem es ein Muttergottesbild mit dem nakten Jesukinde war.

Ich hatte mir in dieser Nacht fest vorgenommen mit Herrn Röhr, im Fall ich ihn noch auf dem Wege anträfe, nicht zu reisen.

Endlich schlief ich fest ein und erwachte am frühen Morgen. Ich machte mich auf und zog weiter.

V.

Der bedaurenswerthe Reisende.

Es war gegen Mittag, als ich etwas einer Kibitke Aehnliches in der Ferne erblickte. Ich verdoppelte meine Schritte, und herangekommen, sah ich ein sehr jämmerliches Fuhrwerk: ein Pferd, so mager, daß man ihm, während es sich wie die Schnecke im Sande vorwärts bewegte, die Rippen im Leibe hätte zählen können, zog die Kibitke, deren Räder und ganzer Bau in solchem Zustande waren, daß man mit jedem Augenblicke den Zusammensturz dieses baufälligen Fuhrwerks erwarten konnte. Ein Mann, etwa dreißig Jahre mochte er gezählt haben, ein Tuch sorgsam um die Ohren gebunden, ein Frauenzimmer, das etwas älter war, und ein Mädchen von ungefähr zwölf Jahren, saßen in der Kibitke, welche, wie gesagt, von der ausgehungerten Mähre kaum fortgezogen werden konnte. Alle drei machten sehr saure Mienen. Neben der Kibitke ging ein Mann, auf deutsche Art gekleidet, der wohl schon so ziemlich über den Stillstand des menschlichen Lebens hinaus war, und der einen zehnjährigen Knaben an der Hand führte. Ich sah diesen Mann anfangs für einen Schneider an, der in der prachtvollen Residenzstadt St. Petersburg, wo alles Luxuriöse, das man sich nur denken kann, im Schwange ist, wohl aus der Mode gekommen sein mochte, und sich deswegen sein Brod in irgend einer Gouvernementsstadt des russischen Reiches suchen wollte.

„Wo geht die Reise hin?" fragte ich ihn.

„Ach, du gerechter Gott! nach Orel soll sie gehen!" rief er schmerzlich aus.

„Da haben wir ja ziemlich einen Weg," sagte ich, „ich gehe nach Kiew!"

„Nach Kiew?" staunte er, und sah mich mit etwas großen Augen an, „doch nicht in diesem Zustande? ... Sie haben ja einen spahnneuen feinen Frack an und einen Hut nach der neuesten Mode; und das Pfefferröhrchen, das ist ja ein Spazierstöckchen und kein Reisestab auf einer so großen Reise!"

Nun, wie Sie es haben wollen; wenn Sie meinen, daß ich in solchem Zustande nicht nach Kiew reisen könnte, so denke ich dahin zu spazieren, sagte ich lächelnd.

„Ein schöner Spaziergang!" rief er aus. „Wollen Sie etwa den Seume nachahmen? da haben Sie keine günstige Zeit und auch das Land nicht gewählt, wo man sich ein so sonderliches Vergnügen machen sollte. Hier in Rußland müssen Sie viele Meilen weit gehen, ehe Sie ein Dorf antreffen, und was finden Sie da jetzt in der Fastenzeit? — Wasser, Brod, Kartoffeln, Grütze, Schnaps; freilich sind das Mittel, die Einen gerade nicht verhungern lassen, aber man will doch auch zuweilen eine kräftige Nahrung genießen, wenn man auf einem so großen Spaziergange begriffen ist. Allerdings kommen Sie auch durch Städte, wo Sie sich solche bereiten lassen können; allein Rußland ist das Land nicht, wo man sich ein Vergnügen mit solchem Spazierengehen machen könnte, und daher glaube ich, daß demselben eine andere Ursache zum Grunde liegen muß, als bloße Sonderlichkeit."

Sie irren sich nicht, mein Lieber, sagte ich, mein Spazierengehen ist eine Folge seltsamer Umstände, dich mich von meiner Reisegesellschaft und meinen übrigen Habseligkeiten trennten, ohne daß ich gegenwärtig weiß, wo sie sich befinden. — Jetzt erzählte ich dem Manne Alles, was mir seit den fünf Tagen begegnet war.

Ach, du mein gerechter Himmel! rief er aus, da vergesse ich ja einen Augenblick meine Lage, die so traurig ist, daß sich ein Stein erbarmen möchte! Mich ließ man auch nicht nach Zarskoje Seló, wodurch wir alle Sechs in die drückendste Noth versetzt wurden. Aber wo ist denn der sechste, fragte ich, da ich nur fünf Personen erblickte. Rechnen Sie

denn das Pferd nicht mit? das verlangt mehr als wir alle fünf! bemerkte er. Ja so!... Es waren also höchst dringende Geschäfte, die Sie in Zarskoje Seló hätten verrichten sollen? fragte ich.

„Ja, höchst nothwendige Geschäfte!“ versetzte er. „Wenn es Ihnen nicht lästig fallen möchte, würde ich Ihnen den traurigen Gang meines Schicksals erzählen?“

Erzählen Sie, armer Mann, sagte ich, ich werde es mit Theilnahme anhören.

„Zuvor“ hub er also an, „muß ich Ihnen bemerken, wie Sie auch wohl wissen, daß es Künstler und Handwerker gibt, bei welchen das junge Volk dem alten vorgezogen wird.... Sie verstehen wohl? — und in dem Grade, wie die Modesucht herrschender wird, wird auch unser Einer von den jungen Zierlingen immer mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt! und so ging es auch mit mir. Ich habe allerdings schöne Zeiten in St. Petersburg verlebt, die ich unendlich besser hätte benutzen können, als ich es that! Was war in der Residenz an der Newa für eine goldene Zeit, als der unvergeßliche Krieg mit den Franzosen gewonnen und geendigt war! Es war in der That ein pomphaftes Schauspiel, das in der wunderbaren Stadt wohl schwerlich wieder aufgeführt wird! Kauf-, und Handelsleute, Gelehrte, Künstler, Handwerker und Tagelöhner aller Art, kurzum! ein Jeder, der nur arbeiten wollte, ganz besonders aber der Ausländer, hatte die Hülle und die Fülle zu thun. Und mit welchem ungeheuern Preise wurde die Arbeit bezahlt! Dem Künstler fehlten Gehilfen, und dem Handwerker Gesellen; sehr oft aber wurde Arbeit bestellt, die schnell fertig gemacht werden sollte, es möge kosten, was es wolle, und da gab man, ich übertreibe die Sache nicht, zu hundert Rubel (Kupfer oder Assignaten 5 Pf. Sterling) Trinkgeld den Gesellen, daß sie nur arbeiten möchten. Außerdem war derselben Gehalt unerhört groß. Welchen Vortheil die Meister gehabt haben mögen, läßt sich leicht denken! Viele haben die Zeit besser benutzt als ich, und sitzen nun da, wie der Vogel im Hanfsamen, sie leben auf eine glänzende Art von ihren Renten. Ja, es wurden Viele meines Standes so reich, daß sie vor lauter Uebermuth nicht wußten, was sie mit ihrem Gelde anfangen sollten; sie gingen nach Deutschland und kauften sich den Baronstitel. Ich

hatte also auch damals, indem ich schon etablirt war, recht viele und vortheilhafte Beschäftigungen und keine Familie. Freilich fehlte mir eine gute Hausfrau, ohne welche es in einer so geschäftigen Zeit nicht recht geht. Ueberdies, ich muß es, wenn auch nicht zu meinem Lobe, bekennen, daß ich durch die Sucht, Bücher zu lesen und zu studiren, mein Fach gänzlich vernachläßigt habe. Statt meinen Wirkungskreis, den mir Gott angewiesen hat, zu erweitern, habe ich die erforderlichen Mittel dazu und meine Zeit auf Bücherkaufen und Lesen verwendet. Allerdings schafft sich ein Geist, der Geschmack für das Schöne und Gelehrte hat, einen Genuß dadurch, der des materiellen Vortheils mehr als werth ist. Aber die Erfahrung lehrt auch, daß ein solcher Genuß am Ende Folgen hat, die auf unsere spätere Existenz einen höchst schlimmen Einfluß ausüben. Wenn man bedenkt, daß Gelehrte, deren Profession es ist, Bücher zu schreiben, während ihrer Arbeit fast verhungern, was soll dann aus dem Laien werden, der durch Schreiben und Studiren noch obendrein seinen Wirkungskreis vernachläßigt! Ich habe dies leider allzufrüh erfahren müssen! Ich heirathete und bekam bald zahlreiche Familie, welche, wie die Kinder heranwuchsen, mir immer mehr und mehr kostete. Aus allen Theilen Europa's strömten die Ausländer nach dem gesegneten St. Petersburg. Alles, Alles hat sein Ziel! Die Vögel waren schon fast ausgeflogen, und die Ausländer strömten desto zahlreicher herbei, gar nicht bedenkend, daß sie doch endlich flügge werden und dann!... Auf diese Weise wurde ich wie auch Andere meines Faches und Alters, immer mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt, wir waren am Ende des pompösen Schauspiels nichts weiter, als Statisten, und waren sogar froh, daß wir noch solche Rollen spielen konnten. Unterdessen wurde ich immer älter und verlor immer mehr und mehr an der Gunst und dem Zutrauen meiner Gönner, denn ein Jeder richtet sich gerne nach der Mode, und alte Burschen, die Geld haben, wenden oft Alles an, um die Mode mitzumachen, um als junge Stutzer zu passiren! Und hierin liegt eben das schlimme Ding, das einen Alternden unseres Faches quält und herunter bringt! Der Mensch hofft immer; aber von Jahr zu Jahr ward's mit meinen Umständen schlimmer. Nach dem Rathe meiner Bekannten, entschloß ich mich seit

lange, St. Petersburg zu verlassen und meine fernere Existenz in irgend einer andern Stadt des Reiches zu suchen, da es in den Gouvernements-Städten Rußlands noch immer an guten Meistern aller Art mangelt. Ist man aber einmal in einer schlimmen Lage, so hält es mit dem Fortreisen gewaltig schwer, zumal, wenn man zahlreiche Familie hat. Man hat Schulden, und obendrein kein Geld zum Reisen! kein Fuhrwerk oder keine Mittel eins zu miethen. Erspart man sich Etwas, oder wird man durch einen günstigen Zufall in den Stand gesetzt, sich das Eine anzuschaffen, so fehlt es doch am Andern, ohne das man nicht reisen kann. Kurzum, es verging manches Jahr, ohne daß ich einen einzigen Schritt hätte thun können, meinem vorgesteckten Ziele näher zu treten. Endlich wurde ich, nachdem ich meine Schulden so ziemlich gedeckt hatte, in den Stand gesetzt, dieses Pferd sammt der Kibitke für 50 Rubel B. Assg. oder 2 Pf. Sterling, zu kaufen, (armer Mann, dachte ich, das Pferd sieht auch nach 50 Rubel B. Assg. aus); nun blieb mir aber kein Groschen Geld übrig; man muß doch auch Zehrgeld haben! Das Pferd war gekauft, und daß ich es nicht wieder verkaufen wollte, läßt sich leicht denken. Der Hafer ist aber in St. Petersburg zu jeder Zeit schrecklich theuer, dessenungeachtet mußte das Pferd tagtäglich gefüttert werden, und wie noch gefüttert, da es so ganz und gar ausgehungert war. So hatte ich also wieder meine liebe Noth mit dem Pferde! Auf einmal, ich weiß nicht, wie ich es nennen soll, zu meinem Glücke oder Unglücke, wurden bei meiner Frau zwei Damenhüte für 50 Rubel bestellt. Ich muß Ihnen bemerken, daß meine Frau solche Produkte mit vielem Geschmacke zu verfertigen versteht. „Das hat uns der liebe Gott beschert," rief sie freudig aus, „die Materialien für zwei Hüte, so wie man sie wünscht, habe ich vorräthig, ein Pferd mit der Kibitke haben wir auch, folglich können die 50 Rubel Reisegeld bleiben!" Kaum waren die Hüte fertig, ließ ich auch sogleich einen Paß für uns ausfertigen. Die Herrschaft, die sie bestellt hatte, wohnt in Zarskoje Seló. Der Paß nach Orel war ausgefertigt, und in der Hoffnung, 50 Rubel für die Hüte als Reisegeld zu erhalten, fuhren wir aus St. Petersburg; zu unserem größten Jammer aber ließ man uns nicht nach Zarskoje Seló. So haben wir nun die beiden Hüte bei uns; aber wir haben

keinen Groschen Geld. Gestern Abend fand meine Frau zu unser Aller Freude einen Rubel Kupfer (oder B. Assg.) in ihrem Ridicule, von dem sie gar nichts wußte, daß sie ihn hatte. Nun kehrten wir ein; ich verlangte für 60 Kopeke Hafer und Heu fürs Pferd und für 40 Kopeke Milch und Brod für uns. Am andern Morgen, nämlich heute in aller Frühe, verlangte der Wirth aber einen Rubel und sechszig Kopeken, weil das Pferd mehr Futter und wir mehr Essen, als wir begehrt, erhalten hätten. Lieber Freund, sagte ich zum Wirth, durchsuche alle unsere Taschen und auch unsere Kiste, stülpe die Kibitke um, und um! und findest du einen einzigen Groschen, so soll sie sammt dem Pferde dein sein. Aus dieser Versicherung wurde es dem Burschen begreiflich, daß es ziemlich schlecht um unsere Finanzen bestellt sein müsse. Fahrt mit Gott! sagte er. Nun haben wir noch über 1000 Werst zu machen und haben keinen Groschen Geld." —

„Armer Mann," sagte ich, ihm gerührt die Hand drückend, „wenn ich Ihnen auch eine Unterstützung gewähre, so werden Sie doch nicht weit damit ausreichen. Der Unglückliche trifft in der Regel nur unter denen einen Mitleidigen, die am wenigsten zu geben haben. Aber nehmen Sie es an, so wenig es auch ist, denn es ist doch mehr werth als ein bloßes: Sie thun mir leid! Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück auf Ihrer Reise! Denn mit solchen schönen Redensarten und Wünschen suchen die Reichen nicht selten ihr hartes Herz vor den Armen zu verschließen, dem sie, manchmal mit einer Kleinigkeit Geld aus großer Noth helfen könnten. Es sei so ihr Grundsatz... sagen Viele, damit sie bei so mancherlei Leiden der Armen ja nicht vom Mitleid bewegt werden möchten, was ihnen ein paar Groschen kosten könnte. Aber es ist Einer, der ihre Hartherzigkeit aufzeichnet; er hat es selbst gesagt und ich glaube ihm, denn er ist seinen Worten treu. Mögen die Lieblosen auch darüber lachen: sie werden am Ende auch darüber weinen." — Der arme Mann war bis zu Thränen gerührt. „„Ja,"" sagte er, „„der es aufzeichnen wird, hat Sie in dieser Stunde zu uns geführt, um uns in unserm gräßlichen Hunger zu erquicken, und uns zu trösten, daß wir Glauben behalten.

„Vertrauen Sie auf ihn, er wird Sie nicht verlassen!" sagte ich. „Welcher Mensch war in seinem Leben

nicht in einer bedauernswürdigen Lage, aus der er fast keinen Ausweg sah! denn ach, wie mannichfaltig sind unsere Leiden auf Erden! Wie Mancher war in seinem Leben in einer Gefahr, aus der ihn, nach menschlichen Ansichten, kein Erschaffener zu retten vermochte; aber wie unendlich verschieden sind unsere Ansichten und Mittel von denen des Allmächtigen!

Wie Viele haben in diesem Leben aus dem Kelche unsäglicher Schmerzen getrunken, und siehe da! als die Noth am größten und die Schmerzen am heftigsten waren, kam Hilfe von oben, dem Vater der Barmherzigkeit. Vertrauen Sie fest auf Gott! Er wird den Gläubigen nicht verlassen! Die Zeit einer schweren Prüfung ist für Sie gekommen und sie wird auch vielleicht, wird gewiß bald mit Gottes Gnade wieder vorübergehen. Der Ihnen so manches Mal geholfen hat, der hilft Ihnen auch aus dieser traurigen Lage. Das Sprichwort: Ist die Noth am größten, ist die Hilfe am näch'sten, ist aus der Erfahrung gegriffen." —

„Ja," sagte er mit bewegter Stimme, „über das Sprichwort: Noth lehrt beten, habe ich heute recht viel nachgedacht. Ach, wie langmüthig ist doch Gott! Wenn es uns wohl geht, denken wir in der Regel wenig an ihn. Wie trocken ist unser Gebet, wenn wir keine Hauptsorgen haben! und wie selten ist in diesem Falle sogar das trockene Gebet! Wahrhaftig, wir würden nie inbrünstig beten können, wenn es uns die Noth nicht lehrte. Ich habe heute recht viel an den ehrwürdigen Paul Gerhard und an sein schönes Lied: Befiehl du deine Wege u. s. w., gedacht."

„Also kennen Sie auch die Leidensgeschichte dieses frommen Mannes?" sagte ich.

„Wie sollte ich sie nicht kennen! Aber wie man in der Regel nur dann erst den ganzen und schönen Werth der Gesundheit kennen lernt, wenn man hoffnungslos darnieder liegt, also nimmt man auch gewöhnlich dann erst wahren Antheil an dem Leiden unseres Nächsten, wenn man selber vor Noth nicht weiß, wo aus noch ein, oder wenn man seine eigene überstandenen Leiden sich recht lebhaft vorstellen kann. O, das Leiden macht auch eine Stufe in der Schöpfung der harmonischen Vollkommenheit aus, denn nichts ist schöner und rührender, als die Güte im Leiden, und die allerschönste Freude des Lebens ist, ein treuer Gefährte des Mitleids.

Und kann, ohne selber zu leiden oder gelitten zu haben, ein solcher treuer Gefährte des Mitleids sein?"

„„Es scheint,““ sagte ich, „„als ob Gott uns so mancherlei Leiden zuschicke, um uns zu lehren und beständig zu erinnern, daß diese arme Erde, der Wohnort aller Trübsal, unsere wahre Heimath nicht ist; daß die Welt einem Betrüger gleicht, der so viel verspricht und wenig hält, und wir uns deswegen beständig sehnen möchten nach Gott und seinen Wohnungen, die er für uns bereitet hat. Glückselig ist daher der Mensch, dessen Erziehung und Handlungen auf die wahre Religion gegründet sind; denn es gibt unvermeidlich heftige Schläge des Schicksals im Leben, die nur durch die Verheißungen des Erlösers, ertragen werden können; eine natürliche Geduld und Entsagung, ertragen sie nicht, ohne die Seele zu erniedrigen, ertragen sie nicht, so viele Beispiele man auch gegen diese Wahrheit aufzustellen sich bemühet. Vertrauen Sie, armer Mann, fest auf Gott! er ist noch immer derselbige Allgütige, der dem, von allen Menschen verlassenen Paul Gerhard, allen Leidenden vor ihm und nach ihm aus großer Noth geholfen hat, und der auch Sie aus Ihrer Noth erlösen wird. Gott hilft noch einem Jeden, im Schooße der Christenheit Geborenen und Erzogenen, der den Glauben an die Erlösung, die durch Christum geschehen ist, nicht verloren hat, und dessen eingedenk, nicht verzagt in der Stunde der Prüfung, die wir nun einmal bestehen müssen. Wenn Gott, der Vater aller Wesen, auch gegen die gnädig und barmherzig ist, denen er das Geheimniß der Erlösung noch nicht geoffenbaret hat, so hat der Christ doch viele Vorzüge vor diesen, weil wir das offenbarte Geheimniß nur als die größte Gnade Gottes betrachten können. Welchen hinlänglichen Trost im Leiden hat der Christ vor jenen! Daher ist denn auch die größte Pflicht und Weisheit, diese Gnade nicht aus Stolz von sich zu weisen, damit dereinst nicht Juden und Heiden auftreten und uns verdammen! Vertrauen Sie fest auf Gott, seine Macht ist groß und hilft uns wunderbar; aber unterlassen Sie in der schweren Zeit der Prüfung nicht, ihre Kräfte mit denen des Allmächtigen vereint wirken zu lassen! d. h., thun Sie Alles, ungeachtet Ihrer gegenwärtigen Ohnmacht, in natürlichen Mitteln, thun Sie, was sie vermögen, und Gott wird mit-

helfen. So steht es z. B. in Ihrer eigenen Macht: die Räder Ihres Fuhrwerks, so oft Sie an ein Wasser kommen, zu begießen. Thun Sie es nicht, so thut es auch Gott nicht, und zwar deswegen thut er es nicht, weil eine solche Handlung von Ihnen verrichtet werden kann, denn die Kräfte der Geschöpfe müssen, wo sie etwas vermögen, den Kräften des Allmächtigen vorhergehen. Als Gott den Lazarus auferweckte, sprach er: „Hebet den Stein weg." Da er den Todten auferwecken konnte, hätte er ja auch durch einen einzigen Wink den Stein vom Grabe schaffen können; allein das that er nicht, weil es die Menschen vermochten. Welch eine unerschöpfliche Tiefe der evangelischen Moral! Sie lächeln? und denken vielleicht: wenn es Regen gibt, so hat ja Gott ohne meine eigene Mitwirkung das Werk vollbracht. Wenn er aber nach seiner Weisheit noch lange keinen Regen gibt, so wird Ihr Fuhrwerk, dem man es ansieht, in dieser schrecklichen Hitze bald zusammen stürzen. Sehen Sie nicht, in welchem Zustande Ihre Kibitke ist?""

„Ach ja! ich seh' es wohl. Daß ich doch so gar übel d'ran bin!" seufzte er tief auf. „Ich hatte noch einen Eimer aus Eisenblech, den ich aber vor einigen Stunden verkaufen mußte; denn das arme Pferd zog seit vier Uhr und war ganz entkräftet: ich kaufte Hafer und Heu für das Geld."

Jetzt richtete ich wieder mein Auge auf das Pferd und die Kibitke und auf die Drei, die darin saßen und dachte: die könnten es dem armen Thiere doch auch etwas leichter machen, und bei so schönem Wetter ein wenig zu Fuße gehen. Wem die fernern Aeußerungen dieses armen nothleidenden Mannes etwas wunderbar vorkommen möchten, der bedenke, daß uns oft Dinge wunderbar erscheinen, die doch im Grunde ganz natürlich und einfach sind; das Wunderbare dieser wird uns klar, sobald die optische Täuschung schwindet, oder die befangene Einbildungskraft uns verläßt, indem der Schein des Wunderbaren gewöhnlich nur eine Folge dieser letztern ist; das wirklich Wunderbare, die fernere Rede dieses armen Mannes, wird uns begreiflich, wenn wir bedenken, wie groß die Macht gewisser Neigungen ist, die den Menschen oft unwillkührlich beherrschen, die Macht einer Neigung, über welche uns der Mann schon sein Geständniß abgelegt hat. Selbst in unseren Schwachheiten herrscht eine Kraft, durch welche

wir die ganze Größe unseres Leidens, wenn auch nur auf Augenblicke, was jedoch schon ein großer Gewinn ist, unseren äußeren und inneren Sinnen zu entrücken vermögen.

„„Wer ist denn der Mann da in der Kibitke mit der Ohrenbinde?““ fragte ich leise.

„Es ist mein Schwager, ein Mensch, der die deutsche, französische und russische Sprache von Grund aus versteht, folglich recht anständig leben könnte; aber seine Lüderlichkeit hat ihn ganz und gar heruntergebracht, ich nahm ihn nur aus Mildthätigkeit mit, aufdaß er nicht vor Hunger umkomme.“

Jetzt näherte ich mich der Kibitke; der Mann sah sehr elend aus. Sind Sie krank? fragte ich ihn. Sie sehen ja so leidend aus.

Ja, sagte er mit finsterer Miene, meine Krankheit rührt einzig und allein daher, daß ich seit zwei Tagen nichts gegessen habe.

Gütiger Gott! dachte ich, der nimmt seinen armen Schwager mit, um ihn vor dem Hungertod zu sichern, und kann dem armen Schlucker seit zwei Tagen nichts zu essen geben. Nun, so kaufen Sie sich doch Etwas zu essen.... sagte ich, und ging wieder zu dem Alten.

Ist es erlaubt zu fragen, wo Sie heute über Nacht geblieben sind? fragte er mich. Ich bezeichnete ihm das Dorf.

Ei, da sind Sie gut gegangen! ich möchte mit Ihnen nicht um die Wette gehen! versetzte er.

Ja, sagte ich, die Noth lehrt Alles: Beten, Marschiren, ohne Bett schlafen u. dgl. m.

Ich merkte aus seiner Erzählung, daß ich mich, seinen Stand betreffend, in meiner Vermuthung nicht geirrt hatte, dennoch war ich einige Male im Begriff ihn zu fragen, welches Fach er denn eigentlich betreibe; allein er ließ mir gar keine Zeit, diese Frage an ihn zu richten; so sehr war er im Eifer zu erzählen. Mit der größten Behutsamkeit suchte er alle grammatischen Fehler, die man im Sprechen leicht begeht zu vermeiden oder sie sogleich zu verbessern. Er bewies in der That, eine ausgebreitete Belesenheit, und sprach über manchen Gegenstand mit viel natürlichem Verstande. Galt es irgend einen Begriff zu verdeutlichen, eine Aufgabe, nach welcher er zu haschen schien, so wurde seine Sprache schwülstig was mir Anfangs Vergnügen machte, späterhin aber zum

Ueberdruß wurde. Endlich gewann ich einen Augenblick Zeit und fragte ihn, welches Geschäft er in St. Petersburg betrieben habe, und was denn sein eigentlicher Beruf sei. „Herrenkleiderverfertiger!" sagte er mit einer Miene, wie er sie zu machen pflegte, wenn er einen Begriff zu verdeutlichen suchte.

Wozu diese Umschweife? sagte ich, oder wollen Sie etwa dadurch Ihrem Fache eine schönere Benennung geben? Wo sollten aber unsere Schriftsteller am Ende all das Papier hernehmen, wenn sie aus dreisilbigen Wörtern achtsilbige machen wollten? Also ein Mannsschneider sind Sie? oder schlechtweg ein Schneider.

Höchst sonderbar! versetzte er, daß man selbst von gebildeten Leuten diese unlogische und in gewisser Hinsicht sogar unästhetische Bezeichnung für Männer unseres Faches hören muß! Das Wort Schneider, wenn man Einen unserer Kunst damit bezeichnen will, ist kein klarer Begriff — denn nach den logischen Principien ist ein Jeder, der mit einem schneidenden Werkzeuge Körper zertheilt, ein Schneider, daher: Steinschneider, Bretterschneider, Leistenschneider, Stempelschneider u. s. w. Alle genannte Subjecte sind Schneider; aber die Producte ihrer Wirkung sind verschieden in ihrer Art. Sprechen wir ein Urtheil über dieselben in der Art, wie sie sich beschäftigen, so kommt einem Jeden nur Ein Prädicat zu, das Prädicat ist bei Allen eins und dasselbe, nämlich: schneiden, aber ihre Objecte sind ganz verschieden in ihrer Art, nämlich: Stein, Stempel, u. s. w.; daher müssen auch die Objecte als Bestimmungswörter dienen, wenn wir die Subjecte von einander unterscheiden wollen. Sie sehen also hieraus, was das Wort Schneider mit dem Bestimmungsworte: Mann, für ein auffallendes Subject sein müsse! — Sie verstehen ja das Wort meisterhaft zu definiren, sagte ich; aber was sollte man denn für ein Wort statt seiner gebrauchen, da sie doch zugeben müssen, daß das Wort Herrenkleiderverfertiger viel zu schwerfällig ist.

Ich wollte es aller Welt beweisen, sagte er, daß das schon ziemlich gebräuchliche Wort: Kleiderkünstler, nöthigenfalls auch mit den Bestimmungswörtern: Herren, Damen, unserm Fache entsprechend ist.

„Sie wären also im Stande, die Herren Schneider zu

Künstlern zu erheben?" — „Warum denn nicht? Es ist in der That nichts weniger als künstlerisch, den mißgeschaffenen Kindern der Menschheit, den verunstalteten Schöpfungen der plastischen Natur — denjenigen, die weder dem Bildhauer, Maler, noch dem Dichter, ich meine im ästhetischen Sinne, zum Muster dienen können, nämlich krummen, verwachsenen Personen eine gute Façon zu geben!

Welch' ein angenehmer und lehrreicher Dialog! dachte ich. Diese Unterredung war am Ende in eine akademische Vorlesung übergegangen, ich war nichts als Zuhörer und wagte meinen Docenten gar nicht zu unterbrechen; denn das wäre eben so unweislich als grausam gewesen; unweislich, weil er vielleicht durch meine Fragen veranlaßt worden wäre, seinen gelehrten Vortrag abzubrechen; grausam, weil es schon ein großer Gewinn für den Unglücklichen ist, wenn er auch nur einen Augenblick sein Schicksal vergißt.

Sie werden in Orel gewiß recht gute Geschäfte machen, sagte ich endlich, denn ein Mann, der so viele und mannichfaltige Kenntnisse besitzt wie Sie, und der mit so vielem Verstande über Gegenstände, die gar nicht sein Fach betreffen, sprechen kann, der muß auch ohne Zweifel seine Kunst, für welche ihn die Vorsehung bestimmt hat, meisterhaft verstehen. Diese gute Meinung, die ich von ihm hatte, gefiel ihm sehr, er machte eine vergnügte Miene dabei.

Ich hätte dem armen Manne noch gern länger zugehört, denn ich sah, wie er während seines Erzählens und Schilderns so ganz sein hartes Schicksal vergessen hatte; allein es war mir am Ende doch unmöglich, ihn länger anzuhören. Ich verließ also diese bedaurungswürdigen Reisenden, legte noch sechs Werst schnellen Schritts zurück, als ich in ein Dorf kam, wo ich einkehrte, um ein Mittagsmahl einzunehmen. Zu meinem großen Leidwesen mußte ich hier wahrnehmen, daß die Fastenzeit, welche 2 Wochen dauerte, schon begonnen hatte. Es waren die 2 Wochen vor Peter und Paul. Bekanntlich hält der gemeine Russe seine Fasten sehr strenge, weder Milch, Butter, Eier u. dgl. m. genießt er. Fischsuppe, wo diese sich machen läßt, Kartoffeln, Grütze und Kohl, gewürzt mit kaltem Hanföl, sind gewöhnliche Fastenspeisen des gemeinen Russen. Im Sommer sind Gurken, wo sie gut gedeihen, eine leckerhafte Speise für den gemeinen Mann;

sie werden in der Regel aus der Faust gespeist, wie in andern Ländern die Aepfel. Mein gestriger Wirth hatte das Fleisch, welches er mir am Abend auftrug, noch vom dritten Tage aufbewahrt; denn während der ganzen Fasten kocht der russische Bauer, wenn er auch zu denjenigen gehört, welche Herberge halten, nichts dergleichen. Der Hunger trieb mich einige Male an, von dem mit Fastenöl bereiteten Essen der Bauern zu kosten; allein so wenig ich auch davon genoß, wurde es mir doch so übel darauf, daß ich mehrere Tage hindurch solche Speisen nicht ansehen konnte. Die Ursache hiervon mag wohl in dem Hanföl liegen, das gewöhnlich alt und trübe und dem Geruch des Nichtrussen so sehr zuwider ist. Ich habe noch keinen Ausländer gekannt, der die Fastenspeisen des russischen Bauern hätte mit Appetit essen können. Die Worte jenes armen Schneiders, daß das Spazierengehen, wie es Seume nannte, in Rußland kein besonderes Vergnügen gewähren könne, wurden mir auf einmal klar. Späterhin wurde ich auch manchmal, besonders von Altgläubigen, einen Sünder gescholten, weil ich in der Fastenzeit nach Butter, Milch u. dgl. fragte, so heilig ist dem gemeinen Russen das Gebot seiner Fasten.

Den Wirthsleuten an den Landstraßen, welche von vielen Ausländern befahren werden, ist es nicht mehr auffallend, wenn sie einen Njemez in der Fastenzeit Fleischspeisen essen sehen; sie sind sogar froh, wenn sie ihm Eier, Milch oder Butter verkaufen können. Der Bauer dagegen, der selten oder gar nicht mit dem Ausländer in Berührung kommt, würde große Augen machen, wenn er Einen in den vier Perioden der Fasten, oder an den Freitag- und Mittwochstagen des ganzen Jahres, Fleisch essen sähe. Obgleich ich nun auch manchesmal einen Sünder gescholten wurde, so kam dies auf allen meinen Reisen in Rußland doch nur selten vor; denn der russische Bauer im allgemeinen ist sehr gut von Herzen und tolerant. Sehr groß in diesem Puncte ist der Unterschied zwischen ihm und einem Schweden.

VI.

Der Braunschweiger.

Ich mochte in dieser Herberge eine Stunde geruhet haben, als ich im Begriff war, wieder aufzubrechen. Da sprach eine tiefe Baßstimme zum Fenster herein: „Endlich! endlich! habe ich Sie eingeholt!“ —

Wer sind Sie? fragte ich den kleinen, in schäbigen Kleidern vor mir stehenden Mann.

„Ich bin ein Braunschweiger, meines Faches ein Tuchmacher, mein Familienname ist Georg, und reise nach Moskau. Ein Colonist, derselbe, der Ihnen den alten Moskauer Weg zeigte, erzählte mir Ihr seltsames Geschick und fügte hinzu: Reisen Sie mit dem jungen Manne, Ihre Gesellschaft wird ihm angenehm und auch nützlich sein, da Sie russisch sprechen, und dieses Weges kundig sind. Also könnte ich, wenn es Ihnen gefällig wäre, einige Tage mit Ihnen reisen, bis wir an den Weg kommen, der nach Smolensk führt, wo wir uns denn wieder trennen müssen; denn über Smolensk ist der nächste Weg nach Kiew, über Moskau mögen es wohl dreißig Meilen um sein. Vergebens habe ich seit gestern und heute mein Marschirtalent aufgeboten, Sie einzuholen, ungeachtet Sie kaum eine Werst voraus waren. Ich und der lange hagere Colonist, wir sahen Sie, und wie dieser sich ausdrückte, daß Sie ausrissen wie Schafleder. Ich habe die Nacht wenig geschlafen, da ich es durchsetzen wollte, Sie einzuholen, und das ist mir nun nach vieler Anstrengung gelungen. Es wäre mir aber vielleicht nicht gelungen, hätte Sie der arme Schneider nicht aufgehalten.“ —

Hat Ihnen der arme Mann sein Leiden geklagt? fragte ich.

„Ja, er hat mir mehr erzählt, als ich erzählt haben wollte, indem mein einziges Streben war, Sie einzuholen, und ich eben deswegen nicht viel Zeit hatte, ihn anzuhören. Er hat mir auch gesagt, daß er seinen lüderlichen Schwager aus lauter Barmherzigkeit mit auf die Reise nahm, um ihn vor dem Hungertode zu sichern, ungeachtet er sammt seinem hungrigen Gaul selber nichts zu beißen hat!"

Der Braunschweiger war, wie ich bald erfuhr, ein höchst drolliger und origineller Bursche. Aber sein Betragen gegen mich war überaus zuvorkommend, und nie sprach er unanständig in meiner Gegenwart, wie dies von Leuten seines Standes und seiner Lebensart wohl zu erwarten gewesen wäre. Er war dieser Straße sehr kundig, und war auch in Moskau, wo er viele Jahre gelebt hatte, sehr bekannt. Er wußte Tausende der interessantesten Anekdoten zu erzählen; er hatte einen großen Theil der besten Schriften unserer Literatur gelesen und konnte augenblicklich die interessantesten Stellen aus ihnen anführen; er sprach ein ausgezeichnet schönes Deutsch, sprach auch ziemlich gut französisch, und wie mir schien, geläufig russisch. Dieses Alles, und besonders, daß er russisch sprach, schien mir den Mann auf meiner Reise fast unentbehrlich zu machen. Er trug ein altes Felleisen und einen derben Knotenstock. Ich klagte ihm nur, daß ich mich an die russischen Fastenspeisen nicht gewöhnen könne, da doch anderes Essen in dieser Zeit und auf diesem Wege nicht zu haben sei. „Nichts weiter," sagte er lächelnd, solch einer Plage können Sie sich leicht überheben, wenn Ihre Casse sich nur in keinem Fastenzustand befindet! Ich erinnere mich noch eines Verses, geschrieben auf einem Wirthshausschilde im Schwabenlande, er lautete also: „Das Lamm ist ein überaus geduldiges Thier, und wen es hungert und durstet, der komme zu mir. Ich kehrte ein, und hätte für Geld: Schinken, Braten, guten Wein u. dgl. m. erhalten können. Obgleich nun die Posthäuser auf der Straße von St. Petersburg nach Moskau, deren es wohl noch zwanzig geben mag, keine solche Aushängeschilder haben, die den Reisenden hineinlocken sollen, so könnten Sie doch hier Alles eben so gut, und vielleicht noch besser haben, als beim Wirth zum geduldigen Lamm, wenn, wie gesagt, Ihre Casse sich in keinem Fastenzustande befindet."

Unter solchen, für mich trostreichen Gesprächen, erreichten wir ein solches Posthaus. Wir kehrten ein, und ich fand die Aussage des Braunschweigers bestätigt. An den Wänden der mit prächtigen Möbeln verzierten Zimmer hingen Preisverzeichnisse in russischer, deutscher und französischer Sprache. Was mich aber am meisten überraschte, war, daß der Wirth sowohl, als auch die Aufwärter, geborne Deutsche waren. Wo hat sich der Deutsche nicht eingeschlichen! dachte ich, wo hat er nicht Wurzel gefaßt! In einem fremden Lande, wo es an Eingebornen, zu einer solchen Wirthschaft geschickt, doch gar nicht fehlt, weiß er die Erlaubniß der Obrigkeit zu erlangen, um in Krongebäuden*) Wirthschaft zu treiben! weiß sich die Zufriedenheit der Reisenden zu erwerben, und die Zufriedenheit der Obrigkeit mit ihm, fortdauern zu lassen, trotz dem Neide der Eingebornen! Was ist es denn eigentlich, das den Deutschen in manchen fremden Ländern so beliebt, so achtbar, ja, sogar unentbehrlich macht? Es sind: Fleiß, Geschicklichkeit, Reinlichkeit, Geduld, unverbrüchliche Ordnung und Treue! Eigenschaften, die dem geborenen Deutschen in der Regel eigenthümlich sind.

Ich ließ für mich und meinen armen Freund ein Mittagsessen auftischen, mit dem wir beide zufrieden sein konnten. Eine ganz allerliebste Entdeckung! dachte ich und benutzte sie bis Moskau.

Groß-Nowgorod und die Gründung der russischen Monarchie.

Es war an einem freundlichen Nachmittage gegen 5 Uhr, als ich in Begleitung des Braunschweigers in Nowgorod (nicht zu verwechseln mit Nischnei-Nowgorod) ankam. Da es so schönes Wetter und noch so früh war, konnte mich mein Gefährte nicht bewegen, hier über Nacht zu bleiben. „Bedenken Sie doch," sagte er, „es sind noch 25 Werst bis zur nächsten Poststation, einer kleinen Kreisstadt. Auch finden wir bis dahin kein einziges Dorf, ja, nicht einmal ein Haus, wo wir einkehren könnten. Ich bin so müde, daß ich's Ihnen nicht sagen kann! Sind Sie denn gar nicht müde?" —

*) Diese Posthäuser sind Eigenthum der russischen Regierung.

Ich begreife heute noch nicht, wie es möglich war, daß ich gegen diesen armen Menschen, der mich mit so vieler Aufmerksamkeit behandelte, so grausam sein konnte. Genug, alle seine Vorstellungen und Bitten waren umsonst! nichts konnte mich bewegen hier über Nacht zu bleiben. „Nun, so gönnen Sie mir wenigstens 2 Stündchen Ruhe, darauf mag's, wenn's nun einmal sein soll, weiter gehen," bat er mich. Zwei Stunden, sagte ich, will ich auf Sie warten und wenn Sie dann mitgehen wollen, wird es mir lieb sein. Jetzt legte er sich auf eine Bank, sein Felleisen diente ihm als Kopfkissen. Ich saß neben ihm. 25 Werst — über 3½ deutsche Meilen!... es ist wahrlich zu viel für unsere ermüdete Knochen! ist eine Tagreise für Manchen! . . . so brummte er vor sich hin. Ich bin 40 Jahre alt, fuhr er fort, habe unter den Braunschweiger Jägern gedient, habe einen Theil von Frankreich und ganz Deutschland durchreist und habe überall denjenigen gesucht, der sich mit mir im Marschiren hätte messen wollen . . . endlich finde ich ihn in Rußland . . . Aber Sie sollen ihren Mann auch an mir finden, dessen können Sie versichert sein. Ich darf nicht unterlassen, fuhr er fort, Ihnen zu bemerken, daß uns auf diesem 25 Werst langen Wege von der rechten Seite eine feuchte Luft aus Sümpfen, und von der Linken nichts besseres von dem Kanal her anwehen wird, der sich von hier aus bis nach jener Kreisstadt und noch weiter, zieht. Die Nacht ist feucht und kühl . . wir befinden uns dann zwischen keinen zwei Feuern. . . Ihr Frack ist kein Pelz. Die Cholera ist nicht weit und am liebsten in sumpfigen feuchten Gegenden," solche Vorstellungen machte er mir.

Ruhen Sie 2 Stunden aus, sagte ich. Unterdessen gehe ich ein wenig, die Stadt in Augenschein zu nehmen. „Doch nicht in Ernst?" fragte er. In allem Ernste! sagte ich. Wenn Sie Lust haben mitzugehen, so machen Sie sich bereit. Gehorsamer Diener! rief er aus und drehete sich ein paar mal auf seinem Lager herum. In zwei Stunden bin ich wieder hier, sagte ich und ging zur Thüre hinaus. Ich richtete meine Schritte zuerst nach der Kirche zur heil. Sophie, die nach dem Muster der Sophienkirche in Constantinopel erbaut wurde. Sie ist viereckig, hat eine große hohe vergoldete Kuppel, die von vier kleinern umgeben ist. In ihrem

Innern ist sie mit einer Menge Heiligenbilder, von denen die meisten den Stempel eines hohen Alterthums tragen, reichlich ausgeschmückt; 12 kolossale Säulen tragen das Gewölbe. Diese Kirche, an die sich so viele geschichtliche Erinnerungen knüpfen, wurde schon im elften Jahrhundert erbaut, sie ist wohl die älteste in ganz Rußland. Hier war es, wo jener schlechte Mensch, Namens Peter, die falsche Beweisschrift, sein eigenes Machwerk, hinter einem Heiligenbilde versteckte, wodurch, nach dem Zeugnisse der Annalisten, 60000 Menschen den schauderhaftesten Tod fanden. Dieser Peter, wegen seiner schlechten Streiche einmal in Nowgorod bestraft, wollte sich an der ganzen Stadt rächen. Er verfaßte einen Brief verrätherischen Inhalts an den König von Polen und versah ihn mit den Unterschriften des Erzbischofs und einiger hohen Würdenträger von Nowgorod, welche so täuschend nachgemacht waren, daß man nicht anders glauben konnte, als jene Männer hätten sie eigenhändig unterzeichnet. Dieses falsche Document versteckte er hinter ein Heiligenbild in der Sophienkirche, eilte zum Zaren Iwan dem Schrecklichen nach Moskau und gab an, die Nowgoroder wollten das Vaterland an Polen verrathen. Dieser eilte nun mit seiner Leibgarde, die aus lauter Henkersknechten bestand, im Dezember des Jahres 1569 aus Moskau hieher und hielt das schreckliche Blutgericht. Die Zeit erlaubte mir diesmal nicht, alle historisch merkwürdigen Oerter und Gebäuden dieser Stadt in Augenschein zu nehmen. Ich stellte mich beim Nachhausegehen auf die Wolkowbrücke, wo der Strom, der die Stadt in zwei Hälften theilt, sehr reißend ist, und meine Phantasie malte sich unwillkürlich das schauderhafte Gemälde von dem Mordgerichte, das der schreckliche Zar hier hielt. Dieser fürchterliche Mensch kam mit seinem Corps Schergen, Opritschniks genannt, d. h. Auserwählte, um die Verräther, die er in fast allen seinen Unterthanen witterte, zu züchtigen, und ließ, wie oben gesagt, 60000 Menschen morden. An Schlitten ließ er die Unglücklichen binden und aus allen Orten der Stadt hieher schleifen, wo der Strom so reißend ist, daß er in der strengsten Kälte nicht zufriert, und ließ sie hinein schleudern. Wem es möglich war, durch Schwimmen einen Versuch zur Rettung zu machen, der wurde mit Aexten, Stangen und Fischerhaken im Wasser erschlagen. Der Freiheitssinn, der sich von den

einstmaligen Republikanern dieser Stadt auf die Enkel vererbt hatte, war wohl mit Ursache, daß der wahnsinnige Fürst diese unerhörte Grausamkeit ausübte.

Alles, Alles, was ich in Nowgorod sah, erfüllte mich mit tiefer Wehmuth. Die Stadt, wahrscheinlich schon im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung gegründet, ist von ihrer stolzen Höhe, auf der sie sechs Jahrhunderte hindurch gestanden, so tief herab gesunken, daß sie heutzutage kaum noch einen Schatten von ihrer frühern Herrlichkeit zeigt. Und die Urenkel der vielleicht allzu übermüthigen Bürger, welche einst diese freie Stadt bewohnten! . . . .

Wenn uns schon beim Anblick der Ruinen einst herrlicher Gebäude, die eine Geschichte haben, tiefe Wehmuth ergreift; wenn beim Erblassen eines glanz- und ruhmerfüllten Lebens unser Gefühl schmerzlich berührt wird; um wieviel schmerzlicher muß unser Herz betroffen werden beim Anblick eines in Knechtschaft versunkenen Volkes, dessen Väter einst frei waren, wie der Aar, der hoch in den Wolken des Himmels sein Nest baut. Ja, frei waren einst die Slawen, sagt Karamsin, der berühmte russische Geschichtschreiber, frei waren sie, als sie von Osten nach Westen zogen, um sich im Raume der Welt neue Wohnsitze zu suchen, frei waren sie, wie die Adler, die in den Wüsten der verlassenen Gebiete über ihren Häuptern kreis'ten.

In solchen Betrachtungen versunken, standen wir vor der Riesenmauer, welche die Stadt Nowgorod umschließt und auf der sich seine hochherzigen Bewohner einst zum Kampfe gegen die Mongolen rüsteten; — standen wir vor dem einstmaligen Hofe Jarosslaw des Großen, wo er dem freien Volke würdige Gesetze gab; durchwandelten wir die Gefilde an der Newa, wo einst Alexander an der Spitze des Nowgorod'schen Heeres die Schweden und Litthauer schlug und den liefländischen Rittern Bedingungen vorschrieb; standen wir am Wolkow, an der Schelona und ließen den Blick schweifen auf den Ilmensee, von wo Nowgorod einst seine Handelsschiffe nach Lübeck, seine Karawanen nach Constantinopel und durch dicke Urwälder nach Sibirien sandte, um mit deutschen, griechischen und asiatischen Waaren in die Heimath, in den von Gottes Segen triefenden Freistaat, Nowgorod, zurückzukehren! Wie blühend war damals sein Handel, wie mächtig sein Kriegsheer, das

neben dem Fußvolk 30000 Reiter hatte; wie zahlreich waren die Einwohner dieser Stadt, die man auf 400000 schätzte. Was Wunder denn, daß dieser mächtige Freistaat sich jenen berühmten Wahlspruch beilegte, mit dem sein Heer in's Schlachtgewühl stürzte: „Ochto moschet stoiati protiv Bócho dai Welik Nowgorod?" (Wer vermag etwas gegen Gott und Groß-Nowgorod?) Was Karamsin von den alten Russen, unter denen er hauptsächlich die Nowgororder als die Aeltesten verstand, sagte, nämlich, daß sie keine körperliche Züchtigung duldeten, haben wir schon erwähnt. Welch ein Wechsel des Geschickes dieses Volkes! rief ich einst aus, als ich einen Leibeigenen, der zu 50 Stockprügel verurtheilt wurde, weil er dem Gutsherrn den Obrok nicht entrichten konnte, fragte, von wannen er sei und er mir zur Antwort gab: „Ja Nowgorodskoi!" (Ich bin ein Nowgoroder!) Seltsam ist es, daß die Leibeigenen aus dem Nowgorodschen noch immer einen gewissen Stolz darin suchen, daß sie aus diesem Gebiete herstammen. Mit Stolz sagt ein solcher immer: Ich bin ein Nowgoroder! Ueber keinen Gegenstand in der Geschichte ist so viel gestritten worden, als über die Abstammung und Herkunft der Slawen. Man hält die alten Sarmaten für ihre Stammeltern. Da aber die Geschichtschreiber des classischen Alterthums alle Völker, welche das nördliche Europa und Asien bewohnten, Sarmaten zu nennen pflegten, so sieht man daraus, daß ihre Werke den neuern Geschichtsforschern nur Stoff zu Vermuthungen über die wahre Abstammung der Slawen darbieten. Tacitus theilt die Sarmaten in zwei Stämme, in Roxolanen und Jasüken oder Jasiggen. In diesem letztern ist die Wurzel rein slawonisch. Jasük heißt noch heutzutage bei den Russen und bei den andern Slawen, wenn diese das Wort auch anders schreiben, Zunge, Sprache. Demnach kann man die Jasiggen als die Stammväter der Slawen betrachten. Wir wissen aus Ovid, daß dieses Volk schon vor Christi Geburt das Land am linken Donauufer bewohnte. Und wie Jornandes berichtet, müssen die Wenden, ein slawischer Stamm, schon im Anfange unserer Zeitrechnung in einem Theile des heutigen Rußlands ihre Wohnsitze gehabt haben. Sie wurden von dem mächtigen Gothenkönige Ermanreich gänzlich besiegt. Die Sarmaten, welche man für die Stammeltern der Slawen hält, hatten ursprünglich ihre Wohnsitze in Asien zwischen

dem Don, der Wolga und dem Kaukasus. Später breiteten sie sich in Polen, Preußen, Kur- und Liefland aus. Der Sarmanten, unter dem Namen Slawen, geschieht von Byzantinischen Schriftstellern Erwähnung, indem sie sich den Griechen furchtbarer als selbst die Hunnen machten. Karamsin behauptet, daß die slawischen Völker, ansäßig vom baltischen bis zum adriatischen Meere, von der Elbe bis nach Asien, durch ihre Kopfzahl wie durch ihre persönliche Tapferkeit, mächtig genug gewesen wären, um ganz Europa zu beherrschen; daß sie aber, machtlos durch getheilte Kraft und Streitigkeiten ihre Unabhängigkeit fast überall verloren hätten. Eins jedoch von diesen Völkern, die Russen, durch Drangsale erprobt, setzt jetzt, durch seine Macht und Größe, die Welt in Erstaunen. Alle andern, welche ihre Wohnsitze in Deutschland, Illirien und Mösien behielten, gehorchen fremden Herrschern, und einige verlernten sogar die Sprache ihres Volkes. Doch also kann das nicht bleiben! spricht der Panslawismus. — Karamsin starb im Jahre 1826 zu St. Petersburg.

Aber woher kommt der Name Slawe, da er mit denen der Sarmaten, Wenden, Anten, Roxolanen und Jasiggen gar keine Aehnlichkeit hat? Das ist eine Frage, über die sich die Gelehrten fast eben so viel gestritten, als über die Herkunft dieser Völker, die ein gelehrter Russe der neuern Zeit von den Budinern, Neuren, Borysthеniten, und nicht von den Sarmaten noch von den Skythen, abstammen läßt. Karamsin und viele Andere leiten das Wort „Slawe" von Sláwa: Ruhm, Glanz, Ruf, Ansehen, Herrlichkeit, Lob, Ehre, ab. Die Slawen wären demnach Männer von Ruhm, Ehre, Glanz, Herrlichkeit u. s. w. Da sich nun die Nowgoroder, die alten Anwohner des Ilmensee und des Wolkow vor allen ihren Stammgenossen Slawen nannten, so erhellt daraus, daß es freie Männer gewesen sein müssen, welche glänzende, ruhmvolle Thaten vollbrachten. Andere Gelehrte dagegen leiten diesen Namen von Slówo (das Wort, die Rede) ab, welches Wort, zumal von den Moskowitern, die das o gern wie a aussprechen, fast wie Sláwa ausgesprochen wird. Und demnach hielten sie sich für Männer der Rede, und alle andern, wenigstens alle Völker des Abendlandes, für nicht slawisch Redende oder gar für Stumme. Und in der That, dieses Volk nannte sich nicht Slawen, sondern Slowjenen (die

Redenden). Es ist sehr lächerlich, daß Uwan Golowin in seinem Buche mit so vieler Selbstgenügsamkeit sagt, die Slawen nenneten sich Männer des Ruhmes und der Rede, während sie die Deutschen Stummen (Njemzi) nenneten. Und wenn sie das auch thaten und noch thun, und wenn auch das Wort Njemez (Deutscher) von stumm (nemü) abzuleiten ist, so gereichte das den Slawen eben so wenig zur Ehre, wie den Deutschen zur Unehre. Die alten Slowjenen nannten aber nicht bloß die Deutschen, sondern alle Völker des Abendlandes Njemzi, wie die Türken noch alle Europäer Franken nennen. Man sieht hieraus, daß sie, indem sie dieses thaten, sich dasjenige dabei gar nicht dachten, was Iwan Golowin sich dabei denkt. Auffallend ist es indeß, daß man späterhin alle Völker des Abendlandes mit deren eigenen Namen, denen man russische Endungen gab, z. B. Italiänez, Schweizarez, bezeichnete, während man das Wort Njemez allein zur Bezeichnung des Deutschen, beibehielt, ohne daß es die geringste Analogie mit seinem Ländernamen, Germanija hat, wie das bei den andern Namen, z. B. Italija, Schweizarija u. s. w. nicht der Fall ist. Daß man sich aber nie etwas Unrühmliches dabei dachte noch denken konnte, ist eben so natürlich als einfach und erhellt auch daraus, daß Nestor, der Vater der russischen Geschichte, Rurik und seine Brüder: Njemzi nennt; daß die Deutschen von den Nowgorordern ganz besonders hochgeschätzt wurden, indem sie vielen Tausenden von ihnen nicht bloß das Ehrenbürgerrecht in der freien Stadt ertheilten, sondern ihnen sogar einen ansehnlichen Theil derselben einräumten, wo die Deutschen als geliebte und geachtete Gäste wohnten, ihre Waarenlager hatten und Handel trieben. Wahrscheinlich waren die Deutschen die ersten aus allen Völkern des Abendlandes, welche mit den Nowgorordern, oder den baltischen Slawen, Handelsgeschäfte machten, und da sie mit ihnen nicht sprechen konnten, wurden sie von ihnen Njemzi genannt, wie der gemeine Russe auch noch heutzutage Jeden ohne Ausnahme, mit dem er nicht sprechen kann, Njemez nennt (der Plural ist Njemzi). „Ne umejet!" sagt er schlechtweg von einem solchen, d. h. er versteht nicht, wie er denn auch freilich von einem Stummen sagt.

Von allen Slawen dieser großen Volksfamilie sind für

unsere Erzählung zwei Stämme am interessantesten. Der eine Stamm sind die alten Anwohner des Ilmensees und des Wolkow, welche den Staat Nowgorod gründeten und baltige Slawen genannt wurden; der andere, die Gründer des Staates Kiew, welche unter dem Namen Poljänen (Polen, Laichen) bekannt sind. Sonst bewohnten auch noch viele andere slawische Völker das heutige Rußland, die ganz verschiedene Namen führten, welche sie sich theils nach den Namen ihrer Heerführer, theils nach den Oertern und Flüsse, wo sie wohnten, beigelegt hatten. Z. B. Wiätitschen, die an der obern Wessna, an der Oka und am Don wohnten, gaben sich ihren Namen von ihrem Heerführer Wiätko; die Radimitschen, welche in der heutigen Statthalterschaft Moghilew wohnten, nannten sich so, weil ihr Oberhaupt Radin hieß. Die Derewier gaben sich ihren Namen von den Wäldern, in denen sie lebten. Sie sollen die ersten aus der großen slawischen Volksfamilie gewesen sein, welche sich aus Baumstämmen Hütten erbauten, und durch die Nebeneinanderstellung derselben, Dörfer gründeten. Derównjä heißt noch heutzutage Dorf und Dérewo heißt Baum, Holz. Sie wohnten in dem heutigen Wolhynischen Gouvernement. Die Polotschanen bewohnten die Gegend, wo die Polota in die Düna mündet, daher ihr Name, u. s. w.

Neben den baltischen Slawen wohnten finnische Stämme, deren große Volksfamilie sich aber auch auf der ungeheuren Strecke von der Newa bis zum Ende der Lena, tief in Asien, verbreitet hatte und noch verbreitet ist. Daher sind sie nach den Russen, auch noch heutzutage das zahlreichste Volk in ganz Rußland. Wie die Slawen, hatten auch sie verschiedene Namen z. B. Letten, Jatwäken, Jugrier, Esthen, Liven, Ischoren, Karelier, Permer, Sirjananen, Mordwinen u. s. w. Nicht ohne Grund wollen einige Gelehrten einen kleinen Unterschied zwischen Finnen und Tschuden wissen. — Von andern Nationen umgeben und ihnen unterthänig, sagt Karamsin, verloren die Slawen die Einheit ihrer Sprache, und es entstanden im Verlauf der Zeit verschiedene Mundarten derselben, von denen folgende die bedeutendsten sind.

1) Die russische, die ausgebildetste von allen übrigen und die am wenigsten mit fremden Wörtern vermischte;

2) die polnische, vermischt mit vielen deutschen und lateinischen Wörtern;
3) die tschechische in Böhmen und Mähren; sie ist dem Dialecte der altrussischen Bibelübersetzung am ähnlichsten und steht in der Mitte zwischen der polnischen und kroatischen Sprache; der in Ungarn übliche Dialect wird der slawakische genannt und ist nur in der Aussprache von der tschechischen unterschieden;
4) die illirsche, d. i. die bulgarische, bosnische, serbische, slawonische und dalmatische;
5) die kroatische, der windischen in Steiermark am ähnlichsten, aber auch ähnlich den Mundarten in der Lausitz, im Kasubischen und Buchawischen. — In Meißen, Brandenburg, Pommern, im Mecklenburgischen und auch im Lünenburgischen war vor Zeiten die slawonische Sprache Volkssprache. Jetzt ist es natürlich die deutsche, sagt Karamsin nicht ohne Wehmuth. Die Böhmen und Polen, welche sich zur römisch-katholischen Kirche bekennen, nahmen das lateinische Alphabet an, mit Hintansetzung des vom Papste Johann XIII. förmlich verbotenen cyrillischen oder slawonischen.

Die slawischen Völker hatten vor einem Jahrtausend eine demokratische Verfassung. Viele der in dem heutigen Rußland lebenden Stämme wurden von andern Völkern tributpflichtig gemacht; nur die baltischen Slawen behaupteten bis zum Jahr 859 ihre Unabhängigkeit. Da kamen fremde Eroberer von der skandinavischen Halbinsel (Normannen) von den Russen, Waräger genannt, über's Meer herüber, und belegten die Nowgororder mit einem Tribut. Zu dieser Zeit und auch nach derselben, hatten die Skandinavier sich fast überall furchtbar gemacht. In England wurden sie Dänen, in Frankreich Normannen, und in Rußland Waräger genannt. Sie plünderten nicht nur fast alle großen Küstenstädte Europa's, sondern sie drangen auch auf den Strömen tiefer in das Land ein, und plünderten Cöln, Paris, Hamburg und andere Städte. England eroberten sie ganz. Sie gründeten auch eigene Staaten, z. B. in Neapel, Frankreich, Rußland, wovon wir bald reden werden. Ja, sie haben sogar, wie dänische Gelehrten behaupten, lange vor Columbus, den Weg nach Amerika gefunden. Der Däne Gardar, von schwedischer Her-

kunft, war der erste Normane, der im Jahr 863 Island entdeckte. 874 begann der Norweger Ingolf die Colonation dieses Landes, welche in 70 Jahren vollendet wurde. Erichs des Rothen Sohn Leif, der Glückliche, machte im Jahre 1000 eine Entdeckungsreise in dem heutigen Neufoundland, das er damals Helluland nannte, in Bezug auf die flachen Steine daselbst. Desgleichen auch in Neuschottland, Weinland, Neuengland. Der berühmteste unter den ersten Entdeckern Amerika's ist Thorfim Karlsefne, ein Isländer. Er besuchte Grönland im Jahr 1006. So erzählt der gelehrte Däne, Carl Rafe in seinem Werke, das vor kurzem in Kopenhagen erschienen ist.

Zwei Jahre hatten die Skandinavier die baltischen Slawen und ihre Nachbarn, die Finnen mit einem leichten Tribut belegt, als die Unterjochten sich einigten und die fremden Zwingherren wieder zurück über's Meer jagten. Nun entstand eine große Anarchie unter den Slawen, alle wollten befehlen, keiner gehorchen. Es herrschte überall Streit und Unordnung, nirgends war Sicherheit des Eigenthums, es gab unter ihnen keine Gerechtigkeit mehr. Die meisten mochten sich wohl viel behaglicher unter dem leichten Drucke der Skandinavier, als unter der rohen Willkühr ihrer eigenen Oberbeamten gefühlt haben. Daher kam es wohl auch, daß der Rath Gostomüsl's, eines alten und allgemein geliebten Nowgororders, fast allgemeinen Beifall fand. Nach diesem Rathe, der auch befolgt wurde, sollten sich die baltischen Slawen einen Herrscher aus den tapfern Skandinaviern wählen. Sogleich wurde eine Gesandschaft aus Nowgorordern und Finnen zu den Normannen über's Meer geschickt, welche, nach Nestor, dem Vater der russischen Geschichte, zu ihnen also sprachen: „Unser Land ist groß und gesegnet; nur Ordnung mangelt darin: also kommt, seid unsere Fürsten und herrscht über uns.“ — Kurze kräftige Worte! Drei Brüder aus dem Stamme Roß oder Ruß, Namens Rurik, Sino und Truwor, entweder durch ihr Geschlecht, ihre Tapferkeit oder ihre Reichthümer berühmt, nahmen es an, über Männer zu herrschen, die zwar für ihre Freiheit zu kämpfen, aber die erkämpfte nicht zu bewahren verstanden. Von zahlreichen Waffengefährten umgeben, verließen sie 862 ihr Vaterland auf immer und zogen als Fürsten zu den Slawen und Finnen. Rurik machte Now-

gorod zu seiner Residenz, Sino setzte sich am weißen See, im Gebiete der Wessen fest, und Truwor schlug in Isborsk, im Lande der Kriwitschen, im heutigen Pskow'schen Gouvernement, seinen Thron auf. Rurik führte bald das Feudalsystem in seinem Reiche ein. Seine Landsleute erhielten die höchsten Ehrenstellen; aus ihnen hatte er sich, zum eigenen Schutze, seine Leibwache gebildet. Die Großen des Landes hetzten bald das gemeine Volk gegen den Herrscher auf. Es entstand ein heftiger Aufruhr: der Kniäs Wiädim stand an der Spitze. Aber Rurik, umgeben von seiner starken Leibgarde, zog ihm entgegen und erschlug ihn mit eigener Faust. Nachdem noch andere Anführer gefallen waren, war der Aufruhr auch bald gedämpft. Rurik zog nun den Strick der Despotie noch straffer an. Nowgorod belegte er mit einer Abgabe von anderthalben Zentner Silbers jährlich. Sino und Truwor starben nach zwei Jahren. Rurik vereinigte ihre Fürstenthümer mit dem seinigen. Sein Gebiet bestand zuerst bloß aus den heutigen Gouvernements St. Petersburg, Nowgorod, Pskow und der Provinz Esthland. Später unterwarf er sich durch Waffengewalt auch noch andere slawische und finnische Gebiete. Zwei Normänner, Namens Askold und Dir, die mit Rurik in's Land gekommen waren, zogen an der Spitze vieler ihrer Landsleute, zu denen sich auch noch Slawen und Finnen gesellten, gegen Constantinopel, um Beute zu machen. Als sie an die Ufer des Dnjepr kamen, erblickten sie das hochgelegene Kiew, damals noch ein Städtchen, das wahrscheinlich schon vor Christi Geburt erbaut wurde. Seine slawischen Einwohner zahlten den Chasaren, einem Stamme der Tataren, Tribut. Askold und Dir schlugen die Chasaren, eroberten Kiew und herrschten als Fürsten darin. Viele Normänner zogen sie hieher, und so vermischten sich die Skandinavier, sowohl im Nowgorodschen als im Kiew'schen mit den Slawen, und nannten sich nach Ruriks Familiennamen: Rossen oder Russen. Rurik setzte seinen Neffen Oleg zum Regenten ein, da sein Sohn Igor noch sehr klein war, und starb 879, nachdem er 17 Jahre regiert hatte.

Oleg mochte sich unter den freiheitsliebenden, zu Aufständen geneigten Nowgorordern nicht heimisch gefühlt haben; denn er zog mit Igor und an der Spitze eines starken Heeres tief ins Land ein, eroberte Smolensk und darauf Kiew, wo

er Askold und Dir meuchelmörderisch umbringen ließ. Kiew gefiel ihm so sehr, daß er hier sein Hoflager machte und ausrief: „Du sollst von nun an sein die Mutter aller russischen Städte!“ Nachdem er sich ringsumher alle anderen noch unabhängigen Volksstämme unterworfen, und den Thron seines Mündels in Kiew befestigt hatte, zog er an der Spitze eines gewaltigen Heeres gegen Constantinopel, nagelte seinen Schild an ein's der Thore und erzwang von dem griechischen Kaiser einen für sich eben so vortheilhaften, als für Constantinopel schmählichen Frieden. Mit überaus reicher Beute kehrte er nach Kiew zurück. Er unterwarf sich nach und nach noch viele Gebiete, auch Podolien, Wolhynien und selbst Galizien. So wurde Rußland schon im 10. Jahrhundert ein mächtiger Staat. Oleg vermählte seinen Neffen Igor mit Olga, welche später, da sie sich hatte taufen lassen, von der russischen Kirche heilig gesprochen wurde. Olga, heißt es, soll von armen normanischen Eltern, die unter Rurik nach dem nunmehrigen Rußland gekommen waren, herstammen. Sie war von großer körperlicher Schönheit und besaß einen männlichen Geist. Nach Igors, ihres Mannes Tode, führte sie zwölf Jahre die Regentschaft. Sie rächte sich auf eine furchtbare Weise an den Derewiern, die ihren Mann ermordet, weil er ihnen einen unerschwinglichen Tribut auferlegt hatte. Aus Liebe zu ihrem Geburtsorte gab sie der Stadt Pskow die ausgedehntesten Freiheiten. Und so bildete sich diese Stadt mit der Zeit zu einer Republik, ganz so wie Nowgorod.

Oleg starb, nachdem er 33 Jahre regiert hatte. Ihm folgte Igor, der eben genannte, in der Regierung, der von 912 bis 945 herrschte.

Ueber die heidnischen Russen.

Nach Dr. Frähn, weiland Akademiker zu St. Petersburg.

Ueber die Sitten und Gebräuchen der alten heidnischen Russen wußte man bis in die neuere Zeit äußerst wenig Zuverläßiges, und man weiß auch heut zu Tage nur wenig davon. Nestor, der Mönch im Kloster zu Kiew, war der erste, der über russische Geschichte schrieb. Er lebte im 11. Jahrhundert, und beleuchtete jenen Punkt nur schwach, sei es, weil

es ihm an glaubwürdigen Nachrichten fehlte, oder weil ihm die Sache nicht wichtig genug schien.

Das berühmte russische Geschichtswerk Karamsin's war schon bereits gedruckt, als der Orientalist, Akademiker Dr. Frähn zu St. Petersburg, in Jarkut's geographischem Lexicon, Etwas, das den oben genannten Punct näher beleuchtet, zu Tage förderte. Karamsin war darüber voll der äußersten Freude. Es ist nämlich die Erzählung des arabischen Schriftstellers, Ibn-Foszlan, der sich zur Zeit der Regierung Igor's als Gesandter eines Chalifen in Rußland befand. Wir theilen, nach der Uebersetzung des berühmten Akademikers Frähn, einiges im Auszuge hier mit. Der arabische Gesandte erzählt also: „Ruß, aus Rs geschrieben, ist ein Volk, dessen Land an das der Slawen *) und Türken grenzt. Sie haben ihre eigene Sprache, und eine Religion und ein göttliches Gesetz, worin sie mit keinem andern Volke etwas gemein haben. Ihre Kopfzahl schätzt man gegen 100000. — Wird einem von ihnen ein Sohn geboren, so wirft ihm der Vater ein Schwert hin und spricht: „Dein ist nur das, was Du mit deinem Schwerte erwirbst." Wenn ihr König (melik) zwischen zwei Widersachern einen richterlichen Ausspruch thut und diese damit nicht zufrieden sind, spricht er zu ihnen: „Richtet unter euch selbst mit euren Schwertern." — Wessen Schwert dann das schärfste ist, dessen ist der Sieg. — Ich sah die Russen, wie sie mit ihren Waaren angekommen waren und sich am Fluße Itil (Wolga) gelagert hatten. Nie sah ich Leute von so großem Körperbaue; sie sind hoch wie Palmbäume, fleischfarbig und roth. Sie tragen keine Kamisöler, auch keine Kaftane. Bei ihnen trägt der Mann ein grobes Gewand, das er um eine Seite herum wirft also, daß ihm ein Arm frei bleibt. Jeder führt eine Axt, ein Messer und ein Schwert bei sich. Ohne diese Waffen sieht man sie niemals. Ihre Schwerter sind von europäischer Arbeit (efrandschije). Die Weiber haben auf der Brust eine kleine Büchse angebunden, sie besteht aus Eisen, Kupfer, Silber oder Gold. An diesem

*) Damals waren viele Slawen von dem Fürsten von Nowgorod und Kiew noch nicht unterworfen; die unterworfenen aber hatten sich mit den Skandinaviern vermischt und hießen daher, nach Rurik's Namen, Russen.

Büchschen ist ein Ring und an dem ein Messer ebenfalls auf der Brust befestigt. Um den Hals tragen sie silberne und goldene Ketten. Wenn der Mann nämlich 10000 Dirhem (Silberstücke) besitzt, läßt er seiner Frau eine Kette machen; hat er 20000, so bekömmt sie zwei Ketten; und so erhält sie, so oft er 10000 Dirhem reicher wird, eine Kette mehr. Daher befinden sich oft eine ganze Menge Ketten an dem Halse einer russischen Frau. — —

Die Russen sind die unsaubersten Menschen, die Gott erschaffen hat. Sie reinigen sich nicht — — wie wenn sie wild herum laufende Esel wären. — — Sie waschen sich (zwar) regelmäßig mit dem schmutzigsten Wasser, das es geben kann, Gesicht und Kopf. Morgens nämlich kommt das Mädchen und bringt eine große Schaale mit Wasser, die es vor seinen Herrn hinstellt. Der wäscht sich darin Gesicht und Hände, alle seine Haare wäscht er und kämmt sie mit dem Kamme in die Schüssel aus. Darauf schneutzt er sich und spuckt in dasselbe Gefäß, und läßt keinen Schmutz zurück, sondern thut ihn in dieses Wasser ab. Wenn er, was nöthig war, verrichtet, trägt das Mädchen die Schüssel mit demselben Wasser zu dem, der ihm zunächst ist. Der macht's wie jener. Sie aber fährt fort, die Schüssel von dem einen weg und zu dem andern hinzutragen, bis sie bei allen, die im Hause sind, herum gewesen ist, von denen jeder sich schneutzt und in die Schüssel spuckt und Gesicht und Haare in derselben wäscht. — —

Sobald der Russen Schiffe an einem Ankerplatz gelangt sind, geht jeder von ihnen an's Land, hat Brot, Fleisch, Zwiebeln, Milch und berauschendes Getränke bei sich und begiebt sich zu einem aufgerichteten hohen Holze, das ein menschliches Gesicht hat und von kleinen Statuen derselben Art umgeben ist, hinter welchen sich noch andere hohe Hölzer aufgerichtet befinden. Er tritt zu der hohen hölzernen Figur, wirft sich vor ihr zur Erde nieder und spricht: „O, mein Herr! ich bin aus fernem Lande gekommen, führe so und so viele Mädchen (Sklavinnen zum verkaufen) mit mir und von Zobelfellen (semmur) so und so viel Felle;" und wenn er so alle seine Handelswaare aufgezählt, fährt er fort: „Dir habe ich diese Geschenke gebracht!" legt dann, was er gebracht, vor die hölzerne Statue und sagt: „ich wünsche nun, du bescherteſt mir einen Käufer, der brav Gold und Silberstücke hat, der

mir abkauft Alles, was ich möchte, und der mir in keiner meiner Forderungen zu wider ist." — Dieses gesagt, geht er weg. Wenn nun sein Handel schlecht geht, und sein Aufenthalt sich sehr in die Länge zieht, so kommt er wieder und bringt ein zweites und abermals ein drittes Geschenk. Und hat er noch immer Schwierigkeiten in allem, was er wünscht und treibt, so bringt er einer von den kleineren Statuen ein Geschenk dar und bittet sie um Fürsprache, indem er sagt: „Dies sind ja unsere Herren, Frauen und Töchter." Und so fährt er fort, jede Statue, eine nach der andern anzusehen, sie um Fürsprache anzuflehen und sich vor ihr in Demuth zu verbeugen. Oft geht dann sein Handel leicht und gut und er verkauft alle seine mitgebrachten Waaren. Dann sagt er: „Mein Herr hat mein Begehr erfüllt. Jetzt ist meine Pflicht, ihm zu vergelten." Darauf nimmt er eine Anzahl Rinder und Schafe, schlachtet sie, giebt einen Theil des Fleisches den Armen, trägt den Rest vor jene große Statue und vor die um sie herum stehenden kleinen, und hängt Köpfe der Rinder und Schafe an das Holz auf, das in der Erde aufgerichtet steht. In der Nacht aber kommen die Hunde und fressen Alles auf. Dann ruft der, der es hingelegt, aus: „Mein Herr hat an mir sein Wohlgefallen, er hat alles aufgespeist!" — —

Wird einer von den Russen krank, so schlagen sie ihm, entfernt von sich, ein Gezelt auf; in dasselbe legen sie ihn, und lassen neben ihm Wasser und Brot zurück. Nahe zu ihm treten sie dann nie, sprechen auch nicht mit ihm, ja, was noch mehr ist, sie besuchen ihn nicht einmal in all der Zeit seiner Krankheit, besonders, wenn es ein Armer oder Sklave ist. Wenn er geneset und von seinem Krankenlager aufsteht, so begiebt er sich zu den seinigen zurück. Stirbt er aber, so verbrennen sie ihn; ist es jedoch ein Sklave, lassen sie ihn, wie er ist, bis er endlich eine Beute der Hunde oder Raubvögel wird. — —

Ertappen sie einen Dieb oder Räuber, so führen sie ihn zu einem hohen dicken Baume, schlingen ihm einen dauerhaften Strick um den Hals, knüpfen ihn damit an den Baum auf und lassen ihn hangen, bis er durch Wind und Regen aufgelöst, in Stücke zerfällt." — —

Der gemüthliche Araber fährt fort, indem er von der Todenfeier eines heidnischen russischen Fürsten erzählt, die er

mit angesehen; da uns aber das Bild hiervon noch weit unliebenswürdiger vorkommt, als jene altrussische Methode, sich zu waschen, so wagen wir es nicht, es hier nach zu erzählen.

Karamsin war über diesen Beitrag zur russischen Geschichte so hoch erfreut, daß er ihn, da sein Werk schon über die Hälfte gedruckt war, dem achten Bande desselben beifügte, obgleich der Beitrag in den ersten Band gehört hätte.

Igor hatte einen unglücklichen Kriegszug gegen Constantinopel unternommen, indem sein ganzes Heer eine förmliche Niederlage erlitt. Glücklicher war er zwei Jahre darauf, als er abermals dahinzog und einen eben so vortheilhaften Vertrag für sich, wie einst sein Vetter Oleg, von dem griechischen Kaiser erzwang. Durch diese Feldzüge kamen schon viele Christen nach Kiew, und mancher von den Russen hatte sich taufen lassen.

Bei seinem Tode hinterließ Igor einen Sohn, Namens Swiätoßlaw. Da dieser aber noch sehr klein war, führte Olga, seine Mutter, die Regentschaft, (945). Im Jahr 957 trat Swiätoßlaw, noch sehr jung, die Regierung an, nachdem Olga sich bereits im Jahr 954 zu Constantinopel hatte taufen lassen, wobei sie den Namen Helena erhalten. Ihr Sohn aber blieb Heide, indem er der Mutter, auf deren Vorstellungen, ein Christ zu werden, antwortete, er dürfe sich von seinen Feldherren nicht auslachen lassen. Doch duldete er die Christen in Kiew. Swiätoßlaw war einer der abgehärtesten und tüchtigsten Kriegleute, die je gelebt haben. Er hielt sich weder Wagen noch ein Feldbett; die Decke seines Pferdes war sein Bett, der Sattel sein Kopfkissen, der Bogen des Himmels sein Obdach. Seine Speise war Pferdefleisch oder Fleisch von wilden Thieren, das er auf glühenden Kohlen röstete. Seinen Kriegern war er Muster uud Vorbild. Er eroberte ganz Bulgarien, das ehemalige untere Möstien der Römer, zwischen dem nördlichen Balkan und der Donau. Unglücklich im Kampfe mit den Griechen, erlitt sein Heer eine förmliche Niederlage und er selbst wurde auf der Heimkehr nach Kiew an den Wasserfällen des Dnjepr von den Petschenegen, einem tartarischen Volksstamme, erschlagen. Karamsin nennt ihn den Alexander des Norden's. Er hinterließ drei Söhne: Namens Jaropolk, Oleg und Wladimir. Unter sie hatte er das Land getheilt, als er nach Bulgarien zog und dort sein Hoflager nahm. Wladimir, nach seinem Tode der Große genannt,

erhielt den Staat Nowgorod. Das war die erste unglückliche Zerstückelung des Reiches, die später so oft wiederholt wurde und so traurige Folgen für das ganze Land hatte.

Karamsin sagt von dieser Theilung des Reiches folgendes: „Und so führte er den unseligen Gebrauch ein, den Söhnen besondere Theilfürstenthümer zu verleihen, die Ursache aller Drangsale, die späterhin Rußland so hart trafen." — Nach dem Tode Swiätoßlaw's herrschten seine drei Söhne, jeder in seinem Fürstenthume. Es kam bald zum Kriege zwischen den beiden ältern, Oleg kam dabei um, und Wladimir floh vor dem ältesten aus Nowgorod über's Meer zu den Skandinaviern. Jaropolk führte nun zwei Jahre lang die Alleinherrschaft. Da kehrte Wladimir mit einer Menge tapferer Norweger zurück, entflammte die Nowgororder zum Kriege gegen seinen Bruder, schlug ihn, und ließ ihn in Kiew ermorden. Wladimir nahm das Christenthum an, wie wir bereits gesehen haben. Er ließ Klöster bauen, Schulen errichten und that außerordentlich viel zur Ausbreitung des Christenthums und zur Aufkeimung der Cultur. Wild und grausam wie er als Heide war, wurde er als Christ sanft wie eine Taube, und ein liebreicher Vater aller Armen. Nie bewirthete er seine Großen, ohne der Armen thätig zu gedenken, denn auch für sie war jedesmal der Tisch in seinem Palaste gedeckt. Damit aber auch die Kranken und Schwachen die nicht erscheinen konnten, nicht ausgeschlossen blieben, ließ er Fleisch, Fische, Brot, Gemüse, Meth und Kwaß in den Straßen umher führen und fragen: „Wo sind Kranke, Schwache und Nothleidende, damit sie Speisen erhalten?" — Selig! rief er immer aus, sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Er schaffte auch die Todesstrafe ab, die er indeß, auf den dringensten Rath der geistlichen und weltlichen Behörden wieder einführte. Unter seiner Regierung erhob Rußland sich zu einer ungeheuren Macht. In allen seinen Kriegen war er glücklich und eroberte viel fremdes Land. Aber zum Unglück für das Reich, theilte auch er das Land unter seine eilf oder zwölf Söhne, die zwar unter dem ältesten, als dem Großfürsten, nach Lehnsrecht stehen sollten, was aber nicht oder doch nur immer auf kurze Zeit geschah. Unter diesen zwölfen machte sich Swiätopolk, der eigentlich nur Wladimirs Neffe war, durch sein schlechtes Herz und einen dreifachen Brudermord

in der russischen Geschichte sehr berüchtigt. Er war der Sohn des ermordeten Jaropolk. In den gräßlichen Bruderkriegen trug endlich Jaroßlaw, ein Sohn Wladimirs, der fürstlicher Statthalter in Nowgorod war, den Sieg über alle andern davon, und machte sich zum Alleinherrscher von ganz Rußland. Wladimir starb 1015, nachdem er 35 Jahre regiert hatte. Sein Leichnam wurde in der Zehendkirche zu Kiew beigesetzt.

Eine, in ihren Folgen höchst wichtige Begebenheit trug sich unterdessen in Nowgorod zu.

Rurick und Wladimir hatten viele Skandinavier mit in's Land gebracht, und viele waren auch so gekommen, weil sie in Rußland gute Aufnahme fanden, indem der Fürst seine Leibwache immer aus ihnen bildete. Diese gewaltigen Haudegen waren aber nicht gekommen, um zu gehorchen, sondern vielmehr um zu befehlen. Der Fürst machte sie auch zu den ersten Beamten im Staate, sie bildeten den hohen Rath, und der Herrscher mußte so gar seine Macht und eroberte Beute mit ihnen theilen. Ohne ihre Einwilligung schloß der Fürst nicht einmal Frieden mit den Griechen und andern Völkern.

Lange hatten die geborenen Nowgoroder mit Neid und Verdruß auf sie gesehen, und ihnen Rache geschworen. Endlich im Jahr 1018, wie der Chronist erzählt, rotteten sich die Nowgoroder in Massen zusammen und erschlugen fast die ganze Leibwache Jarosslaw's, die der Uebermacht erliegen mußte.

Das war grade zu der Zeit, als der Brudermörder Swiätopolk, der sich des großfürstlichen Thrones bemächtigt hatte, von Kiew aus im Begriffe war, gegen Nowgorod zu ziehen, um auch noch Jarosslaw aus dem Wege zu räumen. Dieser hatte zwar noch keine Gewißheit hiervon, aber er ahnte es wohl. Um so schmerzlicher mußte ihm der Verlust seiner Leibwache sein, auf deren Treue und Tapferkeit er sich verlassen konnte. Außer sich vor Zorn und Wuth, beschloß er ihren Tod zu rächen. Er lud alle Großen, die den Aufstand geleitet hatten, freundlich zu sich in seine Burg ein, um sie zu bewirthen. Sie gingen in die Falle; er ließ sie alle ermorden. Kaum war das geschehen, so erhielt er Kunde von der Absicht jenes Bösewichts. Was sollte er jetzt anfangen? die Nowgororder waren empört über den Meuchelmord an ihren Mitbürgern. Doch die Analen der Republiken, sagt Karamsin, zeigen uns gewöhnlich die kräftige Wirkung menschlicher Leiden-

schaften, Ausbrüche des Edelmuthes und nicht selten den rührenden Triumph der Tugend mitten unter Empörungen und Verwirrungen, die einer Volksherrschaft eigenthümlich sind. Jarosslaw wollte entfliehen über's Meer zu den Skandinaviern; aber das Volk, entrüstet über den dreifachen Brudermord Swiätopolk's, eilte ihm nach und sprach: „Du hast unsere Brüder zwar getödtet, aber wir verzeihen dir und sind alle bereit, mit dir zu ziehen gegen den Brudermörder. Hast du kein Geld, nimm alles was wir haben!" und damit zerhieben sie das Fahrzeug, auf dem er entfliehen wollte. An der Spitze eines starken Heeres, zog nun Jarosslaw seinem schändlichen Bruder entgegen, schlug ihn und zog siegreich in Kiew ein, wo er so große Kriegssteuer erhob, daß jeder aus seinem Heere einige Pfund Silbers erhielt. Swiätopolk war zu seinem Schwiegervater Boloslaw, dem Könige von Ungarn geflohen. Dieser setzte ihn wieder auf den Thron von Kiew; erndtete aber den abscheulichsten Undank dafür; denn Bösewichter kennen keine Dankbarkeit. Jarosslaw vertrieb ihn zum zweitenmale aus Kiew, und diesmal kam der Schändliche auf der Flucht um. Jetzt machte sich der Sieger zum Alleinherrscher von ganz Rußland. Zuerst vernichtete er die Macht der Petschenegen, dieser gefährlichen Feinde Rußlands, und darauf begann er sich groß als Staatsmann zu zeigen. Er erhob Kiew zu einem solchen Glanze, daß man es das zweite Konstantinopel nannte. Er gründete auch viele neue Städte, und für das Aufblühen der Cultur that er außerordentlich viel. Selbst übersetzte er mehrere theologische Schriften in's Slawonische. Er verstand, wie der Annalist sagt, fünf oder sechs Sprachen. Den Nowgorordern aber gab er aus Dankbarkeit seinen siebenzehnjährigen Sohn zum Statthalter und verlieh ihnen die ausgedehntesten Freiheiten (1026), in Folge deren diese Republik immer mächtiger wurde, und sich 6 Jahrhunderte hindurch in ganz Europa berühmt gemacht. Nowgorod hatte zwar bis zu seinem Untergange (1478) einen fürstlichen Statthalter, der aber ohne Einwilligung des Senats und des Volkes nichts beschließen durfte. So groß Jarosslaw auch als Gesetzgeber und Staatsmann war, so beging er doch auch denselben Fehler, den sein Vater und Großvater begangen hatten, denn auch er theilte das Reich unter seine fünf Söhne. Issjässlaw, der ältere, erhielt den großfürstlichen Thron von Kiew, die andern sollten unter

ihm stehen nach Lehnsrecht. Kurz vor seinem Tode ermahnte er alle andern, dem ältern zu gehorchen und in Eintracht mit ihm zu leben. Jarosslaw starb 1054, nachdem er 35 Jahre als Großfürst regiert hatte. Sein Leichnam wurde in einen marmornen Sarg gelegt und in der Hauptkirche zu Kiew beigesetzt. Nach seinem Tode geht Rußland mit raschen Schritten der tiefsten Erniedrigung entgegen. Bruderkriege brechen aus, die das Land drei Jahrhunderte hindurch verheeren, zweimal wird der Großfürst Issjässlaw durch seine Verwandten vom Thron gestürzt und vom Könige von Polen wieder darauf erhoben. Rußland wankt in seinen Grundfesten, und geht während dreier Jahrhunderte hindurch seiner Auflösung entgegen; denn seine Einheit wird sogar in der Idee vernichtet, indem schon Andreas, Fürst von Susdal, es wagte, sich den großfürstlichen Titel zu geben.

Dieser Fürst hatte seine Residenz in Wladimir, während Issjässlaw III. (starb 1157) ohnmächtig auf dem Thron zu Kiew saß. Auf diese Weise wurde es den Mongolen leicht, in das uneinige, durch Bruderkriege verheerte und ermattete Reich einzubrechen, und ganz Rußland mit einem schmählichen Tribut zu belegen. Nur allein der Freistaat Nowgorod empfand nichts von diesem Elend. Er war durch innere Einigkeit und seinen Handel so reich, so blühend und mächtig geworden, daß selbst die Mongolen, nachdem sie alle russischen Hauptstädte in Asche gelegt hatten, es nicht wagten, ihn anzugreifen. Daher zahlte er den Mongolen auch viele Jahre keinen Tribut, bis der Großfürst Alexander Newßkij ihn dazu veranlaßte, indem dieser dadurch den Zorn des habsüchtigen Mongolenchans zu beschwichtigen und dessen Gnade für das ganze übrige unterjochte Rußland desto leichter zu erlangen hoffte. So mußte der Besieger der deutschen Ritter an der Newa jetzt, als Großfürst von Rußland, seinen Nacken unter das verhaßte Mongolenjoch beugen! Wir werden in einem besondern Capitel von der Mongolen-Herrschaft in Rußland erzählen. Nowgorod's Verfassung wurde auf folgende Weise gehandhabt.

Es hatte einen Namestnik, einen Prinzen von Geblüt, der Statthalter des Großfürsten und Oberbefehlshaber des freistaatlichen Heeres war; ferner einen Posadnik oder, wie es scheint, auch mehrere zu gleicher Zeit, die in ihrem Amte

ungefähr das waren, was die Consule bei den Römern waren, oder auch, was die Bürgermeister in den deutschen freien Städten sind; ferner einen Tausendmann oder Volkstribunen, der die Handlungen des Statthalters und der Posadniks zu überwachen hatte. Vielleicht stand er auch im Kriege an der Spitze von tausend Mann, oder sein Amt im Staate dehnte sich über so viel Mann aus, daher sein Name. Aus den Grundbesitzern erster Classe wurden die Bojaren erwählt, eine Würde, mit der man in andern russischen Staaten den höchsten Adel bezeichnete; denen folgten im Ansehen die Kaufleute und ihnen das Volk. Diese Republik war Anfangs nur wie ein Leibgedinge des Großfürsten und wie ein Staat im Staate zu betrachten; bei dem Verfall des großfürstlichen Ansehens aber entwickelte sie immer mehr und mehr ihre republikanische Form, und ihre Verfassung war am Ende rein demokratisch. Sie blieb zwar in einem gewissen Verhältnisse zum Großfürsten; aber es trennten sich die beiden hohen Staatswürden: Nowgorod hatte in der Person des Fürsten den fürstlichen Statthalter, in der der Posadniks aber die Oberhäupter der Republik. Dieser Freistaat hatte auch eine Art von Geschworenengericht, wie Karamsin sagt; denn in den Jarosslawschen Gesetzen steht geschrieben, daß der Ankläger bei jedem Gerichtshandel mit dem Beklagten zur Untersuchung von 12 Bürgern erscheine, Geschwornen, die jeden Rechtshandel nach ihrem Gewissen erwogen.

Nowgorod verdankte seine Unabhängigkeit, seine Macht und seinen Handel, mit dem es sich so unermeßliche Reichthümer erworben, nur dem Freibrief Jarosslaw's, auf den es sich auch immer berief, wenn irgend ein Großfürst seine Rechte antasten wollte. Das schmähliche Joch, das die Mongolen den Russen auferlegt hatten, war für Nowgorod sehr günstig, denn da es davon verschont blieb und es später durch reiche Geschenke — anders nannte es den Tribut nicht, den es gab — sich mit den Chanen abfand, so fehlte auch den russischen Großfürsten die Macht, seine Unabhängigkeit anzutasten; allein eben dieses Joch war es doch auch, das dem Freistaate den Untergang bereitete. Denn die fremden Zwingherren konnten nicht eher aus dem Lande vertrieben werden, als bis Rußland sich einigte und kräftigte und alle seine Fürstenthümer wieder unter Ein Szepter gebracht worden waren. Vergebens trach-

teten fast alle Großfürsten während zweier Jahrhunderte hindurch, dieses Werk zu Stande zu bringen. Endlich gelang es dem Fürsten von Moskau, Johann Wassiljewitsch, mit dem Beinamen Górdij; er brach die Macht der Mongolen, vernichtete aber auch 1478 diesen Freistaat, aus dem er darauf, wie die Annalisten erzählen, dreihundert Wagen mit Gold, Silber und andere Kostbarkeiten nach Moskau führen ließ. Seit dem sank Nowgorod immer tiefer und tiefer von seiner stolzen Höhe herab, und ist heutzutage eine unbedeutende Gouvernementsstadt mit 15000 Einwohnern.

Nun wollen wir den Leser wieder zu dem guten Braunschweiger führen. Nachdem ich zwei Stunden in Nowgorod umher kutschirt war, und die meisten historisch merkwürdigen Plätze und Gebäude in Augenschein genommen hatte, kehrte ich zu meinem Reisegefährten in die Herberge zurück. Er lag noch auf derselben Bank.

Nun, haben Sie ausgeruht? fragte ich ihn. So ziemlich! sagte er. So lassen Sie zu essen geben, was hier zu haben ist, darauf wollen wir weiter gehen, bemerkte ich. Während des Essens machte er mir nochmals Vorstellungen, mich zu bewegen, in Nowgorod über Nacht zu bleiben, denn er sprach wieder von den 25 Werst, die in einer Tour gemacht werden müßten und von dem Sumpf auf der einen, und dem Canal auf der andern Seite dieses Weges; allein es half Alles nichts, ich konnte mich nicht entschließen, hier zu nächtigen.

Nun, wenn's einmal sein muß, ist's Zeit, daß wir uns auf den Weg machen, sagte er. Und so brachen wir auf. Fünfzehn Werst wurden schnellen Schritts zurückgelegt; aber jetzt drang die ungeheure Müdigkeit mit Gewalt auf uns ein, kein Obdach war zu sehen; die Erde war naß vom Thaue, die Luft wehete feucht von Sumpf und Canal uns an. Ich weiß mich keiner Nacht zu erinnern, selbst aus den Nächten keine, als ich einmal auf der Nordsee einen viermal vierundzwanzig Stunden dauernden Sturm aushalten mußte, die mir so lang und schrecklich vorkam, als eben diese, die ich auf dem Wege von Nowgorod bis zu jener Kreisstadt zubrachte. Der Braunschweiger sah mich zuweilen mit einem erzwungenen Lächeln an. Ich bot meine letzten Kräfte auf, ihm meine ungeheure Müdigkeit und Ungeduld zu verbergen. Es wurden noch ein

paar Werst zurückgelegt, und jetzt sah ich, daß er eine finstre Miene machte, die mich mit Recht beschuldigte, daß ich allein schuld an diesen fast unerträglichen Strappazen sei, die er doch aushalten mußte. Es schien mir, als ob sein schweres Felleisen ihn niederdrücke. Sie sind wohl recht müde, Herr Georg, sagte ich, unser langes Schweigen unterbrechend. „O ja!" versetzte er, „ich bin wohl recht müde! aber verstellen Sie sich nur so viel Sie können.... ich sehe doch, daß Sie nicht minder müde sind. Ja, ja, mein Herr! wenn wir uns die Cholera recht bald in den Magen schaffen wollen, müssen wir recht oft solche Nächte durchmarschiren! Es weht uns ja eine allerliebste kühle Luft von beiden Seiten an! auf der Erde ist's, wie Sie wohl empfinden, hübsch weich und zart zu gehen. Wenn man müde ist, muß man sich setzen oder legen. Aber wo sollen wir das thun? etwa auf der weichen Erde oder in dem betauten Schilf? Da könnte uns ein Schläfchen wohl recht erquicken! Haben Sie Lust dazu? die Nacht ist noch lang und bis zu jener Kreisstadt ist's noch weit! Noch 8 Werst.... freilich, eine Kleinigkeit für einen Mann, der 60 bis 70 Werst täglich zu machen im Stande ist!"

„Herr Georg, ich bin für meinen Eigensinn hinlänglich bestraft! nur Sie thun mir von Herzen leid, daß Sie sich meiner Hartnäckigkeit halber, dieser ungeheuren Beschwerde unterworfen haben. Es ist die langweiligste und schrecklichste Nacht meines Lebens! ich vergehe vor Müdigkeit und Ungeduld! Noch 8 Werst.... eine jede scheint mir jetzt lang wie die Ewigkeit, und doch ist es unmöglich, daß wir in dieser moorastigen Gegend ausruhen könnten," rief ich aus.

Nun, nun! sagte der Braunschweiger, gedulden Sie sich noch ein wenig, wir kommen bald an ein neues Haus, das, wie mir scheint, der Vollendung bald nahe sein muß, man baute daran, als ich vor einigen Monaten hierdurch reiste, da können wir doch besser ausruhen, als auf der feuchten Erde oder in dem bethauten Schilf. Es muß Ihnen abscheulich schaurig sein in dem feinen Frack?!

Wir konnten Beide fast nicht mehr gehen, als wir an das Haus kamen, das schon Fenster und Dielen hatte; wir legten uns nieder. Ich war für meinen Eigensinn hinlänglich bestraft. Ein heftiges Frösteln an allen meinen Gliedern schien die Annäherung eines bösartigen Fiebers zu verkünden. Ich

konnte keine halbe Stunde hier aushalten. Wir machten uns wieder auf den Weg. Endlich wurde uns das Städtchen sichtbar. Wir erschracken nicht wenig, als wir auf der Brücke den Schlagbaum, der ziemlich in der Stadt war, mit Soldaten besetzt sahen. Der Braunschweiger erkundigte sich, was dies zu bedeuten habe. Hier muß Alles, was aus Moskau und der dortigen Gegend kommt, Quarantaine halten, war der Bescheid. Ich erinnerte mich sogleich der Worte jenes gescheidten Colonisten. Wir kamen an den Schlagbaum, und wurden zu unserer großen Freude über die Grenze gelassen. Gleich hinter demselben sahen wir das Schild eines Traiteurs, auf dem gemalt war: ein Billard, eine Theemaschine (Samowar, Selbstkocher), Bauern, die Thee trinken, Kellner, die sie bedienen, Tische mit Tassen und Backwerk, und ein Fisch auf einem Teller, in der Lage, wie er im Wasser schwimmt. — Hier kehrten wir ein; denn es war mir viel zu weit, nach dem Posthause zu gehen, obgleich es ziemlich in der Nähe war, und erhielten Kaffee und ein genießbares Fastenessen, das auf mein Verlangen mit reinem Baumöl zubereitet wurde. Ich aß ein wenig, dann legte ich mich nieder. Der Braunschweiger aber verfügte sich in die Küche, wo er mit den Köchen plauderte, und die Fischpasteten, deren beständig gebacken wurden, in Augenschein nahm. Der Bursche schien mir gar nicht so müde zu sein, als ich es mir vorgestellt hatte. Nach einer Weile kam er wieder herein, stellte sich vor mich und sagte: „Wir haben eine abscheuliche Nacht verlebt, und zwar durch Ihren Eigensinn; allein ich bin Ihnen doch großen Dank dafür schuldig . . . . .“

Ich sah ihn schweigend an, seine Worte schienen mir von einem ironischen Lächeln begleitet zu sein.

In allem Ernst! fuhr er fort, ich bin Ihnen großen Dank für Ihren Eigensinn schuldig! . . . . es wird mir nämlich versichert, daß man mit jeder Minute den Befehl erwarte, auch alle Kommende aus St. Petersburg der Quarantaine zu unterwerfen. Wären wir diese Nacht nicht durchmaschirt, so hätte uns das Loos treffen können. Ich aber habe keinen Groschen Geld, folglich hätte ich in dem Quarantainenhause halb verhungern können! Nun das hätte ich doch nicht geduldet, sagte ich. Das nächtliche Maschiren hatte keine schlimme Folge für meine Gesundheit, denn nach fünf Stunden Ruhe fühlte ich mich wieder recht wohl.

Ich reiste noch einige Tage in Gesellschaft dieses Mannes und habe in dieser Zeit mehr russisch von ihm gelernt, als in St. Petersburg in einem ganzen Jahre. Diese erlernten Wörter kamen mir späterhin sehr zu Nutzen.

Die Bauern in den Dörfern sowohl, als auch die, welche uns auf der Landstraße begegneten, mögen wohl Betrachtungen zwischen uns beiden angestellt haben. Ich mit dem neumodischen Fracke, dem Seidenhut, und dem Pfefferröhrchen machte einen gewaltigen Abstecher gegen meinen armen Freund, der einen groben schäbigen Oberrock, ein Felleisen, eine Mütze, die jenem entsprachen und einen derben Knotenstock trug.

Wie ganz anders, als in dieser Zeit, mochte wohl die Hauptstraße Rußlands einige Tage vor und nach einer Krönung ausgesehen haben! (Seit Errichtung der Eisenbahn ist es auch ziemlich öder auf diese einst so lebendigen Straße.) Keine Diligencen noch ein anderes Fuhrwerk dieser Art kamen mir mehrere Tage lang vor Augen, außer einigen alten Kibitken; die Posthäuser waren fast beständig leer, es wollte sich keine Fahrgelegenheit für mich finden; ich habe mich aber auch wenig darum bekümmert, denn ich hatte, ungeachtet jener schrecklichen Nacht, Geschmack am Maschiren gefunden. Da die Posthäuser an dieser Hauptstraße, in welchen es nach deutscher Weise zu essen und zu trinken gab, die einzigen in ihrer Art waren, und da mir der Braunschweiger so lieb geworden war, beschloß ich, nicht über Smolensk, sondern über Moskau nach Kiew zu reisen, ungeachtet dies ein Umweg von vielleicht dreißig Meilen ist. Ein guter Geist hat mich zu diesem Entschlusse gebracht!

Eines Tages, als ich und mein armer Freund in einem Posthause zu Mittag speiste, sagte er zu mir: „Ich müßte allzu unverschämt sein, wenn ich Ihnen nicht bemerken würde, daß es Ihnen doch zu theuer zu stehen kommen möchte, wenn Sie mich auf diese Art bis Moskau frei halten wollten. Freilich kenne ich weder Ihre Casse, noch die Mittel, dieselbe, wenn sie leer ist, wieder zu füllen; allein wie mich dünkt, müssen Sie doch gerade keinen Geldüberfluß besitzen. Sie haben noch eine große Reise vor sich. Was würden Sie anfangen, wenn Ihre Casse leer würde? Unser Einer schlägt sich auf einem hundert Meilen weiten Wege ohne einen Groschen durch — Sie dagegen scheinen zu solchen Haudegen

nicht zu gehören. Vielleicht ist allein das Geld vermögend, sich mancher Widerwärtigkeiten zu überheben, die Ihnen noch bevorstehen könnten. Möge Sie Gott dafür behüten! Ich habe einen russischen Magen und danke dem Himmel, wenn er mir nur Fastenessen gibt! Wie gesagt: ich müßte allzu unverschämt sein, wenn ich noch einmal mit Ihnen in ein Posthaus einkehrte."

Jetzt betrachtete ich im Geiste meine Casse, stellte mir Alles, was der Mann sagte, lebhaft vor, und ich muß gestehen, ich fühlte mich nicht ganz wohl dabei. Nun so lassen Sie sich in den Herbergen jedesmal Fastenessen auf meine Rechnung geben! Dies wird meine Casse wohl noch ertragen, sagte ich.

Auch dieses Anerbieten ist nichts weniger als großmüthig, antwortete er, ich will es annehmen; doch nur unter der Bedingung, daß Sie mir auf Ehre versichern, Sie seien vollkommen im Stande dazu. Ich gab ihm diese Versicherung. Am andern Tage nahm ich wieder meine Einkehr in einem Posthause; mein armer Gefährte aber in einem Bauernwirthshause, das sich in der Nähe befand.

Das Essen wollte mir gar nicht schmecken, mir ward wehmüthig zu Muthe; denn ich hatte mich seit den paar Tagen so sehr an diesen Mann gewöhnt, daß es mir war, als könne ich gar nicht essen und reisen ohne ihn. Seine immerwährend heitere Laune, seine Höflichkeit gegen mich, sein in der That feiner Witz, seine Erzählungen aus dem letzten Feldzuge, den er als Braunschweiger Jäger mitgemacht hatte, und endlich sein ausgezeichneter Appetit, wodurch er auch den meinigen desto besser beförderte: dies Alles machte mir den Mann interessant und lieb. Nach dem Essen ging ich zu ihm in das Bauernwirthshaus, er war gerade mit einer großen Schüssel Erbsen beschäftigt; ein Krug mit Hanföl stand vor ihm, den er aber nicht anrührte. Sie haben ja doch keinen russischen Magen, sagte ich, auf das Fastenöl deutend.

Obgleich der russische Bauer, antwortete er, in der Regel seine Fastenspeisen in purem Wasser kocht — dieselben also weder gesalzen noch geschmalzen sind, so kann ich solche Speisen doch dann nur mit Hanföl essen, wenn es recht frisch ist. Frisches Hanföl ist aber beim gemeinen Russen gewöhn-

lich das, was wir Ringeltauben nennen. — Das Oel ist mir zu fett und zu stark von Geruch. Ich würze das Essen reichlich mit Salz. —

Es kam nun bald die Zeit, daß ich nicht nur allein essen, sondern auch allein reisen sollte. Als ich eines Nachmittags nach gepflogener Ruhe mich, wie gewöhnlich, zum Marschiren anschickte, sagte er: „Ihre Gesellschaft war mir die angenehmste, die ich auf allen meinen Reisen genossen habe; allein der berühmte Läufer des Kurfürsten von Trier oder der ewige Jude mag mit Ihnen reisen! ich vermag es nicht mehr. Bisher wollte ich Ihnen meine Schwäche nicht zeigen; jetzt aber muß ich Ihnen gestehen, daß ich mich fühle, wie ein Geräderter sich fühlen mag, ehe er den eigentlichen Todesstreich empfängt, — das ist genug gesagt. Wir haben täglich 60 bis 65 Werst zurückgelegt; nun aber ist die Zeit gekommen, daß ich Gott danke, wenn ich deren 25 bis 30 zurücklegen kann!"

Ich will Ihnen dies gern glauben, Herr Georg, sagte ich, würde ich Ihren warmen Rock und Ihr Felleisen tragen müssen, und Sie, leicht wie ich, daher gingen, so würde ich auch vielleicht in dieselbe Klage ausbrechen. So lieb und werth Sie mir nun auch geworden sind, und so sehr ich es wünschte, daß Sie mit mir bis nach Moskau reisen möchten, so ist es mir doch unmöglich, mich mit 30 Werst täglich zu begnügen; Sie wissen, ich habe Ursache, so schnell als möglich nach Kiew zu eilen.

Ich fühle dies recht gut, erwiederte er, und will Ihnen keine Vorstellungen machen, Sie etwa zu bewegen, noch ferner mit mir zu reisen; denn solche Vorstellungen würde ich Ihnen meines eigenen Vortheils halber machen, wenigstens würde es doch so scheinen, und das sei fern von mir! Ich verehre Sie so hoch, daß ich mich um keinen Preis zu einer so niedrigen Handlung herabsetzen möchte. Reisen Sie recht glücklich! Ich werde für Sie beten, daß der Herr Sie mit seiner Gnade begleiten möge. Sie werden, so lange mein dankbares Herz schlägt, freundlich darin leben! Wenn Gott die Wünsche meines Herzens erhört, werden Sie ewig glücklich sein. Das ist gegenwärtig Alles, womit Ihnen der arme Tuchmacher seine Dankbarkeit beweisen kann.

Sie sind mir gar keinen Dank schuldig, Herr Georg, sagte ich, sondern Sie haben meinerseits auf Dankbarkeit zu rechnen; sollte sich aber Jemand früher oder später für eine Gefälligkeit, die ich ihm erwiesen, mir zum Danke verpflichtet halten, so wünschte ich keinen schönern Lohn, als eben solchen.

Ich sah ihn an, seine Lippen bebten und sein feuchtes Auge rührte auch mich bis zu Thränen. Der Drang nach Kiew war aber zu gewaltig in mir, als daß ich mich hätte entschließen können, meine Reise in 30 Werst täglich zu theilen. —

Wie mir so mancher Umstand auf dieser Reise merkwürdig bleiben wird, so wird es auch der bleiben, daß mir ein unbekanntes Etwas, die fernere Gesellschaft dieses Mannes gegen meinen Willen nicht nur gleichgiltig machte, sondern mich auch plötzlich antrieb, ihn, der mir noch vor einer Stunde unentbehrlich auf meiner Reise zu sein schien, sobald als möglich zu verlassen. Sonderbar ist es, daß mir der Mann gerade in dem Augenblick gleichgiltig wurde, als er mir versicherte, seine Kräfte erlaubten es nicht, ferner mit mir zu reisen, da es die höchste Zeit war, wenn ich einer abscheulichen Schmach überhoben sein sollte. Ich hatte in Moskau einen wirklichen Freund, bei dem ich zu wohnen beschloß, als mir der Gedanke in den Sinn kam, nicht über Smolensk nach Kiew zu gehen. Der Braunschweiger, dem das Haus meines Freundes, den ich in St. Petersburg kennen gelernt, bekannt war, versprach mich zu besuchen, im Fall ich bei seiner Ankunft in Moskau noch da wäre. Er hielt Wort. So trinken Sie noch eine Flasche auf unser baldiges frohes Wiedersehn!... sagte ich, darauf schieden wir auseinander.

Ich mochte zwei Werst schnellen Schrittes zurückgelegt haben, als mehrere Kosaken mir begegneten, die mich scharf ins Auge faßten. Ich ging ihnen langsamen, aber sichern Schrittes vorüber, es schien, als ob sie mich anreden wollten; allein sie thaten es zu meiner größten Freude nicht.

Kaum waren sie aus meinen Augen verschwunden, als ich einen Mann, der quer übers Feld, wahrscheinlich aus einem Dorfe kam, auf mich zueilen sah. Zu mir herangekommen fragte er mich etwas auf russisch, das ich aber nicht verstand. Seine Gesichtsbildung sagte mir, daß es ein Kind

aus dem Hause Israels sein müßte. Von Gestalt war er ein halber Riese, sein Bart spielte in's Röthliche und paßte zu den groben Zügen seines Gesichtes und dem bösen Blicke seines trüben Auges vollkommen, um der ganzen Gestalt ein unheimliches Ansehen zu geben. Wäre er mir in einem Walde begegnet, es hätte mir vor ihm bange werden müssen. Seine Kleidung war indeß ziemlich sauber und nach westeuropäischem Schnitte. Sie verstehen deutsch! sagte ich zu ihm, wenn Sie mich daher etwas zu fragen haben, so müssen Sie deutsch sprechen. „Ah, Sie sind ein Deutscher! dachte ich es mir doch! Im ersten Augenblicke aber," fuhr er fort, „hielt ich Sie für einen jungen russischen Edelmann, der des schönen Wetters wegen einen Spaziergang zu Fuße machen möchte." — Das hatten sich wahrscheinlich die Kosaken auch vorgestellt, dachte ich. — Als das Schicksal es bestimmte, daß ich meine besten Kleider auf dieser Reise anhaben sollte, hatte es gewiß einen Zweck dabei vor Augen und zwar nicht den allein, daß ich diese Kleider, die mir so viel Geld gekostet hatten, schneller als es sonst geschehen wäre, ruinire, sondern auch noch einen andern... Wohnen Sie in dieser Gegend? fragte mich der Rothbart weiter. Nein, sagte ich, ich wohne in St. Petersburg und bin auf einer Reise nach Moskau begriffen. „Wo ist denn Ihre Equipage?" Die habe ich vorausgeschickt, weil ich ein wenig zu Fuße gehen will, sagte ich etwas böse zu ihm. Er aber ließ sich dadurch nicht abschrecken, denn es war ein äußerst zudringlicher Mensch. Schade, meinte er, daß er eine viertel Stunde von hier an einem Edelmann noch eine Operation zu machen hätte, sonst würde er mich bis Twer begleiten, denn er müsse auch dahin. Ich wollte ihm durch kein Wort begreiflich machen, daß ich seine Begleitung durchaus nicht wünsche, und so trabte er neben mir vorwärts. Wie man hört, sagte er, muß die Cholera in St. Petersburg schrecklich wüthen?... Wie geht es wohl den Aerzten, sind sie glücklich im Heilen dieser bösen Krankheit? Das kann ich Ihnen nicht sagen, gab ich zur Antwort, denn ich hatte keine Zeit, mich darüber zu erkundigen. Da wäre wohl ein glänzendes Geschäftchen zu machen, fuhr er fort, wenn man ein unfehlbares Mittel wüßte, die Cholerakranken zu heilen. Wissen Sie nicht, wie die renommirtesten Aerzte bei dieser Krankheit zu Werke gehen und

welche Mittel sich dabei als die besten bewährt haben? Darüber kann ich Ihnen gar keinen Bescheid geben, sagte ich, denn ich habe weder Cholerakranke gesehen noch habe ich etwas über die Mittel vernommen, welche die Aerzte mit gutem oder schlechtem Erfolg anwenden. — Schade! schade! brummte er sich in den Bart, wenn man doch ein unfehlbares Mittel wüßte . . . man könnte sich nicht nur aus seiner fatalen Lage heraus reißen, sondern es ließe sich dabei auch noch ein hübsches Capitälchen machen! Wie wollte ich die reichen Geizhälse zwiebeln, wenn ich ein solches Mittel wüßte und sie von mir geheilt werden wollten, wie wollte ich sie zwiebeln! meinte er. Sie wollten es zwar gern, sagte ich lachend, aber es ist dafür gesorgt, daß Sie es nicht können! — Ja, Sie haben gut schwätzen, fuhr er fort, ich habe eine schlimme Zeit verlebt, denn kein Teufel litt den ganzen Winter hindurch weder an Hühneraugen noch an Frostbeulen, und so habe ich nichts verdient. Jetzt aber in der Hitze, da gibts mosóli! (auf russisch Leichdörner) die Füße schwüllen auf und die Schmerzen stellen sich ein. Gott Lob! daß wird endlich Hitze haben! sagte er und rieb sich vergnügt die plumpen Hände. Haben Sie keine Hühneraugen? fragte er mich. Ich sah ihn böse an und wollte ihm sagen, daß, wenn ich deren hätte, ich seinen groben Händen nicht einmal meinen Stiefel, geschweige meinen Fuß anvertrauen würde; allein ich verbiß diese Worte auf der Zunge und sagte: nein, ich habe keine Hühneraugen, wünsche mir auch mein Lebtage keine, und wenn es in meiner Gewalt stünde, würde ich alle Menschen von den abscheulichen Schmerzen, die sie verursachen, auf immerdar befreien. Gott sei Lob und Dank! sagte er, daß auch Sie nur wollen — aber nicht können, sonst würde ich keinen Groschen mehr verdienen! Damit schlug er einen Fußsteig ein, der wahrscheinlich nach dem Dorfe führte, wo jener Edelmann wohnte, um dessen Füße in die Cur zu nehmen. Ich wünschte ihm alles Böse auf den Weg, weil er den Menschen die abscheulichsten Schmerzen von der Welt wünschte, damit er nur brav Geld verdiene. Da ich aber gegen keinen Menschen lange einen Groll haben kann, so versöhnte ich mich im Geiste gleich wieder mit ihm, indem ich mir das bunte Spiel des Lebens, wobei der Aufgang des Einen, den Untergang des Andern erheischt, zum Gegenstande

der Betrachtung machte, und so fand ich es denn ganz natürlich, daß nicht allein die Hühneraugen-Operateurs und Zahnärzte, sondern auch die Todtengräber um ihr täglich Brod bitten, ja, daß auf der skandinavischen Halbinsel, wo es viele für Seefahrer gefährliche Stellen gibt, allda jährlich Schiffe scheitern, was den Bewohnern dieser Gegenden Nutzen bringt, die Leute sogar täglich in der Kirche den lieben Gott bitten, ihren Strand zu segnen.

VII.

Die Mongolen und ihre Herrschaft in Rußland.

Eines Nachmittags kam ich in Twer an. Nachdem ich ein wenig ausgeruht hatte, ging ich die Stadt, welche etwa 74 Meilen von St. Petersburg und 25 Meilen von Moskau entfernt liegt und historisch merkwürdig ist, in Augenschein zu nehmen. Twer und sein Gebiet erinnert ganz besonders an die tiefste Erniedrigung, die Rußland je erlebt hat, nämlich an die Unterjochung der Russen durch die Mongolen, an das schauderhafte Wüthen dieser Barbaren und an die gräßlichen Todesurtheile, welche ihre Chane in den Zelten auf den Steppen Asiens, wohin sie die russischen Fürsten vor Gericht forderten, über diese aussprachen und an ihnen vollstrecken ließen; zugleich aber auch an die unseligen Zwistigkeiten der russischen Theilfürsten, welche doch, nach Jarosslaw's mündlicher Ermahnung und kraft seines Testamentes dem Großfürsten untergeordnet sein sollten, ihn statt dessen aber befehdeten und wenn er umgekommen war, sich theils wie Räuber, theils wie Uebermüthige und Ränkesüchtige um seinen Thron mit einander stritten. Auf diese Weise dauerten die

Bruderkriege selbst während der schmählichen Knechtschaft, wo doch Einigkeit mehr als je noth gethan hätte, ununterbrochen fort. Der schwächere der streitenden russischen Fürsten suchte den stärkern beim Chan zu verleumden und brachte es vermittelst reicher Geschenke dahin, daß dieser ihm ein Heer von Barbaren gab, um seinen Feind zu schlagen, mithin auch das eigene Vaterland zu verwüsten. Wie lehrreich ist doch die russische Geschichte für jede Nation, der es an Einheit gebricht! Und wäre ein Volk noch so mächtig, ohne solide Einheit muß es untergehen!

Die Mongolen, ein den östlichen Türken stammverwandtes Volk, durchschwärmten nach Nomadenweise die Heidenländer der jetzigen sinesischen Tatarei. Dieser wilde, in einzelnen Horden lebende Stamm nährte sich von der Jagd, der Viehzucht und vom Raube, und stand unter der Botmäßigkeit der im nördlichen Sina herrschenden niudischen Tataren. Der Chan dieses Volkes, Jesukai Bajadur, eroberte im zwölften Jahrhundert unserer Zeitrechnung einige benachbarten Gebiete und machte sich durch seine Siege furchtbar. Bei seinem frühzeitigen Tode hinterließ einen dreizehnjährigen Sohn, Namens Dämudschin, und 40000 ihm unterthänige Familien oder Lehnsleute. So erzählt Karamsin, der berühmte russische Historiograph, dessen Geschichtswerk wir bei unsern kleinen historischen Betrachtungen zum Grunde legten. Was die Abstammung der Mongolen betrifft, so hat Karamsin, wie auch mancher andere Schriftsteller sich nicht deutlich genug ausgedrückt; denn die Mongolen sind nicht bloß kein den Tataren und Türken stammverwandtes Volk, sondern sie gehören auch nicht zu der kaukasischen Raçe, zu welcher diese letztern gerechnet werden. Die Mongolen haben ein flaches Gesicht, kleine Augen und flach ausgefüllte, gegen die Nase zu ein wenig schief abwärts laufende Augenwinkel, hervorstehende Backenknochen und große abstehende Ohren, wie alle Völker, z. B. die Kalmüken, Chineser, Lappen und Japaner, die man zu dieser Menschenraçe zählt.

Die Tataren sind ein Nebenstamm des großen Hauptstammes der Turks und werden bekanntlich zur kaukasischen Menschenraçe gerechnet. Sie kommen in den chinesischen Annalen des neunten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung zuerst unter dem Namen Tata vor. Tata hieß ein Stamm

der Mongolen, der in der Tatarei wohnte, welches Land seinen Namen von ihnen erhielt und mit der Zeit auch zum Völkernamen der eigentlichen Tataren dadurch wurde, weil diese letztern die Mehrzahl der Bewohner dieses Landes ausmachten. Karpin, päpstlicher Gesandter an den Groß-Chan Oktai behauptet, der Name Tatar komme von einem Flusse her, der diesen Namen führt. Die Tataren hatten ihre ursprünglichen Wohnsitze im Osten am obern Amur, welcher Fluß in der Nähe von Nartschinsk in Sibirien entspringt, wurden aber später, im dreizehnten Jahrhundert, in die westlichern Gebirge verdrängt und von eben jenem Dämudschin unterjocht. Dieser war ein echter Mongol, wie er sich und sein Volk selbst nannte. Und seitdem kam der Name geschichtlich in Gebrauch. Da die meisten seiner Familien oder Lehnsleute aus eben jenen ihm unterworfenen Tataren bestanden, und da er sie auf allen seinen Eroberungszügen vorausschickte, wo sie die Schrecken seiner Annäherung verbreiteten, so wurden sie auch von andern Völkern nicht nur mit diesem Namen benannt, sondern auch, ihrer wahren Abstammung zuwider, mit ihren Unterjochern für gleichbedeutend gehalten. Daß die Mongolen und Türkenstämme schon im zehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung neben einander wohnten, wie oben gesagt, mag auch mit dazu beigetragen haben.

Wie ein schlichter Hirte wurde der Knabe Dämudschin erzogen; aber das ewige unerforschliche Geschick der Völker hatte beschlossen, daß er, ein zweiter Alexander, Reiche umstürzen und gründen sollte: es war der berühmte Dschingis-Chan, der fast ganz China eroberte und später das ganze civilisirte Europa in Schrecken setzte. Als sich mehrere seinem Vater unterworfenen Tatarenhorden von seiner Herrschaft wieder losreißen wollten, zog der junge Dämudschin 30000 Kriegsleute zusammen, rückte den Aufständigen entgegen, schlug sie und ließ die meisten ihrer Hauptanführer in siebenzig Kesseln lebendig sieden. Ein Vornehmer aus seinem Heere wollte ihn einmal mit dem Schwerte durchbohren, es mißlang und der Verwegne wurde niedergemacht. Dämudschin ließ seinen Schädel in Silber einfassen und bediente sich desselben als Trinkgeschirr. Dieser, zu einem Pokal gemachte Schädel sollte für die ganze Tatarei ein Denkmahl von Dämudschins Zorne sein.

Bald darauf trat, der Sage nach, ein Seher oder Einsiedler unter das Heer des Mongolen-Chans, der im Lager war und erklärte: „Der große Gott im Himmel hat mir offenbart, daß er Dich, Dämudschin, zum Herrn über alle Länder auf Erden gemacht hat und daß Du dieserhalben heißen sollst: Dschingis-Chan!" (d. i., König aller Könige.) Darauf nahm der junge Held diesen Namen an, der auch in der Geschichte der übliche wurde. Er verweigerte dem Groß-Chan der Tataren den fernern Tribut, schlug ihn in einer Schlacht und unterwarf sich noch mehrere Tatarenstämme. Mohamed II., Beherrscher der Türken, der einen großen Theil von Persien und der großen Bucharei inne hatte und sich einen zweiten Alexander nennen ließ, befahl die Gesandten Dschingis-Chans, die zu ihm gekommen waren, ihm die Freundschaft ihres Herrn anzubieten, zu ermorden.

Dschingis-Chan ergrimmte darob vor Zorn und verfolgte ihn mit dem Schwerte. Am Ende trieb die Verzweiflung den hochmüthigen und grausamen Mohamed auf eine kleine Insel im Kaspischen Meere, wo er vor unbefriedigter Wuth den Geist aufgab. Gegen das Jahr 1223 wollte Dschingis-Chan sich auch der Westküste des kaspischen Meeres bemächtigen und übertrug diese Eroberung zweien seiner tapfersten Heerführern. Diese brachen mit ihren Heeren durch den nördlichen Kaukasus in Rußland ein, schlugen jene historisch merkwürdige Schlacht an der Kalka mit den Russen, blieben Sieger, legten viele russische Dörfer und Städte in Asche und kehrten plötzlich wieder nach Asien zurück, freilich, um später wieder zu kommen und ihre Herrschaft unter schrecklicher Verheerung länger als zwei Jahrhunderte hindurch daselbst zu begründen.

Dschingis-Chan starb 1227. Er hatte seinen Sohn Oktai zu seinem Nachfolger erwählt. Dieser beauftragte seinen Neffen Baty, Rußland zu erobern. Im Jahre 1237 erschien der raubsüchtige und blutgierige Mongol mit einer ungeheuren Masse von Barbaren an der Wolga. Durch die dichtesten Wälder hatten sie sich einen Weg gebahnt, und waren in dem südlichen Theile des heutigen Rjäsan'schen Gebietes eingebrochen. Baty schickte ein Weib als Gesandtin zu den in diesem Gebiete regierenden Fürsten, um ihnen den Frieden unter der Bedingung anzubieten, daß sie ihm den Zehnten von allem ihrem Hab und Gut gäben. Die Fürsten wiesen das Weib mit dem

Bescheide ab, daß sie nichts gäben. Die Gesandtin begab sich jetzt mit ihren Begleitern nach Wladimir, wo der Großfürst Georg regierte, der unterdeß von den Rjäsan'schen Fürsten um Hilfe angerufen worden war. Dieser, hochmüthig auf seine Macht, beschloß die Barbaren ohne Beihilfe der andern russischen Fürsten, mit denen er in keinem guten Einverständniß lebte, zu vertreiben. Es ist eine geschichtliche Wahrheit, daß, wenn ein großes Unglück einen Staat traf, Hochdünkel und Verblendung des Regenten schuld daran war. Zwei Schlachten, welche die Mongolen gewannen, die an der Kalka und die am Sit, (1224—1237) waren entscheidend für das Schicksal Rußlands. Der Großfürst selbst war dabei umgekommen. (1237). Die Städte Rjäsan, Wladimir, Tschernigow und andere waren in Asche gelegt, nur Kiew war noch zu besiegen. Aber im Jahr 1240 erlitt auch diese Stadt dasselbe Schicksal. Wir werden am geeigneten Orte ein Bild von dem Sturm der Mongolen auf Kiew geben.

So wurde Rußland durch diese Barbaren verheert. Gleich einem allgemeinen Feuerstrome hatte sich zur selben Zeit allgemeines Mißgeschick von den östlichen Grenzen bis zu den westlichen rasch über dasselbe verbreitet; es schien, als hätten Pest, Erdbeben, Hungersnoth und alle Schrecknisse der Natur zu gleicher Zeit das Land von der Oka bis zum San verwüstet. Doch der einzige Staat G.-Nowgorod hatte sich in diesen Stürmen der Zeit nicht nur aufrecht erhalten, sondern die Blüthe seines Handels und seiner Macht erreichten grade in dieser Periode des unbeschreiblichen Unglücks, welches das übrige Rußland traf, ihren höchsten Glanz. Seine sumpfige Gegend, und sein tapferes Heer, an dessen Spitze der vom Kriegsglücke begünstigte junge Fürst Alexander Newsskij stand, schreckten Baty ab, als er gegen Nowgorod zog, um die unermeßlichen Reichthümer, die hier aufgehäuft lagen, zu rauben und die Stadt in Asche zu legen. So zog er von hier weiter und verwüstete alle andere russische Gebiete.

Ein russischer Annalist sagt: „Gleich einem grimmigen Ungeheuer verschlang Baty ganze Länder. Die tapfersten Fürsten fielen in den Schlachten, andere irrten in der Fremde umher. Mütter beweinten die vor ihren Augen von tatarischen Rossen zertretene Kinder, Jungfrauen ihre geraubte Unschuld. Viele derselben stürzten sich in das Schwert, andere in die

Fluthen der Ströme, um das Elend ihres verwüsteten Vaterlandes und ihre eigene Schmach nicht länger zu sehen. Die Frauen und Töchter der vornehmsten Bojaren wurden in die Sklaverei geführt, wo sie die niedrigsten Arbeiten der Sklavinnen verrichten mußten.“ —

Baty hatte ganz Rußland, mit Ausnahme des Freistaats Groß-Nowgorods, zinsbar gemacht, Ungarn, Croatien, Serbien, die Bulgarei längs der Donau, die Moldau und Wallachei erobert und ganz Europa zittern gemacht, als er, zum Erstaunen und zur Freude aller Fürsten des Abendlandes an die Wolga zurückkehrte. Hier nahm er den Titel eines Chans an und befestigte seine Herrschaft über Rußland, über Taurien und den Kaukasus, die Wohnsitze der Polowzer und anderer Türkenstämme und über das ganze Land zwischen dem Ausflusse des Don und der Donau. Er nahm den Titel Chan an und gab seinem siegreichen Heere den Namen: „Goldene Horde.“ Sonst aber wurde das Hoflager der Groß-Chane, ein Zelt in den Steppen Asiens so genannt, weil die Pfosten dieses Zeltes mit Goldblech beschlagen waren. Nunmehr berief der neue Chan den Großfürsten Jarosslaw II. Wsewolodowitsch, der dem hochmüthigen Georg in der Regierung gefolgt war, zu sich in's Lager. Jarosslaw mußte gehorchen. Von vielen Bojaren begleitet, reiste er dahin, während er seinen Sohn in die Tatarei zum Groß-Chan Oktai schickte, der durch großes Gepränge grade die Eroberungen von China und Rußland feierte. Baty nahm den Großfürsten mit Hochachtung auf und belehnte ihn mit dieser Würde, denn von nun an waren die Mongolen- oder Tataren-Chane die Lehnsherrn der russischen Fürsten. So beugten diese ihren Nacken unter das Joch der fremden Barbaren. Jarosslaw II. starb 1246. Die Tataren verzeichneten alle Einwohner Rußlands, vom Landmanne bis zum Bojaren, um ihnen eine Kopfsteuer aufzulegen. Juden und andere gewinnsüchtige Ausländer pachteten in der Folge diese Kopfsteuer und entrichteten das Geld im Voraus. Dadurch aber wurde der Leidenskelch der armen Russen bis zum letzten Tropfen voll. Denn diese schändlichen Pächter trieben nun die Steuer unter der größten Bedrückung des Volkes ein. Die russischen Fürsten mußten ihnen ihre Leibwache zur Bedeckung mitgeben. Wer nicht zahlen konnte, wurde von den Pächtern fortgeschleppt und in die Sklaverei

verkauft. Die Bruderkriege hatten damals schon das Land länger als ein Jahrhundert hindurch verwüstet und das ohne hin so arme Volk förmlich zu Bettlern gemacht. Wie war es daher möglich, daß die Armen den Tribut entrichten konnten? So mußten sie Sklaven der Barbaren werden.

Wie die Mongolen es in dem eroberten China machten, so machten sie es auch in Rußland; sie ließen nämlich den staatlichen Organismus bestehen; denn das Volk blieb unter der Herrschaft seiner Fürsten, und die Religion tasteten sie nicht an, im Gegentheil, sie ertheilten der russischen Geistlichkeit die ausgedehntesten Privilegien. Dies beweist ein Jarlük oder Freibrief des Chans Usbek. Er lautet, nach Karamsin, also:

„Durch des Allerhöchsten und unsterblichen Gottes Willen und Kraft, durch seine Größe und Gnade, Usbeks Befehl an alle großen, mittlere und niedere Fürsten, Feldherren, Schriftkundigen, Baskaken (tatarische Statthalter), Schreiber, durchreisende Gesandte, Falkenieren und Jäger in allen unsern Lagern und Ländern, die durch des unsterblichen Gottes Macht in unsere Gewalt stehen, und in denen unser Wort herrscht: Es thue Niemand in Rußland der Hauptkirche, den Metropoliten und seinen Leuten, den Archimandriten, Prälaten und Priestern u. s. w. ein Leid an! Ihre Städte, Gauen, Dörfer, Länder, Jagdbezirke, Bienenstöcke, Wiesen, Wälder, Weinberge, Gärten, Mühlen und Meiereien sollen frei sein von allen Abgaben und Zöllen; denn Alles dieses ist Gottes! Und diese Männer helfen uns durch Gebet und verschaffen unserem Herrn Stärke. Sie sollen daher lediglich unter der Gerichtsbarkeit des Metropoliten stehen, gemäß ihrer alten Satzungen und zufolge der Befehle früherer Chane, Unserer Vorgänger in der Horde. Der Metropolit soll ein ruhiges und stilles Leben führen, damit er mit frommem Herzen und ohne Sorgen und Kummer zu Gott für uns und unsere Kinder beten könne. Wer der Geistlichkeit Etwas abnimmt, zahlt das dreifache; wer es wagt, den russischen Glauben zu tadeln, wer Kirchen, Klöster und Kapellen verunglimpft soll des Todes sein.

Geschrieben im Hasenjahre und ersten Herbstmonate am vierten Tage nach der Abnahme des Mondes." —

Die Mongolen glaubten an Gott, den Schöpfer des Weltalls, der die Menschen nach ihren Verdiensten belohne; aber ihren Götzen, die sie sich aus Filz und Seidenzeug machten,

brachten sie Opfer, indem sie dieselben für Beschützer ihres Viehes hielten; sie beten die Sonne an, das Feuer und den Mond, den sie den großen König nannten, und beugten die Kniee, indem sie das Gesicht gen Süden richteten. Aber Berka-Chan nahm im Jahr 1270 die Mohamedanische Religion an, und sein Beispiel war für einen großen Theil der Mongolen Gesetz. Dadurch wurde das Unglück der unterjochten Rußen größer, als es bisher war; denn dieses Volk, früher wirklich tolerant, zeichnete sich nunmehr durch Feuereifer für die Göttlichkeit des Korans aus. Roman, Fürst von Rjäsan, der unvorsichtiger Weise mit Verachtung von dem Koran sprach, war das erste Opfer dieses Feuereifers.

Der Cyclus der Mongolen bestand aus 12 Jahren, von denen jedes den Namen eines Thiers hatte. Das erste Jahr hieß: Maus, das zweite: der Ochse, das dritte: der Lux und so weiter: der Hase, das Krokodil, die Schlange, das Pferd, das Schaaf, der Affe, das Huhn, der Hund, das Schwein.

Das Kaptschakaer Reich, welches Baty gründete, bereitete sich nach und nach seinen Untergang, durch Verwirrung, Verrath, und Mordthat, und einen großen politischen Fehler, von dem wir sogleich reden werden.

Mongolische Heerführer ermordeten die Chane und bemächtigten sich der Oberherrschaft; diese wurden dann wieder ermordet: Der tatarische Feldherr Chidyr erschlug Nawrus Chan und Tschanibeks Witwe, des frühern Chans Taidula und machte sich zum Groß-Chan. Bald darauf aber wurde auch er von seinem eigenen Sohne ermordet, und so ging das Morden fort, daß die russischen Fürsten manchmal nicht wußten, wer ihr eigentlicher Lehnsherr oder Tyrann war.

Baty selbst beging den größten politischen Fehler, und seine Nachfolger ahmten ihm darin nach, den Fehler nämlich, daß er die großfürstliche Würde nicht bloß bestehen ließ, sondern ihr auch die Theilfürsten, unterordnete. Es ist unbegreiflich, wie der schlaue Mongole diesen großen Fehler begehen konnte, und wie alle seine Nachfolger denselben nicht wieder gut zu machen strebten: denn eben dadurch, daß die Theilfürsten dem Großfürsten nicht untergeordnet sein wollten, und sich drei Jahrhunderte hindurch gegen ihn auflehnten, entstanden die Bruderkriege, dauerten dieselben fort, wodurch es dem äußeren Feinde leicht wurde, das uneinige, zerstückelte

Land zu unterjochen. Durch die Macht aber, welche die Chane den Großfürsten ertheilten, mußte es endlich einem dieser letztern gelingen, alle Theilfürstenthümer unter Ein Szepter zu bringen, und so die Einheit Rußlands wieder herzustellen.

Aber während der Mongolen Oberherrschaft begingen die russischen Fürsten, die größten Gräuelthaten, sie befehdeten sich beständig unter einander, jeder trachtete nach der Großfürstlichen Würde, weil sie wußten, daß der Chan denjenigen als Großfürst anerkennen würde, der ihm die meisten und kostbarsten Geschenke machen könnte; sie verläumdeten sich gegenseitig und appellirten in ihren Zwistigkeiten sogar an den Chan, der sich dann nicht selten in den grausamsten Todesurtheile gefiel, die er über die Schuldigen und Unschuldigen aussprach, und die er in der Horde, wohin er die Zänker berief, vollstrecken ließ.

Dieses mag wohl Veranlassung zu dem alten russischen Sprichworte gegeben haben: „Nahe beim Zaren, nahe beim Tod.“ Die Mongolen-Chane nannten sich Zaren. Indeß mag auch wohl die Grausamkeit Johann's des Schrecklichen, der nicht selten seine Bojaren in mitten der Fröhlichkeit bei Tafel mit seinem eisernen Stabe erschlug, dieses Sprichwort veranlaßt haben.

Die russischen Souvrains gingen mit solchem Gefühl in die Horde zu ihrem Oberhaupte, wie der Verbrecher zum Hochgericht. Denn glücklich konnte der sich preisen, dem es die Gnade des Chans gestattete, zurückzukehren und mit dem Leben davon zu kommen. Als Johann Danijlowisch, Fürst von Moskau, von dem wir bald ein Mehreres sagen werden, in die Horde reiste, vertheilte er die Erbschaft unter seine drei Söhne. „Da ich nicht weiß,“ sagt er in seinem Testamente, „was der Allerhöchste mit mir in der Horde, in die ich reise, bereitet hat, so hinterlasse ich dieses Testament u. s. w.“ — Der Großfürst Michael von Twer und seine beiden Söhne, fielen als Opfer der schändlichsten Verläumdung.

Bei den alten Russen und zwar bis ins 15. Jahrhundert hinein, gehörte die Krone immer dem Aeltesten, d. h. der Bruder folgte dem Bruder auf dem Herrscherthrone. Waren z. B. die Brüder einander bis auf den letzten gefolgt, so gehörte nach dessen Tode das Szepter nicht dem Sohne dieses letztern, sondern seinem Neffen, d. h. dem ältesten Sohne des ältesten der Brüder. Wo also Brüder waren, die Söhne

hatten, folgte immer der Neffe dem Oheim in der Regierung, nie der Sohn dem Vater. Dieses wunderliche Gesetz der Thronfolge gab aber nicht selten Anlaß zu den blutigsten Bruderkriegen.

Nach dem Tode des Großfürsten Andreas erklärten sich zwei Fürsten für seinen Nachfolger: Michail von Twer und Georg Danijlowitsch von Moskau, der erstere mit größerem Recht als der andere, denn Michail war Georg's Oheim, folglich im Geschlechte der älteste; sein Recht war unbestreitbar. Die Bojaren des Großfürstenthums eilten nach Twer, um Michail als Großfürsten von Wladimir zu bewillkommen. Georg aber protestirte dagegen, und so reisten beide Zänker zum Chan Tochta, um ihm den Streit zur Entscheidung vorzutragen; verließen aber Rußland in Uneinigkeit und Aufruhr, denn einige Fürsten hatten sich für Michail, und andere für Georg erklärt. Michail trug indeß den Sieg davon und kehrte mit dem Bestätigungsschreiben des Chans in sein Fürstenthum Twer zurück. Nun kam es zwischen den Moskowitern und Twerern zum Kriege. Da starb der Chan Tochta und sein Sohn Usbek, derselbe, der jenen Jarlük oder Freibrief kund thun ließ, folgte ihm in der Regierung. Michail mußte also wieder in die Horde reisen, um auch die Bestätigung des neuen Chans zu erhalten. Hier angekommen, behielt ihn der Chan zwei Jahre bei sich in der Horde, was schon ein schlimmes Zeichen für ihn war, und schlimme Folgen für das Land hatte. Denn die Schweden fielen unterdessen in Karelien ein und tödteten viele Russen, und die benachbarten Städte murreten über das lange Ausbleiben des Herrschers. Georg benutzte dieses Alles und brachte es sogar dahin, daß Groß-Nowgorod ihn als seinen Statthalter, der immer wie ein rein constitutioneller Fürst in diesem Freistaat zu herrschen und in Kriegszeiten den Oberbefehl über das Heer zu führen pflegte, anerkannte, obgleich dieses fürstliche und sehr einträgliche Amt, gemäß alter Sitte, dem Großfürsten selber gehörte.

Georg bestieg also den berühmten Thron der heiligen Sophie zu Groß-Nowgorod. Chan Usbek aber berief den Usurpator in die Horde. Michail trug auch diesmal den Sieg über seinem Nebenbuhler davon, noch ehe dieser in der Horde angekommen war und kehrte, von vielen Edeln aus dem mongolischen Heere begleitet, nach Twer zurück. Hier angekommen,

erklärte er den Nowgorordern den Krieg und zog gegen sie zu Felde. Doch bald versöhnte er sich mit ihnen und ward ihr Statthalter. Georg war aber bald mit einer Menge von kostbaren Geschenken in der Horde angekommen, was dem Chan so sehr gefiel, daß er ihm seine Lieblingsschwester zur Gemahlin gab, welche in der Taufe den Namen Agafia erhielt. Jetzt war der Untergang Michails beschlossen. Georg kehrte mit einem großen Mongolen-Heere, an dessen Spitze ein entschiedener Feind Michails, Namens Kawgady, stand, nach Rußland zurück und fiel in das Twerische Gebiet ein. „Sei Großfürst, wenn es der Chan haben will, nur lasse mich in Ruhe mein Erbtheil Twer beherrschen" ließ Michail ihm sagen. Allein Georg antwortete damit, daß er mehrere Städte und Dörfer dieses Gebietes verwüstete.

Da hielt Michail einen Rath. Die Bojaren wie die Geistlichkeit riethen ihm, das Schwert der Gerechtigkeit gegen Georg zu führen. An der Spitze seines Heeres traf Michail mit dem Feinde sechs Meilen vor Twer zusammen. Der Großfürst schien den Tod im Gewühl der Schlacht gegen den überlegenen Feind zu suchen, sein Helm wie sein Brustharnisch waren zerschlagen; doch er selbst blieb unversehrt und trieb den Feind in die Flucht. Georgs Gemahlin, seinen Bruder Boris und den Hauptanführer der Tataren, Kawgady, nahm er nebst vielen Andern gefangen. Die drei Hauptpersonen behandelte der Großfürst mit einer ihrem Stande gebührenden Achtung, ja, er bewirthete sie sogar wie Freunde. Diese Großmuth schien den Tatarenfeldherrn zu rühren, denn er sagte: „Wir haben dem Befehle des Chans zuwider gehandelt, der nicht gewollt, daß wir in die Twerischen Lande einfallen sollten. Der Fürst von Moskau allein ist schuld an diesem Frevel." — Großmüthig entließ Michail ihn mit reichen Geschenken für Usbek. Und dieser Schändliche wurde bald darauf der Mörder des edeln Fürsten! Nun schloß Michail mit Georg Frieden. In dem Vertrage wird dieser letztere, Großfürst genannt, weil er den Bestätigungsbrief für diese höchste Würde vom Chan mitgebracht hatte.

Unglücklicher Weise starb Georgs Gemahlin plötzlich und es ging das Gerücht, welches der Fürst von Moskau selbst verbreitet hatte, Michail habe sie vergiftet. Jener reiste mit dem Tatarenfeldherrn sogleich in die Horde zum Chan. Michail,

der auch dahin berufen wurde, zögerte mit der Abreise. Endlich machte er sich auf den Weg, begleitet von seinen zwei Söhnen und vielen Bojaren. Mehrere Widerwärtigkeiten, die ihm auf der Reise begegneten, schienen eingetreten zu sein, um ihn zur Rückreise zu bewegen. Aber vergebens bemüheten sich die Seinigen, diese Zeichen des Himmels zu beherzigen, denn sein unerbittliches Schicksal trieb ihn in die Horde. „Wir allein können die Ungläubigen nicht besiegen, der Chan fordert mich und ich willfahre seinem Befehle," sagte er und eilte seinem Verderben entgegen.

Michail traf mit dem Chan Usbek am Kaspischen Meere, am Ausfluß des Don zusammen. Er überreichte ihm und seiner Gemahlin reiche Geschenke. Einige Wochen darauf befahl der Chan den Streit zwischen den beiden Fürsten zu schlichten. Das Gericht war aus Michails persönlichen Feinden, unter denen sich auch der schändliche Kawgady befand, zusammen gesetzt. Der Prozeß erinnerte an den des Sokrates mit den Sophisten. Der unglückliche Michail ward gebunden vor Gericht geführt und allerlei Verbrechen angeklagt, zu denen auch das gerechnet wurde, daß er das Schwert gegen den Gesandten der Tataren geführt hätte. „Ich habe nur das Schwert gegen Feinde gezogen, die in mein Land eingefallen waren, um es zu verheeren," antwortete der Fürst. Dann wurde er angeklagt, die Gemahlin des nunmehrigen Großfürsten und Schwester des Chans, vergiftet zu haben u. dgl. Verläumdungen mehr. Alle Rechtfertigungsgründe verwarfen die boshaften Richter, und überlieferten den unglücklichen Fürsten der Wache, die ihn in schwere Ketten legte. Unterdessen zog Usbek auf die Jagd, begleitet von seinem ganzen Hofstaate und allen fremden Gesandten, die sich damals in der Horde befanden. Dieser Lieblingszeitvertreib der Chane dauerte in der Regel einen oder zwei Monate, und beurkundete auf eine außerordentliche Weise ihre Größe; einige hunderttausend Menschen, von denen jeder sein bestes Kleid an hatte und auf seinem besten Rosse saß, waren dabei thätig. Auf unzähligen Frachtwagen führten die Kaufleute Waaren aus Indien und Griechenland herbei. Ueberfluß und Lustbarkeit herrschte in den geräuschvollen unübersehbaren Lagern, und die öden Steppen schienen Straßen volkreicher Städte geworden zu sein. Der unglückliche Fürst Michail wurde

eingeschlossen, und mit einem schweren Klotze um den Hals belastet, auf dieser Jagd mit herum geschleppt. Des Nachts band man dem so schwer gefesselten Fürsten auch noch die Hände. Nachdem er so lange gepeinigt worden war, traten eines Tages die Henkersknechte iu sein Zelt, warfen ihn zu Boden, traten ihn mit Füßen und schnitten dem Lebendigen das Herz aus dem Leibe. Seine Kleider wie all sein Hab und Gut von geringerem Werthe gab man dem außerhalb des Zeltes harrenden Volke preis. Georg und der schändliche Kawgady standen an der Spitze ihrer Leibwache, welche die Menge Volkes in Schranken hielten.

So mußte der edle unschuldige Fürst, wie auch viele seines Geschlechts vor und nach ihm, für die Unbesonnenheiten, Thorheiten und Schlechtigkeiten seiner Vorfahren büßen.

Die russische Kirche erkannte Michail von Twer als einen Martyrer an und sprach ihn heilig. Er erlitt den Tod im Jahre 1319. Seine sterblichen Ueberreste wurden zuerst nach einer Stadt Namens Magiar, im heutigen kaukasischen Gouvernement gebracht, wo im neunten Jahrhundert die Ungarn ihre Wohnsitze hatten; später aber wurden sie in Moskau, im Kloster zum Erlöser beigesetzt, und einige Zeit nachher in der Kathedrale zu Twer begraben.

Chan Usbek war ein eifriger Verehrer des Koran und man rühmte auch sonst seine Gerechtigkeitsliebe, die er aber an dem unglücklichen Fürsten nicht bewiesen hat. Gewiß ist indeß, daß der schändliche Kawgady ihn verwirrte und nicht eher ruhete, als bis er das schreckliche Todesurtheil bestätigt hatte.

Die Mongolen, einst in den schneebedeckten Steppen der Tatarei furchtbar durch ihre Rohheit, veränderten ihren Charakter an den Ufern des schwarzen Meeres, am Don und an der Wolga, wo sie den Luxus kennen lernten, den ihnen der Handel mit dem gebildeten Europa und Asien verschaffte. Schon hatten die Gefahren der Schlacht nicht mehr den alten Reiz für sie, und desto mehr ergaben sie sich jetzt der Weichlichkeit und der rohen Schwelgerei. Bei solchen Neigungen mußte das Gold ihr vornehmster Abgott werden. Die früheren Chane und ihre Günstlinge strebten nach Ländereroberungen; Usbeks Creaturen hingegen forderten Geschenke und verkauften ihres Herrn Gunst an den Meistgebenden.

Moskaus Fürsten, welche reiche und vom Handel belebten Provinzen besaßen, in denen sie große Abgaben erheben ließen, fanden in der Horde eifrige Freunde, da sie die unersättliche Habgier und den grenzenlosen Eigennutz des Chans befriedigen konnten.

Doch gab es wohl Stunden, in denen Usbek seine Ungerechtigkeit einsehen und die Bestätigung des schauderhaften Todesurtheils bereuen mochte. Denn Dimitrij, der älteste Sohn Michails, wurde bald nach seines Vaters Tode vom Chan zum Großfürsten ernannt. Georg eilte daher wieder in die Horde, um ihm die Gunst Usbeks zu entziehen. Er traf den jungen Großfürsten hier im Zelte. Diesem war, als ob der Geist seines Vaters ihn umschwebe, und ihn zur Rache antreibe. Er stieß dem Verräther das Schwert in die Brust, daß Georg entseelt niedersank. Da dieses in der Horde vor den Augen des Chans geschah, brachten des Großfürsten Feinde es leicht dahin, daß Usbek das Todesurtheil über ihn aussprach.

Dimitrij, 27 Jahre alt, wurde nun im Zelte des Chans enthauptet. Darauf verlieh Usbek dem andern Sohne Michails, Namens Alexander, den großfürstlichen Titel. Allein noch im selben Jahre, 1327, erschien in Twer Djudens Schewkal, ein Geschwisterkind des Chans, als Gesandter mit einem zahllosen Gefolge von Tataren, welche die Einwohner beraubten und plünderten. Die unglücklichen Twerer glaubten nun desto leichter dem Gerücht, das in Umlauf war, zufolge dessen die Tataren mit der Absicht gekommen seien, alle Russen sammt ihren Fürsten zur Annahme der mohamedanischen Religion zu zwingen und Djudens Schewkal auf den großfürstlichen Thron zu setzen. Alexander glaubte selbst an dieses Gerücht. „Der Chan will mich und mein ganzes Geschlecht vertilgen," sagte er in einer feierlichen Versammlung zum Volke, „aber die Zeit der Rache ist da!" Am andern Tage (15. August 1327) zog der Großfürst an der Spitze seines Heeres den Tataren entgegen. Es entstand ein entsetzliches Blutbad. Von beiden Seiten wurde mit beispielloser Erbitterung vom Sonnenaufgang bis in die dunkle Nacht gemordet. Der Tatarenprinz flüchtete sich mit seiner Leibwache in die feste Burg des seligen Michail, aber Alexander ließ sie in Asche legen. So hatten alle Tataren, die hieher ge-

kommen, mit Ausnahme der wenigen, die sich durch die Flucht retteten, ihren Tod gefunden. Als der Chan von dieser Niederlage seines Heeres Kunde erhielt, überfiel ihn Schrecken und Sorge, denn er glaubte, ganz Rußland sei im Aufstande gegen ihn begriffen.

Listig, wie die Mongolen von jeher waren, berief Usbek den Fürsten von Moskau, Johann Dancilowitsch zu sich in die Horde und bot ihm den großfürstlichen Titel unter der Bedingung an, daß er die Twerer züchtige, und den nunmehrigen abgesetzten Alexander bewege, sich in der Horde vor Gericht zu stellen. Der Fürst von Moskau nahm diese Bedingung an, und zog an der Spitze seines eigenen Heeres, unterstützt durch 50000 Mongolen, gegen das Fürstenthum Twer. Auf dem Wege stieß auch noch Johann, ein susdalischer Fürst und treuer Diener des Chans, mit seinem Heer zu den Moskowitern und Mongolen. Twer und sein ganzes Gebiet wurde verwüstet und alle Einwohner durch Feuer und Schwert niedergemacht. Alexander war nach Pskow, der Hauptstadt des Freistaates gleichen Namens, geflüchtet, wo die Republikaner ihn freundlich empfingen und schwuren, ihn mit ihrem Leben zu schützen. Pskow war eine Republik wie Groß-Nowgorod. Nach jenem Werke der Verwüstung eilte der Großfürst mit dem jüngsten Bruder Alexanders, Namens Constantin, in die Horde. Usbek war voll der äußersten Freude. Er überhäufte Johann mit Gunstbezeugungen für diese Treue und Ergebenheit und belehnte Constantin mit dem twerischen Gebiete, dem alten Erbe seiner Ahnen. Nun verlangte aber der Chan vom Großfürsten, auch der andern Bedingung nachzukommen, nämlich den unglücklichen Alexander in die Horde zu treiben, wo er sich vor Gericht stellen sollte. Dieser aber befand sich in dem befestigten Pskow, woraus er nicht leicht zu vertreiben war, da die mächtigen Republikaner für ihn das Aeußerste zu wagen geschworen hatten. Der Großfürst drohete, den ganzen Freistaat zu verwüsten, wenn die Pskower den geächteten Fürsten nicht in die Horde jagen würden. Die Republikaner aber antworteten ihm, er möge nur kommen, und so rüsteten sie sich schon zum Kampfe. Allein Johann vermied den Krieg mit ihnen und verlangte, den ungehorsamen Alexander wenigstens auszuweisen. Aber auch dazu verstanden die Pskower sich nicht. Da geschah

etwas, das bisher in Rußland unerhört war. Auf Verlangen des Großfürsten sprach der Metropolit Feognost, ein herrschsüchtiger und habgieriger Kirchenhirt, den Bannfluch über Alexander und über alle Einwohner Pskow's aus. Das war eine Folge der klugen Politik der Chane, welche die Geistlichkeit mit so vieler Achtung behandelten und ihnen die ausgedehntesten Freiheiten verliehen, während sie mit den Fürsten und Bojaren sehr tyrannisch umgingen. Wie sich der ganze Clerus in die schmähliche Unterjochung fügte und zufrieden damit war, beweisen die Annalisten, welche in der Regel der Geistlichkeit angehörten: sie legten dem Hingerichteten oder Verfolgten Alles zur Last, indem sie ihn der Unbesonnenheit und des Ungehorsams beschuldigten. Mit wenigen Ausnahmen nannten sie den, der mit dem Plane umging, das Volk von der fremden Zwingherrschaft zu befreien und dabei unglücklich war, einen Verderbenbringenden, der das ganze Land dem Zorne eines mächtigen Tyrannen aussetze, und wer sich die Gunst des Chans zu erwerben und in den Bruderkriegen den Sieg über den Andern davon trug, nannten sie einen Wohlthäter, der das Volk vor der Rache des Tyrannen rettete. So wurde von einem habsüchtigen Klerus das Volk in dem Zustande fremder Knechtschaft erhalten. Aber auch des Bannfluches spotteten die Pskower. Doch Alexander sprach zu ihnen: „Nicht um meines Wohles wegen ruhe der Fluch auf meinen Freunden und Brüdern; deshalb verlasse ich eure Stadt und spreche euch somit von dem Eide los, mit dem ihr euer Leben für mich zu lassen gelobtet.“ Darauf reiste er nach Litthauen, wo Johann Gedimin herrschte, der ihn liebevoll aufnahm. Der Metropolit mußte damit zufrieden sein und nahm den Bannfluch von den Pskowern wieder zurück.

Obgleich nun Alexander bei dem Könige von Litthauen eine überaus freundliche Aufnahme gefunden hatte, so konnte er es in der Fremde doch nicht lange aushalten, denn er liebte sein Vaterland zu sehr. Daher beschloß er, sich auf Leben und Tod in der Horde zu stellen und reiste zum Chan. Demüthig, aber würdig, wie es dem Manne geziemt, sprach er mit Usbek über Alles, was nöthig war. Der schreckliche Chan fühlte Mitleid mit dem jungen Fürsten und sprach mit ihm sanftmüthig und herablassend. Darauf wandte er sich

zu den Großen seines Hofes und sagte mit Zufriedenheit: „Es wird dem Fürsten Alexander wegen seiner Unterwürfigkeit die Todesstrafe erlassen."

Nachdem der Chan ihn mit Beweisen seines Wohlwollens überhaüft und ihn auch wieder mit dem Fürstenthum Twer belehnt hatte, kehrte Alexander, voll der äußersten Freude in seine Hauptstadt zurück, die sich unter seiner Sorgfalt und und Thätigkeit bald wieder aus der Asche erhob. Er genoß nun eines süßen Friedens, der aber, leider, nur von allzu kurzer Dauer war.

Denn Johann, der Großfürst von Moskau, strebte mit List und Gewalt, alle russischen Fürstenthümer unter Ein Szepter zu vereinigen. Er setzte an mehreren Orten Beamten ein, welche das Volk, wie auch die Bojaren und andere Vornehmen außerordentlich drückten. Bald wurden viele lauten Klagen, namentlich im Gebiete Rostow, hörbar. Die Fürsten, in Gefahr, ihre Souvrainität zu verlieren, benutzten die Unzufriedenheit des Volkes und verbündeten sich mit einander, um der im Wachsen begriffenen Gewalt Johanns Einhalt zu thun. Alexander und selbst Johanns Schwiegersohn, der Fürst Jarosslaw, waren unter den Verbündeten. Da raffte der Großfürst eine Menge kostbarer Geschenke zusammen und eilte damit, begleitet von seinen zwei jungen Söhnen in in die Horde, wo er bei Usbek die Fürsten verschwärzte und ihre Verbindung als ein Werk bezeichnete, vermittelst dessen sie die Oberherrschaft des Chans in ganz Rußland zu vernichten trachteten. „Diese aber," sagte er, indem er seine zwei Söhne dem Chan vorstellte, „erziehe ich als deine zukünftige treue und zuverlässige Diener. Johann hatte ja dem Chan schon die sichersten Beweise seiner Unterthänigkeit und Ergebenheit dadurch gegeben, daß er die Gebiete des Fürstenthums Twer verwüstet. Der leichtgläubige in Weichlichkeit schwelgende Usbek, durch die Menge kostbarer Geschenke und die feierlichen Schwüre Johanns bethört, gerieth in Angst und Zorn über die verbündeten Fürsten. Er überhäufte den Großfürsten mit Gunstbezeugungen aller Art, und befahl den Theilfürsten, sich unverzüglich auf den Weg zur Horde zu begeben, indem er sie seines ganzen Wohlwollens versichern ließ. Johann reiste sogleich wieder nach Moskau zurück. Alexander aber zögerte mit der Abreise zur Horde,

denn seine Gemahlin, alle seine Anverwandten und das ganze Twerische Volk hatten ihn beschworen, dem Befehle des Chans nicht zu willfahren. Da kam ein zweiter Befehl Usbeks, dem konnte der junge Fürst nicht widerstehen. „Ich ziehe hin, mag mit mir geschehen, was Gottes ewiger Rathschluß beschlossen hat," sagte er und machte sich mit seinem Söhnchen Fédor und begleitet von mehreren Fürsten und vielen seiner Bojaren auf den Weg. Die Natur selbst schien ihn zu warnen, denn als er sich in seinem Schiffe befand, erhob sich ein heftiger Wind, der ihn, trotz aller Anstrengung der Ruderknechte, zurück an das heimathliche Ufer trieb. „Ich muß der Pflicht gehorchen, die des Landes Ruhe erheischt," gab er den Bojaren zur Antwort, die ihn beschworen, zurück in seine Hauptstadt zu kehren. Im Jahr 1339 kam er in der Horde an. Einen Monat darauf wurde er (am 28. Oktbr.) nebst seinem Söhnchen Fédor enthauptet und sein ganzer Körper in lauter kleine Stücke zerlegt. Auch andere aus seinem Gefolge erlitten einen schauderhaften Tod. Die verstümmelten Ueberreste des unglücklichen Fürsten und seines Sohnes wurden nach Rußland gebracht. Als sie in Wladimir ankamen, hielt der Metropolit Feognost, derselbe, der Alexander, dafür, daß er nicht in die Horde ziehen wollte, in den Bann gethan hatte, unter großem Gepränge, die Todtenmesse über sie. Von hieraus wurden die Gebeine nach Twer gebracht und in der Kathedrale daselbst neben den Leichnamen Mechails und Dimitrij's beigesetzt. So endigten die Fürsten von Twer, geliebt und beweint von allen ihren Zeitgenossen. Kein Chan hat so viel russische Herrscher hinrichten lassen, als Usbek. Im Jahre 1330 hatte er auch den Fürsten von Starodub, Fédor Michailowitsch, zu Tode martern lassen, und meinte durch solche schreckliche Wirkungen seines Zornes die Herrschaft der Mongolen in Rußland dauernd zu befestigen. Allein er ahnte nicht, daß nur die Schwäche, die Uneinigkeiten der Fürsten, ihr gegenseitiger Neid und Haß und die fortwährenden Bruderkriege es waren, die seine Herrschaft begründet und so lange erhalten hatten. Usbek hat sich übrigens ein solches Ansehen unter seinem Volke zu geben gewußt, daß dieses sich, seinem Namen zu Ehren, „Usbeken" nannte. Als ihre Herrschaft in Rußland zu Ende ging, was hauptsächlich dadurch geschah, daß es dem Großfürsten

Johann III. gelang, alle Theilfürstenthümer zu vereinigen, zogen die Usbeken in die freie Tatarei, wo ihre Nachkommen noch heutzutage das herrschende Volk sind. Man gab diesem Stammlande der Tataren das Beiwort Freie, um es von der großen Tatarei, die von China abhängig ist, zu unterscheiden. Der Chan Usbek starb im Jahre 1343. Er war Bundesgenoß und Freund des Papstes Benedict XII., der da hoffte, ihn zur Annahme des Christenthums zu bewegen. Diesem Papste hatte Usbek auch vergönnt, den römisch-katholischen Glauben in den Ländern des schwarzen Meeres, besonders in dem der Jassen, zu verbreiten. Allein Usbek, ein eifriger Verehrer des Korans, duldete die Christen bloß aus kluger Politik. Johann Danijlowitsch, der vergebens an jenem Werke der russischen Einheit arbeitete, herrschte indeß einige Zeit in Frieden, da allen Fürsten vom Chane strenge befohlen war, dem Herrscher von Moskau zu gehorchen. Es wird von ihm erzählt, daß er überall einen Beutel voll Geld mit sich führte, um den Armen Wohlthaten zu spenden, wodurch er den Beinamen: Kalita erhielt, welches Wort Beutel, Tasche, Tornister bedeutet, aber heutzutage wenig gebräuchlich ist. Er ließ auch oft die Armen in seine Burg bescheiden, wo er sie speiste. Kurz vor seinem Tode vertauschte er den Purpurmantel mit einem Klosterkleide, denn so war der russischen Fürsten alte Sitte, und starb plötzlich als Mönch im Jahre 1340.

In der Regierung folgte ihm sein Sohn Ssemén (Simeon), der den Sieg über alle Theilfürsten, welche sich beim Chan um die Großwürde bewarben, davon trug. Simeon Johannowitsch starb sammt seinen Söhnen und seinem Bruder an der Pest, der schwarze Tod genannt, welche drei Theile der Gesammtbevölkerung von ganz Nowgorod hinweg raffte, und welche auch im Jahre 1352 in Moskau schrecklich wüthete und unter vielen tausend andern auch den hab- und herrschsüchtigen Metropoliten Feognost als Opfer verlangte. Jener Großfürst wußte mit Macht und Klugheit zu herrschen und erhielt den Beinamen Górdij (der Stolze). Hinsichtlich seines Betragens gegen den Chan hätte ihm wohl auch der Beinamen, der „Demüthige" geziemt! Für uns sind einige Worte aus seinem Testamente bemerkenswerth: „Allen Leuten, die ich gekauft oder wegen Vergehens in Leibeigenschaft

genommen habe, gebe ich die Freiheit." — Trotz seiner Macht und Weisheit, gelang es ihm nicht, das Joch der Mongolen zu brechen. Die Großfürsten, welche ihm in der Regierung folgten, waren: Johann*) Johannowitsch (1353); Demitrij III. Constantinowitsch (1359); Dimitrij IIII. Johannowitsch, mit dem Beinamen Donskij (1363), den er für einen Sieg über die Tataren am Don erhielt; Wassilij II. Dimitrijwitsch (1389); Wassilij III. Wassiliwitsch (1425) und endlich Johann III. Wassilijwitsch, der Vertreiber der Mongolen aus Rußland (1462).

Der russische Volksgeist und die russische Politik in Bezug auf jene Weissagung.

Unter seines Vaters Regierung (1453) eroberten die Oßmanen Constantinopel. In dieser Zeit soll ein frommer russischer Mönch geweissagt haben, daß ein (russischer) Constantin nach Verlauf von 400 Jahren diese alte oströmische Residenz wieder erobern und das ehrene Kreuz auf der Kirche zur heil. Sophie wieder aufpflanzen werde. Wir erinnern hier an das, was wir S. 29 und 30 darüber gesagt haben.

Daß der Sohn des Kaisers Nikolaus, Groß-Admiral der russischen Flotte, ein kühner entschlossener und mit allen Eigenschaften eines militarischen Oberbefehlshabers von der Natur ausgestatteter junger Mann, in der heil. Taufe den Namen Constantin erhalten hat, mag wohl mehr in der Berechnung jener Weissagung, als in einem bloßen Zufalle gegründet sein; denn am 29. Mai 1853 waren die 400 Jahre verstrichen, und der Kaiser, wollte er sein ganzes Volk nicht im Glauben an die Verheißung wankelmüthig machen, mußte mit der hohen Pforte in Conflickt gerathen! durch die Montenegriner, die Glaubensgenossen der Russen, scheint der Anfang hierzu gemacht worden zu sein; denn viele russischen Patrioten aus allen Classen der Gesellschaft, besonders aber die Geistlichkeit, murrten im Stillen, und mehrere derselben

*) Man gebraucht im Russischen den Namen Johann oder Joan statt Uwan, um den Großfürsten Johann von Jwan dem Schuhmacher oder Schneider zu unterscheiden.

hatten sogar die Kühnheit, ihren Unwillen öffentlich darüber auszulassen, daß der Zar nicht sofort den Glaubensbrüdern zu Hilfe eilte.

Der junge Wladika, Fürst Danijlo, verweigerte bekanntlich dem Sultan den Tribut und die Folge davon war der Krieg. Selbst das gemeine russische Volk, welches von diesem Kriege hörte, glaubte mit Zuversicht, daß der Zar die treuen von dem mächtigen Erzfeinde so hart bedrohten Glaubensbrüder nicht im Stiche lassen würde, und die täglichen Gebete, welche in allen Kirchen Rußlands zur Rettung der rechtgläubigen Brüder abgehalten wurden, ließen diese Hoffnung nicht zu Schanden werden. Daß aber der Kaiser so lange mit der thätlichen Hilfe zauderte, erregte eine außerordentliche Unzufriedenheit in vielen gebildeten Classen der russischen Gesellschaft, obgleich man recht gut wußte, daß die andern Großmächte über eine solche Hilfsleistung auch etwas zu sagen haben und gewiß sagen würden, im Fall der Zar Anstalt träfe, den sehnlichen Wunsch seines Volkes zu erfüllen. Die gräßlichen Thaten aber, welche an das Wüthen der Tataren in Rußland während zweier Jahrhunderte hindurch erinnerten, nämlich die Enthauptung eines montenegrin'schen Bischofs zu Podgoriza durch die Türken und das Morden der unschuldigen Kinder hatten in Rußland, namentlich unter der Geistlichkeit, eine unbeschreiblich reizbare Stimmung hervorgebracht, also, daß man mit Gewißheit schließen konnte, der Kaiser würde einen Handel mit der Türkei anfangen. Der Zar mußte handeln im Geiste jener Weissagung wollte er sein Volk nicht um jenen Glauben bringen, der so große Früchte für die Politik und Macht Rußlands trägt. Während dieses Streites der Türken mit den Montenegrinern, befand sich eines Tages, wie erzählt wurde, der um allgemeine Geschichte hochverdiente Archimandrit B... beim Civil-Gubernator Sch. zu Tafel. Ein hochangesehener evangelisch-lutherischer Geistlicher saß in seiner Nähe. Es war in den großen Fasten, die auch vom russischen hohen Adel in der Regel sehr strenge gehalten werden. Daher läßt es sich erklären, warum der russische Abt die Einladung zur Tafel beim Gubernator angenommen hatte. Diese beiden Personen sind indeß sehr aufgeklärte Leute, und überdieß war der Archierei, dieses Gouvernements, ein strenger Mönch, auf der Reise nach St. Petersburg, sonst hätte der Abt es vielleicht

nicht gewagt, bei Tische der weltlichen Personen zu erscheinen. Man sprach bei Tafel mit großer Entrüstung von der schmählichen Ermordung jenes montenegrin'schen Bischofs und so vieler unschuldigen Kinder. Ist denn kein Gerontij da? fragte der gelehrte Abt seinen Nachbarn und sah dabei den Gouvernator mit bedeutungsvoller Miene an. Dieser erschrak und mit ihm alle Gäste, welche die Bedeutung dieses Ausspruches fühlten.

Deutsche Leser, welche die Bedeutung dieses Satzes vielleicht weniger, als russische Zuhörer kennen, wird es interessiren, Näheres darüber zu vernehmen. Der gelehrte Abt hatte wohl jenen in der deutschen Geschichte so berühmten Ausspruch der neugekrönten deutschen Kaiser „Ist kein Dalberg da?" in Erinnerung: nur mit dem Unterschiede, daß er dabei die Feigheit der russischen Kirchenoberhirten geißelte und an die Pflicht und Kühnheit des Metropoliten Gerontij mahnte.

Derselbe war Kirchenoberhirt von Moskau und stand bei dem Fürsten Johann III. in hohem Ansehen. Er ließ diesem Herrscher, der da noch immer aus Furcht zögerte, die Tataren mit Krieg zu überziehen, obgleich sich ihm eine günstige Gelegenheit darbot, ein Sendschreiben, das er nebst noch zwei andern Mönchen abfaßte, zustellen, aus welchem wir dem Leser folgendes hier mittheilen:

„Uns liegt es ob, den Fürsten die Wahrheit zu sagen: was früher mein Mund sprach zu Dir, dem glorreichen irdischen Herrscher, darüber schreibe ich jetzt mit dem eifrigen Wunsche, deine Seele und den Staat zur Kraft zu entflammen. Als Du den weisen Rath des Metropoliten, Deiner Mutter, der rechtgläubigen Fürsten und Bojaren vernommen, als Du darauf gebetet und aus Moskau zu Deinem Heere in der Absicht zogest, den Feind des Christenthums anzugreifen, da sanken wir, Deine aufrichtigen Fürbitter Tag und Nacht vor den Altären des Allerhöchsten nieder, auf daß der Herr Dich mit Sieg krönen möge. Allein was müssen wir hören? Achmat (der Tataren-Chan) rückt heran, würgt die Christenheit, droht Dir, wie dem ganzen Vaterlande, und Du läßt ihn gewähren, bittest ihn um Frieden und sendest ihm Gesandte; der Ungläubige aber schäumt vor Zorn und verachtet Dein Flehen! . . . Herrscher, welchen Rathschlägen folgst Du! Männern, die des christlichen Namens unwürdig

sind! Und was rathen sie Dir? Die Waffen weg zu werfen und die Flucht zu ergreifen! Bedenkst Du aber auch, von welchem Ruhme und zu welcher Erniedrigung sie Deine Größe herabziehen wollen? Das heilige Vaterland preis zu geben dem Feuer und dem Schwerte, die Kirche der Zerstörung, unzähliche Menschen dem Untergange. Wessen steinernes Herz sollte nicht schon bei diesem Gedanken erweicht, welches Auge nicht in Thränen zerfließen? O, Herrscher! das Blut der Heerde schreit zum Himmel, den irdischen Fürsten anklagend. Und wohin fliehen? wo wirst Du herrschen, wenn Du die von Gott Dir verliehene Heerde vergeudest? Und machtest Du Dein Nest hoch wie die Adler, so will ich Dich dennoch von dannen herunter stürzen, spricht der Herr . . .

Doch nein! und abermals nein! wir wollen vertrauen auf den Allerhöchsten! Du Herrscher, wirst uns nicht verlassen aus Feigheit; nicht als Flüchtling wirst Du erscheinen, nicht Verräther des heiligen Vaterlandes heißen! . . . Lege die Furcht ab und sei stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke. Einer wird ihrer tausend jagen, und zwei werden zehntausend flüchtig machen nach den Worten des heiligen Mannes: Ihre Götter sind nicht wie unser Gott. Gott der Allmächtige tödtet und macht lebendig: er wird Kraft verleihen Deinen Kriegern. Der heidnische Philosoph Demokrit rechnet zu den wichtigsten fürstlichen Tugenden: Umsicht in weltlichen Dingen, Festigkeit und Muth. Eifere doch Deinen Vorfahren nach; sie hüteten nicht nur das heilige Rußland, sondern sie eroberten auch noch viele andere Länder. Igor, Swiätosslaw und Wladimir (Sohn, Enkel und Urenkel Ruriks) deren Tributpflichtigen sogar die griechischen Kaiser waren. Eifre auch ihm nach, dem, den Polowzern (ein Stamm der Tataren, der mit den Russen in beständigem Kriege war,) so furchtbaren Wladimir Monomaches (1113—1125). Dein großer preisenswerther Urgroßvater Dimitrij, schlug er nicht eben diese ungläubigen Tataren am Don? Die Gefahr verachtend, kämpfte er an der Spitze seines Heeres; er dachte nicht: ich habe Weib, Kinder und Reichthum — nimmt man mir mein Land, so siedle ich mich anderswo an, sondern er stellte sich Mamai entgegen und Gott beschützte sein Haupt am Tage der Schlacht. Willst

Du nicht etwa sagen, daß Du durch den Eid Deiner Väter verpflichtet seist, nicht die Hände zum Kampfe gegen die Unterjocher zu heben? Aber Dimitrij that dieses. Von dem gezwungenen Eide entbindet Dich der Metropolit und wir, wir alle segnen Dich wider Achmat, nicht wider den tatarischen Fürsten, sondern wider den Räuber und Gottlosen. Besser ist es zu lügen und das Reich zu retten, als wahrhaft zu sein und es in's Verderben zu stürzen. Nach welchen heiligen Gesetzen aber bist Du als Rechtgläubiger verpflichtet, diesen ruchlosen Tyrannen zu achten, der gewaltsam unsere Väter um ihres Kleinmuths willen unterjochte und zu herrschen begann, obgleich er weder Fürst noch fürstlichen Stammes ist? Das war die Folge des himmlischen Zornes; aber Gott ist ein seine rechten Kinder liebender Vater: er straft und begnadigt. Vor Alters ertränkte er den Pharao im Meere und rettete Israel. Auch Dein Volk wird er, o, Herrscher! erretten und auch Dich, wenn Du durch Reue Dein Herz reinigst — denn Du bist Mensch und sündhaft! Des Herrschers Reue ist das aufrichtige Gelübde: Wahrheit zu beobachten, in den Gerichten; das Volk zu lieben, keine Gewaltthätigkeit zu üben und Gnade zu erweisen auch den Schuldigen . . . So wird Gott Dich, o Herrscher, aufrichten für uns, gleich wie vor Alters Moses, Josua und Andere, die Israel befreit haben; auch das neue Israel, der Russen heiliges Land, wird durch Dich befreit werden von dem gottlosen Achmat, dem neuen Pharao: denn die Engel werden herniedersteigen vom Himmel zu Deiner Hilfe; der Herr wird Dir senden von Zion den Stab der Kraft und Du wirst die Heiden besiegen und sie werden stürzen und untergehen. So spricht der Herr zu seinem Gesalbten, dem Cores: den ich bei seiner rechten Hand ergreife, daß ich die Heiden vor ihm unterwerfen und den Königen das Schwert abgürten, aufdaß vor ihm die Thüren geöffnet werden und die Thore nicht verschlossen bleiben. Ich will vor Dir hergehen und die Höcker ebnen machen; ich will die ehrenen Thüren zerschlagen und die eisernen Riegel zerbrechen. Der Allerhöchste schenke Dir eine ruhmvolle Herrschaft und den Söhnen Deiner Söhne von Glied zu Glied in Ewigkeit.

Wir aber flehen vereint zu ihm, das die Gottlosen, die den Kampf suchenden Heiden zerstreut werden möchten von dem Blitze des Himmels und gleich hungrigen Hunden die Erde lecken mit ihren Zungen. Wir werden uns freuen, werden jubeln bei der Nachricht von Deinem Heldenmuthe und des von Gott Dir verliehenen Sohnes Iwan's. Schon habt Ihr beide die Ungläubigen geschlagen; vergiß aber nicht der Worte des Evangelisten: „Wer verharret bis ans Ende, der wird selig.“ Endlich bitte ich Dich, o Herrscher! meinen schwachen Verstand nicht zu tadeln; denn es steht geschrieben: „Gieb dem Weisen Rath, so wird er wahrhaft weise werden.“ Dem sei also. Der Segen unserer Demuth ruhe auf Dir, auf Deinen Söhnen, auf allen Bojaren und Heerführern und auf dem ganzen rechtgläubigen Heere. Amen.“ —

Das Original dieses Schreibens befindet sich in der Synodal-Bibliothek zu Moskau mit Nr. 164 bezeichnet. Es wurde zu Dorogomilow im J. 1480 geschrieben und beweist, wie unpolitisch der damalige Groß-Chan Achmat war, indem er dem Geiste seiner Vorfahren so ganz zuwider handelte. Zu Usbecks Zeiten that der russische Metropolit den unglücklichen Fürsten Alexander in den Bann, weil er sich nicht vor das schändliche Gericht in der Horde stellen wollte, und in diesem Sendschreiben wird der Chan, der den Geistlichen nicht so hold war, einen Würger der Christenheit, einen Räuber, Gottlosen, ruchlosen Tyrannen u. s. w. genannt.

Johann III. hatte Achmat den bisher üblichen Tribut verweigert und seine Gesandten ermorden lassen, weshalb der Chan, um des Sieges desto gewisser zu sein, ein Bündniß mit Casimir, dem Könige von Polen und Litthauen gegen Rußland knüpfte. Johann aber verhinderte das Zusammentreffen der beiden feindlichen Heere. Die Tataren hatten sich am Fluße Ugra (im heutigen Gouvernement Kaluga) gelagert, die Russen standen diesseits des Flusses und vereitelten mit ihren Feuergewehren, dem Feinde noch etwas Neues und Furchtbares, den Uebergang. Achmat zog sich einige tausend Schritt vom Ufer zurück und wartete auf den Frost, daß der ihm eine Brücke baue. Unterdessen verlangte er demüthige Unterwerfung, und als Johann davon nichts wissen wollte, drohete er mit einer furchtbaren Rache, die er an ihm und dem ganzen russischen Volke ausüben würde.

Da erschrak der Fürst von Moskau und mit ihm fast alle seine Bojaren; denn ginge die Schlacht für ihn verloren, so wäre das allerschrecklichste Loos für ganz Rußland entschieden gewesen. Die meisten Bojaren, welche für ihre Reichthümer besorgt waren und den Frieden über Alles liebten, riethen ihren Fürsten, sich lieber in Demuth zu unterwerfen, als das Aeußerste zu wagen. Johann wollte dem Rathe dieser Feigherzigen, die ihre Schätze höher achteten, als die Ehre des Vaterlandes und das allgemeine Wohl des Volkes, schon Gehör geben, da erhielt er das Sendschreiben des Metropoliten.

Als er es gelesen, ward er, wie die Chronisten erzählen, von Heiterkeit, Muth und Kraft erfüllt; er dachte nicht mehr an Mittel zum Frieden, sondern nur an Mittel zum Siege und bereitete sich zur Schlacht vor. Zwei Wochen waren in Unthätigkeit vergangen. Da befahl der Chan seiner besten Reiterei durch List oder Gewalt über den Fluß zu setzen; allein die tapfersten russischen Feldherrn vereitelten es. Jetzt fing Achmat an zu rasen und zu toben und drohete alle Städte Rußlands in Aschenhaufen zu verwandeln, sobald das litthauische Heer zu dem seinigen gestoßen sein würde. Allein kein Litthauer ließ sich sehen. Endlich trat Kälte ein und der Fluß fror zu. Darauf hatte der Chan sehnsuchtsvoll gewartet. Johann gerieth jetzt in solche Angst, daß er sein Heer nach Kremnez zurückzog, wo er, im Fall der Noth, eine Schlacht zu wagen beschloß. Alle Bojaren entsetzten sich darüber und ihr Kriegsvolk wurde von solchem Schrecken befallen, daß dieses Zurückziehen eine förmliche Flucht genannt werden konnte. Der Feind wird uns in den Rücken fallen! schrieen alle und ihre Angst steigerte sich. Da geschah ein Wunder, erzählt der Annalist. Denn als die Tataren das linke Ufer der Ugra von den Russen plötzlich verlassen sahen, glaubten sie, der Feind wolle sie durch List in ein Netz ziehen, und von einer außerordentlichen Furcht ergriffen, nahm Achmat mit seinen Barbaren auch die Flucht. So flohen zwei Heere, eins vor dem andern, ohne verfolgt zu werden. Die Tataren zogen in ihre Heimath zurück; unterwegs aber verwüsteten sie noch 12 litthauische Städte aus Rache, daß Casimir's Heer nicht zu ihnen gestoßen war. Als nun Chan Achmat mit reicher Beute aus Litthauen zog, verfolgte ihn Iwak, Fürst der schibanischen oder tjume-

nischen Hordenlager, der mit den Russen gern in Frieden lebte, um die reiche Beute ihm zu entreißen. Am kleinen Donez, in der Nähe von Asow, wo Achmat überwintern wollte, wurde er von Iwak in seinem Zelte sammt seinen Frauen und Töchtern ermordet. Der schibanische Fürst kehrte darauf nach Rußland zurück und schrieb an Johann: „Deine Feinde liegen im Grabe, ich bin Dein Freund."

In diesem Schreiben nannte er sich Ibrahim, Sohn Schiban-Zars. Schibanen und Nogaien, tatarische Stämme, nomadisirten neben einander, waren aber getrennt. Die erstern führten ihren Namen von Schiban, Baty's Bruder, der zur Zeit in Sibirien sein Hordenlager hatte. Sonst nennen sich die schibanischen Tataren auch Nogaien. Die damaligen russischen Annalisten, lauter Mönche, sagen: „Nicht Johann's Klugheit, nicht seine Waffen, nicht menschliche Weisheit, sondern Gott der Allmächtige hat diesmal Rußland gerettet," und wir haben nichts gegen ihre Behauptung einzuwenden. So ward die Macht der Tataren in Rußland gebrochen und vergebens waren alle ihre Kriege, die sie in den darauf folgenden Jahrhunderten mit den Russen führten; sie wurden von diesen immer wieder zurückgeschlagen. Etwa 80 Jahre darauf eroberten die Russen, unter Iwan des Schrecklichen Regierung sogar ihre beiden Königreiche, Kasan und Astrachan, und Catharina II. machte auch dem Reiche der Krimmer oder Nogai-Tataren ein Ende. Sarai, Baty's Hauptstadt, die einst so stolze und mächtige, sank in Trümmer, und unter ihren Ruinen nisten jetzt Schlangen und Nattern. Sie stand, nach Karamsin, an dem Ufer der Achtuba, nicht weit von Astrahan, während andere behaupten, sie habe im kasanischen Gebiete gestanden. Jener seltsame Krieg ohne Blutvergießen begann aus derselben Ursache, wie der letzte Krieg der Montenegriner mit den Türken, nämlich durch die Verweigerung des Tributs, den jene der hohen Pforte zu entrichten hatten und jetzt verweigerten.

Das Wort Zar.

Achmat's Söhne führten zwar in den wolga'schen Steppen noch den Zarentitel, aber ihre Macht war durch den Tod ihres

Vaters in Rußland auf immerdar gebrochen. Wie mächtig und gefürchtet die Mongolen von Dschingis-Chan bis auf Achmat waren, haben wir gesehen, und wie sehr sie sich auf ihre Macht brüsteten, erhellt daraus, daß die meisten ihrer Chane sich den Zarentitel beilegten. So lange die russischen Souvrains ihre Lehnsleute waren, durften diese letztern den Zarentitel nicht führen. Als aber der Großfürst von Moskau sie besiegte, nannte auch er sich Zar, zum Zeichen seiner nunmehrigen höchsten Gewalt. Nach Karamsin hatten zwar schon einige russische Großfürsten vor Johann III. den Titel Zar als Ehrentitel der großfürstlichen Würde angenommen, z. B. Issjässlaw im 12., und Dimitrij Donskij im 14. Jahrhundert; allein es fehlte ihnen an Macht und Ansehen, denselben auf ihre großfürstlichen Nachkommen zu vererben. Johann III. war so stolz auf diesen Titel, daß er ihn höher achtete, als selbst den Kaisertitel. Denn in der slawonischen Bibel wird Christus Zar der Juden genannt, desgleichen auch David und Salamon. Es habe also Gott gefallen, seine Auserwählten mit diesem Titel zu beehren, während der Name Kaiser von Menschen erfunden worden sei, meinen die naiven Russen. Johann der Schreckliche war noch stolzer auf den Zarentitel, als sein Großvater, indem er gegen ausländische Gesandte oft äußerte, es existire kein höherer Titel, als der Zarentitel. Papst Gregor XIII. wollte sich aus schlauer Politik in den Streitigkeiten, welche Johann der Schreckliche mit Stephan Bathory, dem Könige von Polen hatte, zum Vermittler machen, schickte den Jesuiten Passewini zu ihm und bot ihm durch diesen unter anderm auch den Königstitel an. „Wie," sagte dieser höhnisch lächelnd, „ich bin Selbstherrscher aller Russen und mein Titel ist Zar, das ist: König aller Könige! Kaiser Maximilian, im Einverständnisse mit dem heil. Vater und dem Könige von Spanien, suchte auf die schmeichelhafteste Weise diesen Zaren zu bewegen, einen Krieg mit der Türkei anzufangen. Sein Gesandter sprach zu Johann also: „Das ganze christliche Europa wird Bündniß mit Dir schließen, um die hohe ottomanische Pforte mit einem Schlage zu Wasser und zu Lande niederzustürzen. Das ist eine That, wodurch Du Dich und Rußland auf ewig berühmt machen wirst. Wir vertreiben die Türken aus Constantinopel nach Arabien, rotten den mohamedanischen Glauben aus, segnen Thracien und Hellas auf's

neue mit dem Zeichen des Kreuzes ein — und Dein sei das ganze griechische Reich gegen Sonnenaufgang, o großer Zar! also sprechen der Kaiser, der heil. Vater und der König von Spanien." — Maximilian hatte indeß Anstand genommen, den russischen Herrscher Kaiser oder Zar von Rußland zu nennen; er nannte ihn nur Zar von Astrachan und Kasan, da beide Königreiche unter dieses Zaren Regierung von den Russen in den Jahren 1552 und 1557 erobert worden waren und ihre Herrscher den Titel Zar bisher geführt hatten.

Diese Geringschätzung mochte wohl mit beigetragen haben, daß der hochmüthige Zar in die Absichten der drei Monarchen nicht einging, und mit der Türkei keinen solchen gefährlichen Handel anfing. Im Abendlande machte man einen großen Unterschied zwischen den Titeln Zar und Kaiser. Das veranlaßte Peter den Großen, der mit dem deutschen Kaiser auf Einer Linie stehen wollte, sich auch den Kaisertitel, im Jahre 1721 beizulegen und nannte sich auf russisch: Imperátor, und den Thronfolger, der bisher Zarewitsch hieß, Zesarewitsch; auch seinen Töchtern, die den Titel „Zarewna" führten, gab er das kaiserliche Prädicat „Zesarewna." Die Kaiserin heißt Imperatriza. Seitdem führten alle russischen Herrscher und Herrscherinnen diese Namen in ihren Ukasen und Manifesten. Von der untern Classe des Volkes wird der Kaiser auch noch Zar und Gossudárj genannt. Die gebildeten Stände, wenn sie vom Kaiser sprechen, setzen dieses letztere Wort vor jenes und sagen: Gossudárj Imperátor, Gossudárünjä Imperatriza. Gossudárj heißt Landesherr und auch Herr; denn in Briefen schreibt man: milostiwüj Gossudárj; moi Gossudárj (gnädiger Herr; mein Herr). Woher aber das Wort Zar stamme, darüber haben die Gelehrten sich fast eben so viel gestritten, als über die Abkunft der Slawen. Einige leiten es von dem römischen Cäsar ab, Andere behaupten, es sei slawischen Ursprungs; allein Beides ist unrichtig, denn aller Wahrscheinlichkeit nach ist es ein altpersisches oder wenigstens ein orientalisches Wort, was uns schon der Name jenes großen Königs von Babylon Nebukadne-Zar beweist. Die Russen machten von jeher einen Unterschied zwischen Zar und Cäsar, denn dieses letztere schreiben und sprechen sie: Kessar. Das Wort Zar ist durch die slawonische Bibelübersetzung den Slawen bekannt geworden, und hat in der russischen Sprache das

Bürgerrecht erhalten. Seit dem kann es mit eben dem Recht ein russisches Wort genannt werden, wie wir die Wörter: Kaiser, Keller, Sack u. s. w. deutsche nennen. Daher müßten die Ausländer, namentlich die Deutschen, das Wort auch so schreiben, wie es die Russen schreiben. Wie würde es uns vorkommen, wenn eine andere Nation in ihren Schriften unser Wort zart so oft anführte, als wir das Zar anzuführen pflegen, und sie ihm stets noch ein c vorsetzten? Wir würden sie mit Recht der Unwissenheit beschuldigen. Verschlingen wir in unserm zart das t, so ist es dem russischen Worte Zar vollkommen ähnlich, denn sogar die Dehnung des Vocals ist bei beiden gleich. Es fällt den Westeuropäern schwer, und es ist ihnen nicht selten ganz unmöglich, ein russisches Wort richtig zu schreiben, weil in ihrem Alphabet die entsprechenden Zeichen dazu fehlen, die durch Zusammensetzungen aus mehreren Buchstaben nicht völlig ersetzt werden können, wie denn auch der Russe mit allen Zeichen seines Alphabets unser h gar nicht wiedergeben kann. Das Wort Zar aber ist keins von den Wörtern, die wir mit unsern Buchstaben nicht wiedergeben können; denn das russische z, a und r klingen ganz wie die drei Buchstaben in unserm deutschen Alphabet. Der vierte Buchstabe, den man dem Worte im Russischen noch anhängt, kann hier gar nicht in Betracht kommen, da er ein stummer ist, der das Wort weich und den Vocal etwas gedehnt macht. Das russische Alphabet hat zwei solcher stummen Buchstaben, hartes und weiches Zeichen genannt, die nie ausgesprochen werden, und die nie hinter einem Vocal, sondern nur hinter Consonanten stehen können. Da nun das russische z ganz wie das deutsche z ausgesprochen wird, so sehen wir den Grund nicht ein, warum die Deutschen noch ein c vor das z setzen. Der Russe hat eigentlich gar kein c — denn das c ist sein scharfes s, das in der Aussprache wie unser ss klingt. Wenn die Polen das Wort Zar anders schrieben, als die Russen, indem sie ihm das c vorsetzten, so beweist das gar nichts; denn weder sie noch ein anderes slawisches Volk hatten einen eigenen Zaren. Warum müssen denn die Deutschen die Fehler der Polen nachahmen?

VIII.

Moskau und viel Merkwürdiges.

Da ich mich in Twer recht umsehen wollte, ließ ich mich hier über die Wolga setzen. Dieser größte Fluß in Europa entspringt auf der Waldai-Höhe aus dem kleinen See Stersch, an den Grenzen der beiden Gouvernements Twer und Nowgorod und ergießt sich, nach einem Laufe von fast 500 Meilen in vielen Mündungen in's kaspische Meer.

An das jenseitige Ufer gekommen und einige Schritte vorwärts gethan, gewahrte ich hier eine Menge Volkes aus der untersten Schichte der Gesellschaft, welches einige Unglückliche zwischen hatten und auf das Schauderhafteste mißhandelte. Ich konnte den Unglücklichen nicht beistehen, und eilte daher augenblicklich in meinen Nachen zurück, der zum Glücke noch am Ufer hielt, und ließ mich eiligst wieder auf die andere Seite fahren. Hier erfuhr ich nun, daß drüben die Cholera schrecklich wüthete.

Ich eilte zur Stadt hinaus, ohne mich um die Ursache der Wuth des Pöbels zu erkundigen. Endlich kam ich am 11. Tage meiner Reise in Moskau an. Gnädiger Himmel! wie schlug mein Herz vor Freude und Hoffnung, als ich durch das Thor dieser Stadt eingegangen war! Hier fand ich meinen Freund, der mich liebt, wie ich geliebt sein mag. Mit Freude nahm er mich in seinem Hause auf, wo ich mich einige Wochen lang von meinen mühseligen Strappazen erholte.

Und so wären wir denn in Moskau, in der alten Zaren- und Bojaren-, in der heiligen russischen Stadt, vor der jeder rechtgläubige Christ, der Bauer, der Fuhrmann, der Kaufmann,

ja, auch wohl der Edelmann den Hut zieht und sich dreimal bekreuzt, sobald er ihrer Thürme in der Ferne ansichtig wird, was er dann wiederholt, wenn er an einem der Thore angelangt ist und in die Stadt eingeht oder einfährt. Welche geschichtliche Erinnerungen knüpfen sich an diesen Ort! Neuere Chronisten nennen Moskau das dritte Rom und behaupten, daß es nie ein viertes geben könnte. Karamsin bemerkt: Nowgorod ist die Wiege der russischen Monarchie, Kiew die Wiege des Christenthums in Rußland; aber in Moskau wurde der Glaube und das russische Vaterland gerettet.

Rurik machte Nowgorod zur russischen Residenz, Oleg aber Kiew, Andreas, die Stadt Wladimir, Georg Moskau, Peter der Große aber St. Petersburg. Rußlands Fürsten, und Kaiser hatten also fünf Residenzstädten gehabt, von denen die drei ersteren zu Gouvernementsstädten herab gesunken sind. Allerdings hatte von den Theilfürsten, da sie sich als Souvrains betrachteten, jeder seine eigene Residenz, und in sofern gab es eine Menge von Hoflagern zu gleicher Zeit, in 12 Jahrhundert über siebenzig. Der Titel, den Wassilij Wassilijewitsch (1505—1534) führte, nachdem sein Vater Johann III. alle diese Fürstenthümer unter die moskowitsche Herrschaft gebracht hatte, ist bezeichnend. Für Rußland nannte er sich in dieser Hinsicht, wie sein Vater, nur Großfürst; in Beziehung auf auswärtige Reiche aber führte er folgenden Titel. „Der großmächtige Herr Wassilij, von Gottes Gnaden Zar und Beherrscher von ganz Rußland, und Großfürst von Wladimir, Moskau, Nowgorod, Pskow, Smolensk, Twer, Jugrien, Perm, Wjätka, Bulgarien und andern; Beherrscher und Großfürst vom Nowgorod-Nisow'schen Lande, von Tschernigow und Rjäsan, von Wololezk, Rschew, Bjelsk, Rostow, Jarosslaw, Bjelosersk, Udorien, Obdorien, Kondinien, ꝛc. ꝛc. ꝛc. Lauter Fürstenthümer über die er herrschte!

Es ist zu bedauern, sagt Karamsin, daß die gleichzeitigen Annalisten den für Moskau denkwürdigen Beginn dieser Stadt zu bezeichnen unterließen, wahrscheinlich, weil sie nicht voraussehen konnten, daß ein so kleines im entfernten susdalischen Land gelegenes Städchen mit der Zeit die Hauptstadt des ausgedehntesten Reiches der Welt werden sollte. Das susdalische Fürstenthum bestand aus den heutigen Gouvernements: Jarosslaw, Kostroma, Wladimir, Moskau und einem Theile von Nowgorod, Kaluga und Twer.

Zum Glück aber weiß man doch wenigstens, daß Moskau im Jahre 1147 vorhanden war. Alles andere aber, was man sonst über die Gründung dieser Stadt sagt, ist, nach Karamsin, ganz unzuverläßig. Im Jahre 1367 wurde hier der erste fürstliche Pallast aus Stein gebaut. Es war eine alte Sitte der Russen, nicht nur alle Gebäude mit weniger Ausnahme, sondern auch sogar die Mauern der Städte aus Holz, d. h., mit quer über einander gelegten Balken zu bauen. Daher darf der Reisende, der gern alte Gebäude oder Ruinen aus der Vorzeit sehen will, nicht nach Rußland gehen; er findet deren hier nur äußerst wenige und diese wenige rühren nur aus der mittelalterlichen Zeit her. In den Dörfern wie auch in den Städten werden noch heut zu Tage die meisten Häuser aus eben solchen über einander gelegten Tannenstämme aufgeführt. Der General-Feldmarschall Graf Sacken in Kiew und der Civil- und Stellvertretende Kriegs-Gouverneur zu Charkow, wie auch viele reiche Gutsherren in ihren Dörfern bewohnten noch in jüngster Zeit, hölzerne Gebäude. Wenn von Häusern die Rede ist, bedient man sich auch immer der Beiwörter steinernen und hölzernen, was dem Ausländer, ehe er sich daran gewöhnt hat, zumal in St. Petersburg und Moskau, sehr auffallend vorkommen muß.

Von dem einst so bedeutenden, kaum bekannten Städtchen Moskau erzählt man folgendes.

Ein reicher Bojar, Namens Stephan Iwanowitsch Kutschko hatte in der ganzen Umgegend und im Städchen selbst große Besitzungen. Georg, ein regierender Fürst, den man auch als den Gründer Moskau's betrachtet, drang mit seinem Heer in die Besitzungen Kutschko's ein, ließ diesen ermorden und gab seinem Sohne Andreas, der im susdalischen Wladimir herrschte, Kutschko's bildschöne Tochter zur Gemahlin. Von nun an erhob sich das Städtchen allmählich zur Stadt, welche lange Zeit Kutschkowo hieß.

Moskau ist gegenwärtig eine Stadt, die 16000 Häuser zählt, von denen freilich die meisten nur hölzerne sind, und in denen noch immer keine volle 400000 Seelen wohnen. Die Stadt hat einen ungeheuren Umfang, fast sechs Meilen. Ohne der vielen Feuersbrünste zu gedenken, von denen Moskau schon heim gesucht wurde, erwähnen wir hier nur der zwei geschichtlich merkwürdigen Brände. Unter Johann des Schreck-

lichen Regierung (1534—1584) eroberten die Russen Kasan und Astrachan jenes 1552, dieses 1557, welche zu dem Chanate Kaptschak gehörten, das von dem Mongolen-Chan Baty gegründet wurde, wie wir bereits gesehen. Bekanntlich war der schreckliche Zar Johann fast sein ganzes Leben hindurch in dem Wahne, daß alle Großen seines Reiches ihn an Polen verrathen wollten, weßhalb er das Blut in Strömen vergoß. Nachdem er fast alle berühmten russischen Feldherren hatte hinrichten lassen und die Polen schon eine sehr bedrohliche Stellung an den Grenzen Rußlands eingenommen hatten, verlangte plötzlich Sultan Selim die Gebiete Kasan und Astrachan dem Tatarenfürsten Dewlet-Gerai einzuräumen; denn dieser hatte nichs weniger im Sinn, als das Reich Baty's, d. h., die Oberherrschaft der Tataren in Rußland wieder einzuführen. Zar Johann wollte natürlicher Weise nichts davon wissen und so kam es zum Kriege. Dewlet-Gerai brach mit 100000 Tataren in Rußland ein. Wer sollte jetzt das russische Heer anführen, da Johann seine beste Feldherrn schon ermordet hatte? Der feigherzige Tyrann selber wollte es anführen. An der Spitze seiner Strelzi oder Opritschniks, dieser berüchtigten Bande, zog er dem Chan entgegen, nahm aber eiligst die Flucht, als er das ungeheure Heer der Tataren erblickte und floh nach Rostow, wo er sich versteckte. Beim Anrücken der Feinde verließen die russischen Bauern ihre Dörfer und flüchteten in die Zarenstadt, wo eine schreckliche Verwirrung entstand. Am 24. Mai 1574 erschien der Chan mit seiner wilden Horde vor Moskau und steckte die Vorstädte in Brand, in denen die meisten jener flüchtlinge Rettung gesucht hatten. Die hölzernen Häuser loderten an zehn Stellen in Flammen auf. In einer Viertelstunde hatte das Feuermeer, getragen von einem Wirbelwinde, der dazu kam, sich unter furchtbarem Getöse von einem bis zum andern Ende der Stadt ergossen. In der schrecklichen Verwirrung hatten die Moskowiter nur noch so viel Zeit und Besinnung, um die Thore des Kremls zu schließen. Kreml ist mit Festung so ziemlich gleich bedeutend. Fast jede alte russische Statt hatte ihren Kreml. Der zu Moskau ist als eine kleine, von einer starken Mauer umgebene Stadt, die inmitten der Stadt selbst steht, zu betrachten. Wer sich in diesem letzten Zufluchtsorte der Russen befand, war gerettet,

wer sich außerhalb desselben befand, kam um. Man ließ auch Keinen mehr herein. Die Tataren wollten die Vorstädte plündern, aber Viele fanden dabei ihren Tod in den Flammen. Der Chan entsetzte sich über dieses ungeheure Gluthmeer und zog sich in aller Eile nach dem unfern gelegenen Dorfe Kolomenßkij zurück. In Zeit von drei Stunden war von ganz Moskau nichts mehr zu sehen, als ein rauchender Aschenhaufen; nur der Kreml, damals schon von einer steinernen Mauer umgeben, war verschont geblieben. Mehr als 100000 Russen ohne Weiber und Kinder waren in diesem Feuermeer umgekommen. Da der Chan in der ganzen Umgegend, aus der sich alles nach Moskau geflüchtet hatte, nichts mehr zu plündern fand, durchzog er die südlichen Provinzen, verwüstete Städte und Dörfer und schleppte die Einwohner mit sich fort in die Sklaverei. Ein Jahr darauf rückte der Chan wieder und zwar diesmal mit 120000 Mann auf Moskau los, das wieder mit hölzernen Häuser angebaut war, um es nochmals zu verwüsten. Es lebte aber noch einer der berühmtesten russischen Feldherren, der Fürst Worotünßkij, der Astrachan so lange vertheidigt hatte. Er eilte nach Moskau, stellte sich an die Spitze des Heeres und nöthigte den Chan beim Dorfe Molodij, 7 Meilen von der Zarenstadt, zu einer Schlacht, in welcher er einen vollständigen Sieg über die Tataren davon trug. Der Zar Johann, voll der äußersten Freude über diesen unerwarteten Sieg, eilte aus Nowgorod, wohin er sich geflüchtet hatte, und ließ mehrere Tage hindurch Dankgebete abhalten. Aber welcher Lohn wurde diesem berühmten Feldherrn, Fürsten Worotünßkij? Der schreckliche Zar ließ ihn, weil er ein Freund des Fürsten Kurbßkij war, der sich vor dem Zorne des wahnsinnigen Tyrannen nach Litthauen geflüchtet hatte, lebendig rösten. (1575.) Johann selber schürte mit seinem eisernen Stabe, den er beständig als Stock zu tragen pflegte, die glühenden Kohlen herbei. Der Brand im Jahr 1812, welcher vom 14. bis zum 21. September wühtete, war nicht so furchtbar als jener; doch sanken dabei 6500 Gebäude in Asche und Trümmer, und viele Menschen kamen darin um. Der materielle Schaden, den er verursachte, giebt man auf mehr als 200 Millionen Rubel B. Ass. an.

Als Napoleon in Moskau eingerückt war, harrte er am Kreml, umgeben von seiner Garde, dem Bojaren und dem

Stadtrathe, um aus ihren Händen die Schlüssel der Stadt zu empfangen; doch vergeblich, es kam Niemand. Der Adel hatte sich größtentheils nach St. Petersburg und in andern Gegenden des Reiches geflüchtet; nur die Hefe des Volkes war zurück geblieben. Mörder und allerlei Raubgesindel, deren Gefängnisse geöffnet wurden, erschienen, brannten und sengten, und noch in derselben Nacht ging die Stadt in Flammen auf. Die Geschichte dieses Brandes ist zu bekannt, als daß wir hier eine Schilderung davon zu geben für nöthig fänden. Daß die Russen aus schlauer Politik ihre Zarenstadt in Brand steckten, unterliegt keinem Zweifel mehr. Wir wollen nur noch über einige Denkmähler aus der ältern russischen Geschichte, die wir während unseres Aufenthalts hierselbst in Augenschein nahmen, einiges hier sagen. In der Mitte Moskau's, auf einer schönen Anhöhe, ragt der Kreml mit seiner 60 Fuß hohen Mauer umgeben, majestätisch empor. Seine Riesenmauer hat fünf Thore und viele hohe Thürme im mittelalterlichen Style erbaut, sein Umfang beträgt über eine Stunde Weges. Innerhalb dieser Mauer stehen prachtvolle Kirchen und Paläste, von denen der alte Zarenpalast, die Rüstkammer, die Mariä-Himmelfahrts-Kathedrale, die Michailskirche und der Palast des weiland Patriarchen Nikon mit allen ihren Schätzen, die sie enthalten, für uns die merkwürdigsten sind. Der Zarenpalast wurde von Johann III., dem Ueberwinder der Tataren im Jahre 1487 gegründet und ist ein wunderliches unregelmäßiges und im gothischen Style erbautes Gebäude. Eine große Wendeltreppe führt bis oben in die Kuppeln, welche echt vergoldet sind. In der Rüstkammer befinden sich viele kostbare historisch merkwürdige Schätze, als: die Kronen der Königreiche Kasan, Astrachan, Sibirien, Grusien (Georgien) und andere, viele Scepter, kostbare Gefäße, orientalische Pferdesättel und Schabraken mit Edelsteinen geschmückt, Thronsessel, Fahnen, Standarten und Kriegstrophäen mancherlei Art. Auch die Tragbahre, auf welcher der verwundete Schwedenkönig, Karl XII. in der Schlacht bei Poltowa commandirte, wird hier aufbewahrt. Die Mariä-Himmelfahrts-Kirche wurde auch von Johann III. zu der Zeit erbaut, als er die unermeßlichen Reichthümer des Freistaats Nowgorod, den er sich unterwarf, nach Moskau hatte führen lassen. Der Bau begann im Jahre 1475.

Majestätisch erhebt sich die echtvergoldete Kuppel mit ihrem glänzenden Kreuze. Ihr Inneres ist auf das Kostbarste ausgeschmückt und mit werthvollen Heiligenbildern fast überladen; das Bild der heiligen Mutter Gottes von Wladimir ist mit Juwelen verziert, von denen die zwei größten Brillanten allein ihre Hunderttausend werth sind. Diesem Bilde gegenüber steht der Thron des Kaisers und der Stuhl des Metropoliten, denn die Monarchen Rußlands werden in dieser Kirche gekrönt. Einige Metropoliten und mehrere andere hohe Geistlichen aus der ältern Zeit haben ihre Gräber hier in den Gewölben längs der Mauer. Die St. Michailskirche rührt aus dem 14. Jahrhundert her und wurde zwei Jahre nach dem Tode Johanns III. (1507) von einem ausländischen Architecten ganz vollendet. Die große stolze Kuppel von vier kleinern umgeben, gewährt einen imposanten Anblick: sie sind alle fünf wie die Kuppeln aller Prachtkirchen Rußlands, mit Kupfertafeln gedeckt, welche echt und reich, d. h. im Feuer vergoldet sind. Das Innere dieser Kathedrale ist ebenfalls auf das Kostbarste ausgeschmückt. Auf den Seitenwänden erblickt man die Bildnisse der alten Zaren, welche alle sehr gut getroffen sein sollen. Die sterblichen Ueberreste des heiligen Michail, Fürsten von Tschernigow, der sich vor den Götzen der Mongolen nicht beugen wollte, und sich weigerte, durch das heilige Feuer zu gehen, welches vor dem Zelte Baly's brannte, und in Folge dessen im Jahr 1246 den Märtyrertod starb, sind hier dem Volke zur Verehrung beigesetzt. Auch die Zaren bis auf Peter den Großen, der sammt seinen Nachfolgern in St. Petersburg ruht, indeß mit Ausnahme Peters II., liegen in dieser Kirche begraben. In dem Palaste des ehemaligen Patriarchen Nikon, der die liturgischen Bücher reformirte, befindet sich die alte und berühmte Synodal-Bibliothek, die dem russischen Historiographen Karamsin und andern Geschichtsschreibern so viel Stoff zu ihren Werken lieferte. Großen Werth hat das alte griechische Manuscript von den Evangelisten, welches als das älteste betrachtet wird, das existirt. Auch die Werke des heiligen Chrysostomus, Basilius und anderer Heiligen, so wie auch altslawonische Handschriften und eine alte Bibel werden hier aufbewahrt. Den Kreml umgibt in einem Halbkreise ein Stadttheil, Kitaigorod (Chinesenstand) genannt. Hier befin-

den sich unzählige Kaufläden und Buden aller Art. Welch ein lebendiges Bild des Luxus und des Handels bietet sich hier dem Auge dar! Hier steht auch auf einem schönen freien Platze das Monument, ein Meisterwerk der neuen Kunst, welches Kaiser Alexander den beiden Vaterlandsfreunden, dem Bürger Minin und dem Fürsten Poscharsskij errichten ließ. Diese beiden hochherzigen Männer sind in kolossaler Größe dargestellt, und ruhen auf einem granitnen fein polirten Fußgestelle, das mit erhabenem Bildwerk aus Bronze geschmückt ist. Sowohl diese Basreliefs als auch die zwei Hauptfiguren sind ein Meisterwerk der neuern Modelir- und Cisilirkunst. Die Inschrift lautet: „Das dankbare Rußland dem Bürger Minin und dem Fürsten Poscharsskij." Die Thaten dieser beiden Männer sind kurz folgende. In der für Rußland so verhängnißvollen Zeit des falschen Dimitrij's oder Demetrius war das russische Volk sammt dem größten Theil der Bojaren in eine außerordentliche Verwirrung gerathen, und in einer beispiellosen Schlaffheit versunken. Mit der Regierung des Zaren Boris Godunaw, der nicht von Reniks Stamm war, unzufrieden, erklärten sich viele für den falschen Demetrius, der sich für den von diesem Zaren aus dem Wege geräumten Sohn Johanns des Schrecklichen ausgab, öffneten ihm die Thore ihrer Städte und gingen zu seinem Heere über, das größtentheils aus Polen bestand. Die Andern, welche einen solchen Schritt für allzu bedenklich hielten, blieben in ihrer Gleichgültigkeit und Schlaffheit. So ward es dem Betrüger leicht, an der Spitze seines Heeres in Moskau einzurücken, wo er auch als Zar ausgerufen und gekrönt wurde. Die Polen, denen er diesen großen Erfolg zu verdanken hatte, spielten nun die Herren in der alten russischen Zarenstadt. Der Betrüger regierte indeß nur kaum ein Jahr, als er umgebracht wurde. Aber die Polen blieben Herren von Moskau. Mehrere echte Vaterlandsfreunde flüchteten in das 10 Meilen entfernte und befestigte Dreifaltigkeitskloster, das ihnen einen sichern Zufluchtsort gewährte; denn es ist einer Festung gleich, und vergeblich hatten es die Polen sechs Monate lang belagert. Ein Mönch dieses Klosters durchzog Rußland und predigte einen Kreuzzug gegen die Polen, welche schon vor Jahrhunderten die größten Feinde der Russen waren. Allein nicht überall hatten seine feurigen Reden den gehofften Er-

folg, das Volk gefiel sich in seiner Gleichgültigkeit und Schlaffheit.

Da erhoben sich jene beiden Männer, die Ehre des Vaterlandes zu retten. Sie wußten sich bald ein außerordentliches Ansehen unter dem Volke zu verschaffen. Jünglinge, Männer und Greise traten in das Heer ein, an dessen Spitze sie sich Beide gestellt hatten, Frauen und Jungfrauen brachten ihre Goldgeschmeide und legten sie auf dem Altar des Vaterlandes nieder. Diese Scene ist besonders schön in den Basreliefs jenes Monuments anschaulich gemacht. Der Vaterlandseifer fand endlich überall Nachahmung, und so gelang es den Russen, ihre Feinde wieder aus dem Lande zu vertreiben.

Nicht weit von dem schönsten und höchsten Thurme Moskau's, Johann Waliki genannt, lag die weltberühmte Glocke, tief in der Erde. Dieser Koloß wiegt über 400000 Pfund und wurde unter der Regierung der Kaiserin Anna 1734 gegossen. Diese Glocke stürzte vom Thurme, blieb liegen und sank immer tiefer in die Erde. Eine Treppe führte zu ihr hinunter, sie lag etwas schief, daß man zu ihr hinein gehen konnte. Ich machte auch einen Spaziergang unter ihrem Mantel herum, aber ich konnte es nicht lange aushalten, das Athmen wurde mir schwer. Vergebens hatte schon Kaiser Alexander befohlen, das russische Wunderwerk aus seinem Grabe zu befreien; denn diesen Koloß empor zu winden, schien lange ein Werk der Unmöglichkeit zu sein. Da befahl Kaiser Nikolaus, das Ahnenwunder von seinem Moderlager zu befreien, und die Aufgabe, so schwer sie auch war, wurde gelöst. Ein Dichter sagt darüber:

Erstanden, Heil! erstanden bist endlich Du
Vom hundertjähr'gen Erdschlaf, erhab'nes Werk
  Auf Nikolaus Ruf erstanden,
  Prangend vom schändenden Moderlager.
Erstanden bist Du, wie ich's geweissagt, als
Ein Tempel mich, Dein Riesengewölb' umfing,
  Als Deine erz'nen Wände Staunen,
  Mächtige Schauer durch's Herz mir sandten.

Seitdem ruhet diese Glocke, die größte in der Welt, auf Lagerhölzern neben der Riesenkanone außerhalb des Zeughauses im Kreml. Dieses letztere Werk, ein würdiges Neben=

stück der Glocke, wurde im 16. Jahrhundert von einem Russen gegossen.

Die zwei unglücklichen Aerzte.

Als ich zum ersten Male über die Brücke in Moskau ging, erinnerte ich mich unwillkürlich jener Gräuelscene, die hier im Jahre 1485 Statt fand. In Nowgorod, zumal seit dieser Staat die höchsten Gipfel seiner Macht erstiegen und der Stapelplatz des persischen und indischen Handels und in den hanseatischen Bund aufgenommen worden war, befanden sich hier eine Menge von Deutschen, wie bereits erwähnt, namentlich reiche Kaufleute aus Lübeck, Bremen und andern freien Städten, welche hier das Ehrenbürgerrecht hatten, und die glänzendsten Geschäfte machten, ohne daß sie die Pflichten der Unterthanen zu erfüllen hatten. So stand es ihnen z. B. frei, sich an einem Kriege mit dem Freistaate zu betheiligen oder nicht, es stand ihnen frei, in diesem Falle wie in jeder andern Zeit, nach Deutschland zurückzukehren, ohne daß ein Opfer irgend einer Art von ihnen verlangt wurde. Da der Glanz und die Unabhängigkeit dieses Staates in ihrem eigenen Interesse lag, so nahmen sie in der Regel freiwillig Antheil am Kriege. Als der Fürst von Moskau beschlossen hatte, sich Nowgorod zu unterwerfen, schickte er zuerst seine Gesandten dahin, die Alles versuchten, aufdaß die Republikaner sich ihm freiwillig und ohne Blutvergießen unterwerfen möchten, und da dieses nicht gelang, kam es zum Kriege. Die Deutschen schlossen sich nicht aus, sondern zogen mit in die Schlacht gegen den moskowitischen Despoten. Karamsin malt die Vorbereitung zum Feldzuge und auch die Schlacht selbst mit poetischen Farben, indem er sagt: Trompeten und Pauken ertönten. Die fremden Gäste naheten in feierlichem Zuge; voraus die Musikbande in rothseidenen Mänteln, paarweise hinter ihnen die in Nowgorod anwesenden Bürger der zehn freien deutschen Städte, prachtvoll gekleidet und in silbernen Becken Gold und Edelsteine tragend. Langsam bewegte sich der glänzende Zug nach der Wiädins-Stätte,*) und legte die

*) Ein Denkmahl, welches die Nowgororder ihrem Helden Wiädim errichteten, der, wie wir bereits erwähnt, den Aufstand

Becken voll Kostbarkeiten auf deren Stufen nieder. Ein Rathsherr aus Lübeck nahm das Wort und sprach zu der hier versammelten Volksmenge also: „Bürger und Edle! Die freien deutschen Männer, welche in Euren Mauern wohnen, haben gehört, daß ein mächtiger Feind diese Stadt bedroht. Geraume Zeit schon verknüpfte uns der Handel und überzeugte uns von Eurer Biederkeit und lehrt uns Euren Edelsinn schätzen. Wir Deutsche sind dankbar und helfen gern den Freunden in der Zeit der Noth. Daher bitten wir Euch, Bürger und Edle, nehmt die Gabe der gutgesinnten Herzen Eurer fremden Gäste, freundlich an, mehr um uns selbst damit zu ehren, als weil Ihr sie nöthig habt. Gebt uns auch Waffen und die Genehmigung, unter Nowgorods Fahnen mit Euch zu kämpfen, denn verachten müßte uns die große Hansa, wenn wir an Eurer Gefahr nicht den thätigsten Antheil nähmen. Wir sind hier sieben Hundert an der Zahl. Alle ziehen wir mit Euch! und bei der deutschen Treue und Ehrlichkeit sei es geschworen: mit Euch siegen oder sterben wir!" — Da erhielten sie Waffen, und weil sie eine abgesonderte Schaar bilden wollten, gab man dieser den Namen: „Schaar der Edelherzigen." Und diese Schaar bildete im Heere die dritte Abtheilung, der Rathsherr aus Lübeck stand an der Spitze. Zwei verschlungene Hände über der Flamme eines Altars waren das Zeichen ihrer Fahne, mit der Inschrift: Freundschaft und Dankbarkeit. Die Abtheilung machte mit den beiden ersten den Kern des Heeres aus. So rückten die Republikaner, unterstützt durch diese wackere Schaar, dem moskowitischen Despoten entgegen. Es kam zur Schlacht. Die Nowgororder siegten, 50 moskowitsche Bojaren nahmen sie gefangen. Aber Verrätherei gab am Ende den Moskowitern den Sieg. Ein schwer verwundeter nowgorod'scher Held entging der Gefangenschaft, und heimgekommen, erzählte er den in Nowgorod zurückgebliebenen Bürgern also: „Unsere Schaaren stürzten mit dem Schlacht-

---

leitete, um die Stadt wieder frei zu machen von dem Fürsten Rurik, der despotisch zu herrschen begann; aber von dessen scharfem Schlachschwerte getroffen, entseelt niedersank. Wir erinnern hier an das, was wir auf Seite 131 gesagt haben. Diese marmorne Bildsäule stand vor Jarosslaw's Palaste, wo die Bürger sich immer versammelten und über Krieg und Frieden und alle Angelegenheiten beriethen.

rufe: „Wer vermag etwas gegen Gott und Groß-Nowgorod?" auf den Feind. Dem furchtbaren Kampfe erbebte die ganze Ebene des Schlachtfeldes, in Strömen floß das Blut. Manche Schlacht habe ich erlebt, aber wie diese sah ich nie eine. Russen kämpften gegen Russen, beide wollten die slawische Abkunft beurkunden. — Ach, kein Kampf ist so fürchterlich als der zwischen Brüder! Ob Tausende fielen, die ersten Reihen blieben immer vollzählig. Jeder beeiferte sich, die Lücke eines Gefallenen auszufüllen, und mitleidslos schritt er über des Bruders Leichnam hinweg, um ihn wenigstens zu rächen. Einer eisernen Mauer gleich, stand Johann's Heer, gleich den Sturmeswogen des Meeres aber stürmten Nowgorod's Männer gegen dasselbe an. Für den Ruhm kämpfte Moskau, wir für Ruhm und Freiheit! Dem Feldherrn folgend, der nur immer den Fürsten von Moskau suchte, drangen wir endlich vor.

Johann war von seinen Tapfern umgeben, aber unser junger Feldherr machte sich Bahn, schwang sein großes Schlachtschwert über Johann's Haupt, und — ließ den Arm wieder sinken... Da hieb der kräftige Arm von Johann's Waffenträger dem jungen Helden auf's Haupt, daß die Helmstücke umher flogen. Noch einmal wollte er hauen, aber Johann selbst hielt den Schild über den jungen Helden. Die Gefahr, welche unsern Führer bedrohete, verdoppelte unsere Kraft — und bald brachten wir Johann's Centrum in Verwirrung, und wir riefen Sieg! Sieg! Aber in demselben Augenblicke ertönte hinter uns Johann's Name und wir sahen den moskowitschen Feldherrn, der unsern linken Flügel umgangen hatte, Dmitrij — sonst der Tapfere — jetzt der Verräther — hatte Nowgorod verrathen! Des Feldherrn Befehle zuwider, hatte er seine Schaar in einen Sumpf geführt und so dem Moskowiter Raum gegeben, uns zu umgehen. Unser junger Held flog nach dem linken Flügel, um der Betrogenen Muth wieder aufzurichten; allein nur zum Heldentode konnte seine Anwesenheit die Tapfern noch begeistern. Er kämpfte helmlos, aber jeder Nowgororder diente ihm als Schild. Mitten unter Moskaus Schaaren erblickte er den Verräther Dimitrij, er ereilte ihn und spaltete ihm den Schädel. Das war seine letzte That; er fiel von Cholmßkij's des Moskowiters Schwert. An den Ufern der Schelona schleuderte er noch sein Schwert in die Wellen und starb.

Der Erzähler, ein Held und schwer verwundet, schwieg, sein Blick ruhete nochmals auf der Wiätims-Säule und darauf schloß er das Auge auf ewig. — „Zählt die Bürger und Edeln, kaum die Hälfte kehrte zurück — die andern liegen alle um die Fahne des Vaterlands gefallen," sprach ein anderer Tapferer. „Zählt auch uns!" rief der Führer der „Edelherzigen Schaar;" von 700 Brüdern ist nicht der dritte Theil mehr übrig, die andern sanken neben dem jungen Nowgorod'schen Helden!" —

Karamsin. Marfa. Possadniza.

Johann rückte nun mit seinem Heere auf die Stadt Nowgorod los, welche die Bürger in guten Vertheidigungszustand gesetzt hatten, und belagerte sie. Hunger und Verrath lieferte auch bald die Stadt in seine Gewalt. Er zeigte sich gegen die Bürger zwar großmüthig, aber nebenbei hielt er auch ein schreckliches Blutgericht. Viele Bojaren ließ er zu Tode foltern, andere schickte er in die Verbannung, und dreihundert Fuhren beladen mit Gold und Kostbarkeiten ließ er nach Moskau führen. (1478.)

In Nowgorod lebten also schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert viele Deutsche. In Moskau aber, daß indeß erst im vierzehnten Jahrhundert eine bedeutende Stadt wurde, fingen die Ausländer erst unter Johann's, eben dieses Fürsten und seines Enkels, Johann's des Schrecklichen Regierung an, sich zu zeigen, obgleich schon Johann Kalita (1328—1340) manche, besonders deutsche Ritter in's Land zog, aufdaß sie ihm mit Rath und That beistünden in einem Kriege, den er mit den Mongolen anzufangen gedachte. Die gelehrtesten russischen Geschichtsforscher behaupten, daß auch der Stammvater des Hauses Románow, ein deutscher Ritter, zu dieser Zeit nach Rußland gekommen sei, wo ihn Johann Kalita zum Bojaren machte und mit Gunstbezeugungen überhäufte. Einer seiner Sprößlinge, Michail Fedorowitsch, kam durch die Wahl der Bojaren und des Volkes, 1613 auf den Zarenthron. Johann, der Besieger der Nowgoroder und der Mongolen berief schon viele Ausländer in's Land, Baumeister, Gelehrte und Aerzte. Jene schauderhafte Scene, deren wir oben erwähnten, fand unter seiner Regierung Statt.

Ein deutscher Arzt, Namens Anton practicirte in Moskau und war stets glücklich in seinen Curen. Das flößte einer

fürstlichen Tatarenfamilie, die in Moskau lebte und deren Vater krank war, Vertrauen ein, diesen Arzt zu Rathe zu ziehen. Anton versprach sein Möglichstes zu thun, um den kranken Fürsten wieder herzustellen, hatte aber das Unglück, daß er ihm unter den Händen starb. Auf Verlangen der Anverwandten des Verstorbenen lieferte der Großfürst Johann den Arzt in die Gewalt der schändlichen Tatarenfamilie, die den unglücklichen Mann unter der Brücke des Moskaustromes förmlich schlachten ließ.

Einem Arzte aus Venedig, Namens Leo, gewöhnlich Meister Leo genannt, ging es, fünf Jahre später (1490) nicht viel besser. Johann, ein Sohn eben jenes Großfürsten, litt an einem nagenden Schmerze, wahrscheinlich an Gicht in den Füßen. Meister Leo erbot sich, den Kranken zu heilen und bürgte mit seinem Kopfe für dessen Wiedergenesung. Der Zar ließ ihn gewähren. Der Arzt brannte dem Kranken die Füße mittelst gläserner Flaschen, die mit heißem Sand angefüllt waren und gab ihm den Saft verschiedener Kräuter zu trinken. Nach langen Leiden starb der Prinz. Johann ließ den Arzt in's Gefängniß werfen und nach sechs Wochen öffentlich hinrichten. In dieser barbarischen Handlung sah das russische Volk nur einen Act der Gerechtigkeit. Aber alle Ausländer in Moskau, namentlich die Aerzte, bekamen einen höllischen Respect vor den kranken Großen.

Eines Tages besuchte ich mit meinem Freunde das oben erwähnte Dreifaltigkeitskloster, welches das größte, reichste und berühmteste Kloster von ganz Rußland und von Außen wie eine Festung des Mittelalters anzusehen ist, denn es hat, wie der Kreml in Moskau, eine starke Mauer, von der es umgeben ist, und auf der sich mehrere Wart- oder Beobachtungsthürme erheben, und steht wie jener, inmitten der Stadt Troizkoi-Sergiew, die man sonst auch nur einen Marktflecken nennt. Weltberühmt ist das Glockenspiel, welches sich hier in der Himmelfahrtskirche befindet. Seine Klänge, ein harmonisches Donnergetöse, müssen gehört werden, um sich einen richtigen Begriff davon machen zu können, eine Beschreibung davon ist unmöglich. Prachtvoll ist die Dreieinigkeitskathedrale, deren ganzes Dach mit Kupfer gedeckt und echt vergoldet ist. In dieser Kirche ruht der Leichnam des heil. Sergiew oder Sergius, des Gründers dieses Klosters, zu

dem alljährlich Hunderttausende von rechtgläubigen Russen wallfahrten. Die Stadt Moskau, und namentlich dieses Kloster erinnert uns an die grausen Thaten Johann's des Schrecklichen. Wir werden in einem besondern Capitel einige derselben erzählen. Sergiew bewog den Großfürsten Dimitrij IIII. Johannowitsch, dem Chan Tochatmik den Krieg zu erklären, indem er ihm einen vollständigen Sieg verhieß. Die Prophezeihung ging in Erfüllung, Dimitrij schlug in einer Schlacht am Don die Tataren dergestalt auf's Haupt, daß man sich dem süßen Glauben hingeben konnte, der Ungläubigen Macht sei für jetzt und immerdar in Rußland vernichtet. Dieses Glück trat indeß, wie schon bemerkt, erst ein Jahrhundert später ein. Wenigstens aber ist Dimitrij, der für die gewonnene Schlacht den berühmten Namen „Donskoj" erhielt, wie bereits erwähnt, als der erste Besieger der Mongolen und Tataren zu betrachten. Aus Dankbarkeit überhäufte der Großfürst das Troiza*)-Kloster mit kostbaren Geschenken und vergrößerte seine Ländereien ganz außerordentlich. Damit war eigentlich der Grund gelegt zu dem ungeheuren Reichthum, den dieses Kloster einige Jahrhunderte hindurch besaß und zum Theil wohl auch noch besitzt, doch nur zum Theil, denn Katharina II. ließ die meisten Besitzungen desselben dem Staatsschatze zufließen. Das Kloster hatte 106000 Bauern und ein dieser Zahl entsprechendes Grundgebiet. Nach Sergiew's Tode (starb 1392) verwandelten die Tataren auf ihrem Verheerungszuge, der bis Moskau ging, dieses Kloster in einen Schutthaufen. Aber bald wurde es wieder neu aufgebaut und stark befestigt. Seitdem diente es Vielen zu einem sichern Zufluchtsorte gegen innere und äußere Feinde. Dem Bilde des heiligen Sergiew, das, wie alle russische Heiligenbilder auf Holz gemalt ist, schreibt man eine Wunderkraft zu, weshalb denn auch die rechtgläubigen Russen aus allen Gegenden des Reiches hierher wallfahrten. Alexei Michailowitsch und sein Sohn, Peter der Große, führten dieses Bild als Paladium in den Kriegen gegen die Schweden überall mit sich. Dieser letztere fand in dem Kloster Troiza eine sichere Zufluchtsstätte während des schrecklichen Aufstandes der Strelzi oder Strelizen. Eine Hauptscene aus-

*) Troiza heißt Dreieinigkeit.

dem furchtbaren Aufstande der Strelzi ist im Bilde dargestellt und in ganz Europa bekannt, nämlich die, wie die Mutter Peters des Großen in diesem Kloster ihren jungen Sohn auf den Stufen des Altars gegen die Rasenden schützt. „Nicht hier an geweiheter Stätte wollen wir ihn ermorden, denn er wird uns ja nicht entgehen!" sagt einer der Stralzi, und so lassen die andern ihre Schwerter fallen und sinken an den Stufen des Altars nieder. So wurde der junge Prinz Peter gerettet.

Beim Ausbruche des Krieges mit den Franzosen führte man unermeßliche Schätze, die bis dahin in Moskau aufbewahrt wurden, hieher, während man sich dabei benahm, als wären dieselben nach Nischnei-Nowgorod transportirt worden. Hätte das Napoleon gewußt, er hätte diese Kostbarkeiten im Werthe von mehreren hundert Millionen Rubel gewiß nicht unberührt gelassen.

Iwan Iwanowitsch.

Wollten wir die Menge von Klöstern und Palästen mit allen ihren Luxusgegeständen, welche die vornehmen Russen in der Umgebung Moskau's besitzen, die vielen Vergnügungsörter, an denen sich Sonn- und Feiertags das Volk belustigt, u. dgl. m. schildern, so würde dieses der Raum unseres Werkes gar nicht fassen können. Aber einen Besuch bei einem alten biedern Russen, zu dem mich mein Freund führte, kann ich nicht unterlassen, hier zu erzählen. Es war ein origineller, sehr treuherziger und dabei sehr religiöser Mann, der seine Nationalsitte treu bewahrt hatte. Er hieß Iwan Iwannowitsch und mit dem Familiennamen Nowikow. Sein Haus war für jeden gebildeten Mann stets offen; aber ganz besonders gut nahm er jeden auf, der wie er, Iwan Iwannowitsch hieß. Mein Freund war sehr vertraut mit ihm, und der Alte war immer hoch erfreut, wenn er ihn besuchte. Als wir beide zu ihm kamen, und mein Freund mich ihm vorstellte und sich dabei den Spaß machte, indem er sagte, ich hieße Iwan Iwannowitsch, war der Alte voll der äußersten Freude, zumal er ein wenig deutsch sprach und mit mir sprechen konnte. Er ließ, mir zu Ehren, ein excellentes

Mittagessen bereiten, wozu er mehrere seiner Freunde einlud; der Champagner floß dabei wie ein Strom. Als wir darauf nach Hause gingen, mußte ich ihm das Versprechen geben, ihn während meines Aufenthalts in Moskau noch recht oft zu besuchen. Das that ich denn auch noch einige Male und er freute sich dabei ganz außerordentlich. Als ich nach mehreren Jahren nach Moskau zurückkehrte, fragte ich meinen Freund, was der gute Alte mache. Er liebt mich noch immer wie früher, sagte er, und hat wohl hundertmal nach Dir gefragt. Aber mit dem „Iwan Iwanowitsch" ist es vorbei! fügte mein Freund lächelnd hinzu; doch das geht Dich nichts an, sondern nur Leuten, die seine Gastfreundschaft mißbrauchten. Würdest Du ihn diesmal nicht besuchen, es thäte ihm sehr leid, weil Du einen überaus guten Eindruck auf ihn gemacht hast, und er Dich nicht als Iwan Iwanowitsch, sondern als einen gebildeten Mann und meinen Freund empfangen wird. — Aber so erkläre Dich doch deutlich über das drollige Ding! sagte ich neugierig. Ei nun, sagte mein Freund, es kamen so viele zu ihm, die sich Iwan Iwanowitsch nannten, daß der Alte manchmal bedenklich den Kopf schüttelte, und als einmal Einer kam, der auch so hieß, dessen ganzes Thun und Wesen ihm aber gar nicht gefiel, sagte er, derb, wie er manchmal ist: „Jeder Hund*) heißt Iwan Iwanowitsch!" Und seitdem will er von allen ihm Unbe-

*) Die alten Russen rechneten auch den Hund zu den unreinsten Thieren, weshalb sie ihn auch nicht duldeten. Daher mag wohl das triviale Schimpfwort der Russen entstanden sein, nämlich Sukinsün (Hundesohn), insofern höchst abscheulich, als man damit Menschen schimpft. Dieser Schimpfname ist in Rußland so üblich, daß Iwan Golowin, der freilich kein liebenswürdiges Bild von seinen Landsleuten aufstellt, sagt, mancher Erzbischof schimpfe seine Mönche „Sukinsün!" Das haben wir nun zwar aus dem Munde eines solchen Geistlichen nie gehört, so viele wir deren auch kannten; daß aber Generale nicht selten ihre Offiziere, zumal wenn diese letztere russisch-bürgerlicher Herkunft sind, so schimpfen, haben wir mehr als einmal gehört. Im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts scheinen die Russen eine bessere Meinung von dem treuen Hausthiere erhalten zu haben, denn der Zar Wassilij Wassilijewitsch hat die ersten Hetzjagden, an denen er so viel Vergnügen fand, in Rußland anbefohlen.

kannten, die sich so nennen, nichts mehr wissen. — So Etwas kann aber auch nur in Rußland vorkommen, wo die Gastfreundschaft so groß ist, daß man sie erlebt haben muß, um sich einen Begriff davon zu machen, denn sie geht über alle Beschreibung.

Das Witsch, das man dem Taufnamen des Vaters anhängt, indem man ihm noch ein o vorsetzt, war ehedem eine hohe Würde in Rußland. Hat Jemand, wollen wir annehmen, den Taufnamen Stephan und sein Vater Karl, so nennt man ihn Stephan Karl = owitsch. Dem Taufnamen weiblichen Geschlechts hängt man statt des Witsch die Silbe owna an, z. B. Anna Michail=owna. Diese alte russische Sitte bietet uns das vorzüglichste Hilfsmittel zur Umgehung der Etiquette in der Umgangssprache, denn dieser Wohlstandsgebrauch ist im Lande des Titelwesens, in Rußland, mehr zu Hause ist, als in irgend einem Lande Westeuropa's. Steht man in Rußland mit irgend Jemandem von Range auf gutem Fuße, so überhebt uns dieses keineswegs der Formalitäten hinsichtlich des Titelwesens und man wäre, existirte das Witsch oder Owna nicht, genöthigt, diese Personen mit Ew. Hochgeboren! Hochwohlgeboren! ja sogar mit: Ew. Wohlgeboren! anzureden, oder mit: Herr Staats=Rath, Herr Collegien=Rath, Herr Titular=Rath, welche letztere Art zu reden sich im Deutschen zwar leicht, im Russischen aber nicht ohne Zwang thun läßt, und weil die erstgenannte im Russischen viel üblicher ist, als die letztere, denn Ghosspodin Statskij Sowätnik (Herr Staatsrath) klingt im Russischen sehr gezwungen. Und die andere Redensart; Wasche Wuissokródije (Ew. Hochgeboren) ist zwar die übliche, aber doch nur für das gemeine Volk und auch für die untersten Beamten, um ihre hohen Chefs anzureden; aber für einen Mann von Rang ist sie zu peinlich. Sobald aber Jemand den Generalmajors= oder Wirklichen Staatsraths=Rang erreicht hat, so muß Einer, der kleiner im Range steht, ihn mit: „Excellenz!" anreden. Das Witsch und Owna ist aber in der neuern Zeit so allgemein üblich geworden, daß selbst Bürgers= und Bauersleute es unter sich anzuwenden pflegen. Ein Diener unserer hohen Schule, ein verabschiedeter Unteroffizier, der auch auf Befehl des Directors oder Inspectors Ruthen austheilte, fand sich sehr gekränkt, wenn die Schüler ihn bloß mit seinem

Taufnamen: Iwan! und nicht mit Iwan Stephanowitsch, anredeten. Gegen alle Schüler, die ihm diese Ehre nicht anthaten, hegte er eine kleine Rache, die er ausübte, wenn einer von ihnen Ruthen erhielt, indem er dann desto tüchtiger d'rauf losschlug. Daß aber dieses Witsch in frühern Jahrhunderten eine hohe Würde war, sehen wir daraus, daß Johann der Schreckliche, zum Zeichen seiner besondern Gnade, dem Kaufmanne Stroganow das Recht ertheilte, dieses Witsch führen zu dürfen. Der furchtbare Zar witterte nämlich auch in seinem eigenen Sohne, dem Zaréwitsch Verrath und schlug ihn mit seinem eisernen Stabe auf den Kopf, daß der junge Mann zu Boden stürzte, in seinem Blute schwamm und am vierten Tage darauf starb. Dieser Todesstreich hatte für das Land jene traurigen Folgen, die wir oben bei dem falschen Demetrius gesehen haben. Denn jetzt wurde Fédor, des Zaren jüngerer Sohn, Thronfolger, der aber halb blödsinnig war und das Land unmöglich regieren konnte. Der Zar hatte zwar noch einen Sohn von seiner siebenten Frau, Namens Dimitrij, der aber noch sehr klein war. Als nun Johann starb, wurde Fédor zum Zaren gekrönt; doch Boris Godunow, sein Schwager und erster Minister regierte; der schaffte den jungen Dimitrij aus dem Wege, und wie man vermuthet, auch den Zaren Fédor selbst, denn dieser starb plötzlich und Niemand wußte, woran er gestorben war. Damit endigte das Geschlecht Nurik's in directer Linie, denn Godunów, der sich des Thrones jetzt bemächtigte, stammte von einem unbedeutenden tatarischen Fürsten ab, dessen bildschöne Tochter sich der Vater Johann's des Schrecklichen zur Gemahlin erwählt hatte. Als der grausame Zar den eisernen Stab gegen das Haupt seines Sohnes erhob, wollte Godunow, der zugegen war, den Streich abwehren und wurde dabei schwer verwundet. Dieser hatte sich seitdem nicht vor dem Zaren sehen lassen, weil er so bedeutend verletzt, darnieder lag. Aber eines Tages ging Johann selber zu ihm, und fand hier den Kaufmann Stroganow, der Kenntnisse in der Arzneikunde besaß und schon Manchen von schwerer Krankheit geheilt hatte; der verwundete Godunow war auch unter seiner Pflege. Stroganow hatte dem Kranken ein Haarseil gesetzt. In diesem Ding erblickte der schreckliche Zar ein neues prächtiges Marterwerkzeug, deren er schon so viele

ausgegrübelt und in Anwendung gebracht hatte, daß er kein neues mehr ergrübeln konnte. Sogleich wollte er die Wirkung dieses Dinges sehen, und da er seinen Schwiegervater haßte, so befahl er dem Arzt Stroganow, diesem Mann, der völlig gesund war, ein paar Haarseile auf der Brust und auf der Seite einzuziehen, was auch geschah. „Zeugte wohl ein solches Ausgrübeln von Mitteln zur Qual von einem gerührten und vom Vaterschmerze zerrissenen Herzen?“ fragt Karamsin, indem er darüber eine Betrachtung anstellt, ob der Schmerz, dem sich der Zar nach dem Tode seines Sohnes hinzugeben schien, ein natürlicher gewesen sein konnte. Dem Kaufmann Stroganow aber ertheilte er dafür, daß er den Kranken behandelte und auch dem Schwiegervater des Zaren ein paar Haarseile eingezogen, das Vorrecht, den Vaternamen oder das Witsch führen zu dürfen, ein Vorrecht, dessen sich damals nur die höchsten Würdenträger des Reiches erfreuen durften.

Iwan Iwanowitsch war ein reicher, vielseitig gebildeter und dabei sehr religiöser Mann. Als ich ihn kennen lernte, zählte er schon über die siebzig, aber er war frisch und munter, wie ein lebensfroher Fünfziger. Seine heitern Launen, sein sorgenfreies Leben und seine weise Mäßigkeit in allen physischen Genüssen hatte sein noch Jugend strahlendes und von Natur schönes Gesicht vor Runzeln bewahrt und ihm jenen Zauber verliehen, dem selbst junge Frauen nicht widerstehen können. In seinem großen klaren Auge drückte sich die unbeschreibliche Gutmüthigkeit seines Herzens aus. Sein ganzes Thun und Wesen bekundete die feine Erziehung, die er genossen. Er war Hofmann von Natur, nicht durch Kunst. Und daher kam es wohl auch, daß er manchmal Einem, der etwas heuchelte, was ihm nicht eigenthümlich war oder sich ungebührlich betrug, auf eine russisch derbe Art die Wahrheit sagte. In einer andern Beziehung aber sah ich nie einen Menschen, der so viel Gewalt über sich selbst hatte, als er. So blickte er z. B. mit stoischem Gleichmuth auf manche seiner Lieblingsspeisen und Getränke, ohne etwas davon zu kosten, weil er wußte, daß es ihm nicht wohl bekommen würde. Aber dabei unterließ er bei Tische nicht, seine schüchternen Gäste beständig aufzumuntern, damit sie nur recht wacker zugreifen möchten. Proschú pokórnäschij, Ghoss-

podá! Bitte gehorsamst meine Herren! sagte er mit treuherzigem Kopfnicken und freute sich aufrichtig, wenn man bei Tische einen ausgezeichnet guten Appetit zu erkennen gab. Lud er Jemanden bei sich zur Tafel ein, so fügte er, nach alt russischer Sitte hinzu, man müsse aber vorlieb nehmen mit dem, was Gott bescheert hätte. Milosti prossim! milosti prossim! wir bitten gefälligst! sagte er bei der Einladung. Nun hatte aber der liebe Gott bei dieser Gelegenheit immer sieben bis acht Schüsseln voll der leckerhaftesten Speisen und neben andern guten alten Weinen auch einige Flaschen Champagner beschert. Seine Küche war täglich für sechs und mehr unverhoffte Gäste bestellt. Ehe man sich zu Tische setzte, gingen, nach russischer Sitte, zwei Diener mit dem Vorgerichte umher, daß aus zweierlei Branntwein, zerlegten Häring und Scheiben roher Zwiebel bestand, und präsentirten es auf einem schönen Teller jedem der Gäste, dem Range nach. Zwiebeln und Häring war immer mit ein wenig feinem Oel und Essig angemacht. Bei Tische saßen die Gäste auch dem Range nach. Iwan Iwanowitsch hatte sich im Dienste seines Vaterlandes den Staatraths-Rang oder die fünfte Classe erworben und so kam ihm das Prädicat „Hochgeboren" zu. An seiner Tafel saß er aber immer neben denen, welche im Range die Kleinsten waren.

Als ich ihn mit meinem Freunde das erste Mal besuchte, gewann er mich bald so lieb, daß er, mir zu Ehren, am andern Tage nicht nur ein excellentes Essen bereiten, sondern auch noch sechs Mann Musikanten kommen ließ, die da recht lustig aufspielten. Obgleich es nun nicht das erste Mal war, daß ich einem Festessen beiwohnte, so machte doch diesmal die Musik einen seltsamen Eindruck auf mich. Ich ließ dann und wann den Blick auf die Musikanten gleiten und wenn ich recht sah, so strich der eine den Baß mit der linken Hand, aber doch so ernstlustig, wie es sich gehörte. Pogáluitje kuschatje, Ghosspodá! Ich bitte, lassen Sie sich's wohlschmecken, meine Herren! munterte der treuherzige Alte seine Gäste auf, und unter der lustigen Musik erfüllte jeder seine Bitte. Wie bunt ist doch das Spiel des Lebens, dachte ich, die da oben streichen sich warm und müde, während man hier bei Tische zwar dasselbe thut, aber auf eine ganz verschiedene Weise. Als am Ende der Champagner erschien, brachte unser Wirth, nach üblicher Sitte,

den ersten Toast aus auf die Gesundheit Sr. Majestät des Kaisers, Nikolai Pawlowitsch und die Musik spielte die herzergreifende Hymne: Bóge Zar chranij! Gott behüte den Zaren und ein jeder stimmte ein. Das war in der That ein köstlicher Ohrenschmaus, der auch das Herz erquickte, zumal einige der Gäste schöne Stimmen hatten und nach den Regeln der Kunst sangen. Es war dabei gar nicht zu hören, daß der da oben den Baß mit der Linken strich.

Iwan Iwanowitsch war ein gelehrter Mathematiker. Er las den Leibnitz, den er für den größten Gelehrten aller Nationen und aller Zeiten hielt, und auch manchen andern Philosophen im Original. Allen Respect vor dem großen Leibnitz! pflegte er zu sagen. In seinen jüngern Jahren trug er auf einer Hochschule einige Zeit unentgeldlich Fortification vor, eine Wissenschaft, die bis zum Anfange der Dreißiger Jahre auf russischen hohen Schulen gelehrt wurde. Seit dem aber ist diese Professur den Universitäten entzogen und in die Kriegsschulen übergeführt worden. Er las auch andere Schriftsteller in deutscher, französischer und englischer Sprache, ohne sich dabei eines Wörterbuches zu bedienen. Aber das Sprechen in diesen Sprachen fiel ihm überaus schwer, er stockte in der Rede, weil ihm die Wörter nicht immer einfielen. Daher unterhielt er sich auch ungern mit Jemandem in einer fremden Sprache. Aber desto feiner und gewandter war er in der russischen Conversation, da floß seine Rede wie Honigseim. Hätte man seine Erzählungen, wie er sie aus dem Stegreif machte, unverändert niedergeschrieben, so hätte man ein interessantes Buch für Herz und Verstand daraus schaffen können. Nicht selten erzählte er auch allerlei komisches Zeug, aber immer gewürzt mit Bemerkungen, wie sie nur der feinste Menschenkenner machen kann. Wenn seine Zuhörer sich dann krank lachen wollten, blieb er dabei vollkommen ernst, wie ein echter Komiker, und das war dann vollends zum todt lachen. Ich bedauerte es eben so sehr, wie er es bedauerte, daß ich damals von seinen Erzählungen in russischer Sprache nichts genießen konnte. Lernen Sie russisch, sagte er freundlich zu mir. Wenn einmal die Bande der verhaßten Censur in unserm Lande gesprengt sind und die Morgenröthe eines neuen geistigen Lebens an dem Himmel wahrer Civilisation aufgegangen sein wird, dann wird auch unsere Sprache eine der berühmtesten Sprachen

der Welt werden. Sie hat einen guten Fond, ist daher auch der höchsten Vervollkommnung fähig. Bildsam, wie die deutsche Sprache, hat sie auch mit ihr das gemein, daß sie den Geist aller andern Sprachen in sich auffassen und ihn sich zu eigen machen kann. Wenn Sie nochmals nach Moskau kommen, müssen Sie so viel gelernt haben, um sich mit mir im Russischen zu unterhalten, bat er mich. Ich gab ihm das Versprechen. Als ich mehrere Jahre darauf wieder zu ihm kam, hatte ich wirklich so viel russisch gelernt. Er empfing mich auch diesmal mit so viel Liebe und Güte, daß ich es nicht beschreiben kann. Er hatte weder von seiner Gesundheit, noch von seiner frühern Heiterkeit etwas verloren, und doch gemahnte er mich, als ob eine Veränderung in ihm vorgegangen wäre.

Schon in unserer ersten Unterredung leuchtete es mir ein, daß er sich einige Zeit mehr mit geistlichen, als mit gelehrten oder schön-wissenschaftlichen Büchern befaßt haben mußte. Als ich bald darauf mit ihm in sein Cabinet ging, sah ich hier den Thomas von Kempis in dem alten Mönchlatein und auch eine russische Uebersetzung auf seinem Tische liegen. Daß er schon früher sehr religiös war, haben wir bereits erwähnt. Jetzt aber sagte er mir im Vertrauen, daß er der römisch-katholischen Kirche weit mehr zugethan sei, als der russischen. „Es geht mir nicht allein so," sagte er, „denn Sie finden viele Leute dieser meiner Gesinnungen und Ueberzeugungen unter unserm vornehmsten Adel, besonders unter denen, die einmal im Auslande waren. Es ist ein trauriges Zeichen unserer Verfassung, daß man das nicht laut äußern darf." Wie er sich aber während des ganzen Nachmittags, den ich bei ihm zubrachte, gegen mich äußerte, so konnte er auch der protestantischen Kirche nicht abhold sein. Da es bezeichnend für Vieles ist, wollen wir aus dieser Unterhaltung einiges dem Leser hier mittheilen und dann auch eine der Annekdoten folgen lassen, die er mir am selben Abend erzählte.

Als wir in seinem Cabinet uns nebeneinander setzten und ich den Thomas von Kempis erblickte, sagte ich zu ihm, indem ich mit der Hand darauf wies: das ist ein höchst lehrreiches Buch! — „Ich bin ganz Ihrer Meinung!" antwortete er, „und ich glaube, daß kein wahrer Weltweiser eine andere Meinung davon haben kann, denn es ist das Buch, vor welchem der große Leibnitz die höchste Hochachtung hatte. Es ist mir

ein Räthsel," fuhr er fort, „wie dieser Mönch zwischen den Mauern seines Klosters zu all der Weisheit und erstaunenswerthen Kenntnissen des menschlichen Herzens die er in diesem Buche beurkundet, gelangen konnte.

Wenn man das so bedenkt, kann man es jenen nicht verargen, die da behaupten, das Buch rühre nicht von Einem Autor her, sondern alle Weisen des ganzen Klosters hätten daran gearbeitet. Und dennoch spricht die gleichmäßige Art des Gedankenvortrages, die tiefe heilige Einfalt, die mit der höchsten Weisheit Hand in Hand durch das ganze Buch hindurch geht, deutlich, daß es eben nur einen einzigen Autor zum Verfasser haben kann. Und um diesen weisen von Gott so hoch erleuchteten Mann stritten ja auch die Italiener und Franzosen mit den Deutschen, indem jede dieser Nationen ihn zum Landsmanne haben möchte. Papst Clemens XIIII. behauptet fest, er müsse ein Italiener gewesen sein; allein ohne Grund, denn nichts ist leichter zu beweisen, als daß der Verfasser der „vier Bücher von der Nachfolge Christi" ein echt deutscher Mönch gewesen ist. „Dem sei nun wie ihm wolle," fuhr der gemüthliche Alte fort, „es ist das Buch aller Bücher, ist, um mit Fontenélle zu reden, das vortrefflichste Buch, das je aus der Hand eines Menschen kam; denn das Evangelium kam nicht aus Menschenhänden.

Wenn man mit Salomon Alles angeschaut hat, was unter der Sonne geschieht, dann wird einem die hohe Weisheit, die im Gewande der tiefsten heiligen Einfalt auf jeder Seite dieses Buches steht, erst recht begreiflich. Wahrhaftig, er hat Recht und wird ewig Recht behalten, daß Alles und Alles Eitelkeit ist, außer Gott lieben, welches die höchste Weisheit ist. Und besäße man auch, wie König Salomon sie besessen, alle Herrlichkeiten dieser Welt, sie sind vergänglich, vorübereilend, folglich eitel! Eitel ist es auch, ein langes Leben zu wünschen und um ein frommes Leben wenig besorgt zu sein; seine Hoffnungen auf Dinge zu setzen, von denen der unwissendste Mensch weiß, daß sie, gleich dem Rauch, sich in ein Nichts auflösen und dabei um das, was vor allem andern Noth thut und ewigen Bestand hat, sich nicht zu bekümmern. Man sollte meinen, es sei unmöglich, daß der Mensch, zumal der verständige und gelehrte, seine Glückseligkeit in Dingen suchen könnte, von denen er weiß, daß sie ganz gewiß und ehe er sich's ver-

sieht, zu nichte werden, während er darüber das Allernothwendigste und ewig Bestehende versäumt. Und doch ist es so. Das kommt daher, weil wir keinen lebendigen Glauben haben und wir auch gar nicht darnach trachten, ihn zu erringen. Aber es gibt Menschen, die gar nicht nöthig haben zu glauben, indem sie die vollkommendste Gewißheit haben, daß, wenn sie dieser oder jener ihre wilden Leidenschaften nur auf kurze Zeit die Zügel lassen, sie mit fort in den Abgrund des Verderbens gerissen werden. Und trotzdem thun sie es doch! thun es, manchmal einer flüchtig vorübereilenden Sinnenlust halber, und machen sich dadurch, nicht selten für ihr ganzes Leben unglücklich. Ich kannte solcher Thoren nicht wenige. Als es geschehen war, saßen sie da, sich und ihren Angehörigen zur Sorge und Qual und beweinten und beklagten ihre Thorheit; allein es war zu spät, geschehene Dinge können nicht ungeschehen gemacht werden. Und so wird es uns dereinst allen ergehen, die wir hienieden den Lastern fröhnen, die da sind: Geiz, Hochmuth, Eigensinn, Hartherzigkeit gegen die Armen und wie sie alle heißen; denn wir wissen recht gut, daß Gott kein Wohlgefallen daran haben kann, und daß sie nur zum Verderben führen können. Der Mensch glaubt nicht gern an das, was er nicht gern hat. An ein Unglück, das ihm bevorsteht, glaubt er entweder gar nicht oder doch nur sehr schwach, und sprächen auch viele Gründe dafür, daß es auf ihn anrücken und ihn unvermeidlich treffen werde, er glaubt noch nicht fest daran, denn er glaubt lieber, daß es doch vielleicht an ihm vorüberziehen könnte, ohne ihn zu treffen und so hascht er nach allerlei Beweisen, um jene Gründe wegzudemonstriren. So geht es uns auch mit dem Glauben an eine Vergeltung nach dem Tode, und zumal denen, die Ursache haben zu wünschen, daß sie nur ein Hirngespinnst schwachköpfiger Thoren sei. Es gibt Männer der Wissenschaften, welche an die positive Religion nicht glauben können, die aber doch edel genug sind, das Glaubensglück ihrer Nebenmenschen auf keine Weise zu stören. Wenn diese Männer von der einen Seite zu bedauern sind, so muß man sie doch auch von der andern schätzen und achten. Aber es gibt unter ihnen auch wahre Hochmuthsteufel, die da wähnen, daß nur sie allein die rechten Begriffe von der Gottheit hätten, und die sich in Wort und Schrift über das lustig machen, was uns doch das Hei-

ligste im Leben sein soll, ohne daß dadurch für Forschung und Wissenschaft etwas gewonnen wird, Hochmüthige, die uns sogar handgreiflich machen wollen, wie Gott den Menschen hätte von Natur ausstatten müssen, wenn er ihn dereinst seines Glaubens und seiner Handlungen wegen vor Gericht ziehen wollte. Wie werden diese Ueberklugen dereinst vor dem großen Weltenschöpfer dastehen! Schlimmer, als manche freche unwissende Leute, die sich unter ihres Gleichen ein Ansehen zu geben verstehen, als wüßten sie Alles und manchmal dreist genug sind, sich in ein Examen zu wagen, wo sie aber von den hundert Fragen, die man ihnen vorlegt, keine einzige zu beantworten vermögen, schlimmer, schlimmer als diese werden sie einst vor Gott stehen!" sagte Iwan Iwanowitsch und fuhr nach einer Weile fort: „Ich danke meinem Gott und Erlöser für seine Gnade, die er mir dadurch erwiesen, daß meine Wissenschaften mich nie veranlassen konnten, an der geoffenbarten Religion zu zweifeln, daß ich stetes mein Wissen Stückwerk achtete und seit meinem Burschen-Leben darnach trachtete, ein Christ zu werden — denn wir sind es, leider! größtentheils nur dem Namen nach — ferner, daß ich tröstete und ermahnte wo ich konnte und auch der Armen immer thätig gedachte. O, daß ist ein köstliches Bewußtsein, ein starker Stab am Rande des Grabes! — Aber verstehen sie mich auch deutlich, mein theurer junger Freund?" fragte er mich, indem er mit seiner Rechten meine Hand erfaßte und mit der Linken eine Thräne trocknete, die einige Minuten lang in seinem schönen großen Auge geglänzt hatte, „verstehen Sie mich auch deutlich? Nicht durch meine guten Werke, sondern nur durch die Gnade Gottes und seine grundlose Barmherzigkeit, hoffe ich selig zu werden! O, wie Recht hat doch jener hocherleuchtete katholische Geistliche, wo er sagt: „Wenn man durch seine guten Werke in den Himmel kommen könnte, so möchte ich nicht hinein; denn da gäbe es dort oben eben so viel und noch mehr Streit, als hier auf Erden: jeder würde behaupten, er habe mehr Gutes gethan, als der andere; da wir aber Alle nur aus Gnade selig werden können, so hat keiner sich vor dem andern seiner guten Werke zu rühmen." — „Mit solcher Deutung der heiligen Schrift wird nicht nur der Fortschritt in den Tugenden gehemmt," sagte neulich mein Beichtvater, ein sonst ehrwürdiger Protopope (Oberpastor) zu mir, „sondern sie ist auch dem Geiste

der Lehre Christi diametral entgegen! Denn was sind das für Schätze, von denen Christus spricht, die wir sammeln sollen, und die weder von den Dieben gestohlen, noch von den Motten verzehrt werden können? Sind es nicht die guten Werke, von denen der Evangelist sagt, wo er die Todten selig preist, die im Herrn sterben, welche uns nachfolgen bis weit über das Grab hinaus? Denn jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth! das hat ja Christus der Herr selbst gesagt.“ — „Ja, mein theurer Otéz! (Vater)“ sagte ich, „Sie haben Recht, der Glaube muß in Liebe thätig sein, muß in Handlungen sich zeigen, sonst ist er todt und kann uns nichts nützen; aber unserer guten Werke haben wir uns nicht zu rühmen, und können daher auch nicht hoffen, vermittelst ihrer den Himmel zu erwerben!“ — „Und warum denn nicht?“ fragte mein Beichtvater kopfschüttelnd, „nur durch gute Werke, durch Fasten, Almosen geben u. s. w. können wir selig werden, Christus der Herr hat es ja selbst gesagt.“ „Aber theurer Otéz,“ erwiederte ich, „wenn Sie Ihrem Knechte große Summen gäben, damit er sie unter die Arme vertheile, kurz, wenn Sie ihn mit allem möglichen versähen, daß er im Stande wäre, gute Werke zu verrichten, und er es thäte, hätte er sich derselben zu rühmen? und wäre er dadurch berechtigt, sich für besser zu halten. als andere, die Sie nicht in den Stand setzten, solche Werke zu verrichten?“ „Allerdings hätte er sich ihrer zu rühmen, denn er hätte ja seine Pflicht erfüllt, und er wäre auch in so weit besser als andere, weil er durch die That bewiesen, daß er ein treuer Knecht ist, was bei jenen andern noch immer in Frage stünde,“ behauptete mein Beichtvater fest. „Aber Vátjuschka,“ fragte ich ihn, „wenn Sie nun diese andern, die nicht in Ihrem Intressen wirkten, sich also auch nicht als Ihre treue Knechte bewährt hätten, wenn Sie dieselben dessen ungeachtet mit eben so viel Gunst und Gnade überhäuften, wie Jenen, könnte man Ihnen dieserhalben mit gerechtem Grunde einen Vorwurf machen?“ — Mein Beichtvater schwieg, als wüßte er keine Antwort darauf. Nach einer Weile sagte er: „In einer Hinsicht nicht, in einer andern aber wäre ich doch kein ganz gerechter Mann!“ — Also war oder handelte jener Herr nicht ganz gerecht, als er seinen Arbeitern, die in der eilften Stunde kamen, denselben Lohn ertheilte, den er den andern gab, die des Tages Mühe und

Hitze getragen hatten? Er schwieg. Vergessen Sie nicht, theurer Vater, fuhr ich fort, was der Apostel sagt, nämlich, wenn wir auch Alles gethan hätten, seien wir doch unnütze Knechte. Wie sollte da einem der Muth nicht vergehen, durch seine guten Werke selig werden zu wollen! — „Ei nun," versetzte der Otéz, „wenn wir nur durch die Gnade Gottes und nicht durch gute Werke in den Himmel kommen können, so sehe ich nicht ein, warum man sich hienieden kasteit; denn so ist es ganz einerlei, ob wir die Tugend üben oder dem Laster fröhnen!" — „Das ist durchaus nicht einerlei, Bátjuschka," sagte ich, „denn wer von Beiden hat dereinst die gegründetste Hoffnung auf die Gnade Gottes?" „Allerdings der Tugendhafte," entgegnete er, „aber nicht bloß Hoffnung auf Gnade, sondern auch auf Gerechtigkeit! Wenn unser Herr und Kaiser Allergnädigst geruht, einem den Adel zu verleihen, so hat das eigentlich nicht Se. Majestät gethan, sondern das Gesetz hat es gethan; und wem hat es das Gesetz*) gethan? Dem Verdienste! Sollte im Himmel nicht dieselbe Gerechtigkeit existiren?" — „Mein theuester Otéz," sagte ich, indem ich mich an den naiven Vergleich des deutschen Humoristen, des Dichters Claudius erinnerte, „wenn Sie die Gerechtigkeit des Himmels mit der auf Erden vergleichen wollen, so sieht es schlimm aus, so schlimm, als wenn Sie die Sonne nach Ihrer alten Wanduhr stellen wollten!" —

Was sagen Sie zu unsern Popen? fragte mich jetzt Iwan Iwanowitsch. Sie wissen es wohl nicht besser, antwortete ich. Das ist der alte pharisäerische Geist, der noch in unserer Kirche lebt, das sie sich für besser halten als andere, das Brüsten auf seine guten Werke, das Tödten des Geistes und das zähe Festhalten an den äußern Formen des Cultus, gegen welches Christus der Herr mit allem Eifer und unaufhörlich ankämpfte, um es zu vernichten. Ach, wie wird mir

---

*) In jedem andern Staate verleiht der Landesherr den Adel, in Rußland nicht, denn hier kann nur das Gesetz es thun, weil hier der Verdienstadel existirt, der in verschiedene Classen eingetheilt ist, wovon noch später die Rede sein wird. In Rußland kann man sich mit Geld Orden erwerben, ohne daß dabei dem Gesetze zu wieder gehandelt werden braucht; aber niemals eine der Adelsrangclassen, denn die können nur durch persönliche Dienstleistungen erworben werden.

zu Muthe", fuhr der treuherzige Alte fort, wenn unsere Popen: Himmel und Erde, den Allmächtigen und die irdischen Herrscher, die Heiligen und Höflinge in ihren Gleichnissen mit einander verflechten.

So trug mir derselbe Prodopore noch am vergangenen Montage ein Gleichniß vor, nämlich das: wie der Kaiser die Bitte eines geringen Unterthans viel eher gewähre, wenn dieselbe durch Fürsprache seiner Minister oder Günstlinge unterstützt würde; also würde auch Gott unsere Bitte lieber erhören, wenn die Heiligen sie ihm vortragen und für uns mitbitten würden. Das einzige, was ich dagegen einzuwenden habe, mein theurer Otéz, sagte ich, ist, daß unser Gesetz *) den

*) Der Kaiser darf weder auf der Straße noch sonst an einem Orte angeredet werden, um ihm eine Bitte vorzutragen oder eine Bittschrift zu überreichen oder irgend ein Wort mit ihm zu sprechen. Wer diesem Gesetze zuwider handelt, wird auf der Stelle festgenommen und in Arrest gebracht, wo er, je nach Umständen, keine geringe Strafe zu erwarten hat. Und redet der Kaiser selbst Jemanden an, was zwar selten, aber doch manchmal geschieht, so wird der Angeredete auch in Arrest geschleppt. In St. Petersburg und auch in Westeuropa weiß man allerlei Stückelchen hiervon zu erzählen; viele aber sind keine bloßen Mährchen. So zum Beispiel ist es Thatsache, daß Kaiser Alexander einmal einen französischen Schauspieler, den damaligen Liebling der St. Petersburger, auf der Straße anredete und einige Scherzworte mit ihm wechselte. Kaum aber hatte Se. Majestät sich entfernt, als auch die Polizeileute den armen Franzosen, der nicht gutwillig gehen wollte, mit Gewalt fortschleppten. Als der Kaiser am selben Abend in's Theater fuhr, um der Vorstellung bei zu wohnen, konnte das Stück nicht gegeben werden, weil jener Monsieur, der die Hauptrolle darin zu spielen hatte, spurlos verschwunden war, d. h. in Arrest saß, wo alle seine Betheuerungen, daß er am Abend auftreten müßte, nicht berücksichtigt wurden. Natürlich befahl der Kaiser jetzt, den armen Teufel wieder in Freiheit zu setzen, indem er ja nicht schuld war, daß Se. Majestät ihn angeredet hatte. In keiner Stadt Europa's herrscht wohl mehr Sauberkeit auf den Trottoirs, als in St. Petersburg. Da muß jeder Hauseigenthümer, so oft sich ein wenig Schmutz vor seinem Hause zeigt, fegen lassen. Und wenn es im Winter zwanzigmal an einem Tage schneit und zwanzigmal aufhört zu schneien, so muß auch zwanzigmal gefegt und eben so oftmal Sand gestreut werden, d. h. auf die Trottoirs, denn auf der Mitte der Straße läßt man den Schnee den ganzen Winter hindurch liegen. Wenn ein Dwornik (Hausknecht) das Fegen und Sandstreuen einmal vergißt, wird es

Zutritt eines jeden schlichten Unterthanes zu Se. Majestät dem Kaiser dermaßen erschwert hat, daß es unter Millionen kaum Einem gelingt, ihm seine Bitte mündlich vorzutragen, weshalb denn auch die Fürsprache eines Ministers oder Höflings dem Bittenden nur erwünscht sein kann; daß aber dagegen Gott der Herr den Zutritt zu seinem Gnadenthrone keinem einzigen nicht nur nicht verboten, noch erschwert hat, sondern daß er, die ewige Liebe und Demuth, sogar vor der Thür eines jeden steht und anklopft, um eingelassen zu werden, damit wir ihm dann in unserem eigenen Stübchen, ohne irgend einen Fürsprecher, unsere Bitte vortragen können, ja noch weit mehr, damit er uns das Schönste und Kostbarste von der Welt bereite; denn das versichert uns der Mund der Wahrheit selbst: Siehe, ich stehe draußen und klopfe an, wer mir öffnet, zu dem gehe ich ein und halte das Abendmahl mit ihm. Ja, er treibt die Liebe und Demuth so weit, daß er uns nachgeht, wenn wir uns verirrt oder verloren haben, um uns aufzusuchen — und wenn er uns gefunden — uns an den schönsten und sichersten Ort zu tragen, im Fall

---

ihm durch die Polizei vermittelst abscheulicher Hiebe in Erinnerung gebracht. An einem Wintermorgen ging ich einmal unweit der Blauen Brücke zu St. Petersburg an einem Hause vorüber, wo kein Sand gestreut war, und so vorsichtig ich auch ging, ich fiel dennoch nieder und that mir sehr wehe. Dasselbe geschah mit einem Andern und mit einem Dritten und Vierten während der Minute, die ich brauchte, um mich wieder förmlich aufzurichten. Das Trottoir vor diesem Hause war ein trügerisches Ding, man sah es ihm durchaus nicht an, daß auf ihm so gefährlich zu gehen war, bis man d'rauf kam und plötzlich niederstürzte, da fühlte man's, daß es glatt war. Kaum war ich zehn Schritte weiter gehinkt, da erschien der Kaiser, von keinem Andern begleitet, um denselben Weg zu gehen, den ich gekommen war. Ich hatte schon einen Satz gebildet, um Se. Majestät auf die glatte Stelle aufmerksam zu machen, allein ich erinnerte mich jenes ernsten Gesetzes, daher verbiß ich die Worte auf der Zunge und grüßte nur. Der Kaiser dankte mir, indem er seinen linken Zeigefinger an seine Schläfe legte und ging in seiner genommenen Richtung weiter. Kaum aber kam er auf das verhängnißvolle Trottoir, so fiel er auch nieder. Aber gleich dem geübtesten Springer stand er plötzlich wieder aufbeiden Füßen und ging auf der Mitte der Straße seines Weges. Ob Se. Majestät sich wehe gethan, und was dem armen Hausknecht geschah, der Sand zu streuen vergessen, wagte ich nicht zu fragen.

wir uns dessen nicht weigern, denn er zwingt Keinen, er läßt Jedem seinen freien Willen. Bátjuschka, wie wollen Sie die grenzlose Liebe und Langmuth mit der Härte und dem Hochmuthe sündhafter Menschen vergleichen? Denn sündhaft sind wir alle, im Purpurmantel, im Meßgewande, im Frack und im groben Kaftan! O, mein Erlöser! ich erliege, erdrückt vor dem bloßen Gedanken deiner Liebe und Demuth gegen die Menschen, mein Geist verliert sich darin und ich vermag nichts klar zu begreifen, als daß sie ein Abgrund sind, den kein erschaffener Geist zu ergründen vermag!" — Und was gab der Mann Gottes Ihnen zur Antwort hierauf? fragte ich den treuherzigen Iwan Iwanowitsch. „Er strich sich mit der Linken seinen langen Bart, mit der Rechten hielt er seinen langen Stock, auf den er sich stützte, wie ein Alter, der schwach auf den Beinen ist und richtete sich so vom Stuhle auf. Beim Fortgehen sagte er, daß ich fasten und beten müßte, aber er befürchtete, daß mein Gebet zu sündhaft sei, als daß Gott es erhören könnte und ich hätte daher wohl Ursache, die Heiligen anzuflehen, aufdaß sie mein sündhaftes Gebet gleichsam weiheten, um es dem Allerheiligsten vortragen zu können; ich müßte meine ketzerischen Gesinnungen ändern, denn ich wich in allem von den Dogmen der alleinseligmachenden Kirche ab, so könnte ich, einem Missethäter gleich, nicht in den Himmel kommen. Zu einem Todtschläger wird er dasselbe sagen." — Wenn er Ihre freimüthigen Aeußerungen dem Archierei mittheilte? bemerkte ich, Sie würden unfehlbar zur Strafe in ein Kloster gesperrt werden! — „Das thut er nun doch nicht, denn es ist sonst ein höchst achtbarer Mann, der erleuchtet und gelehrt genug ist, zu begreifen, daß, um Gott im Geiste und in der Wahrheit anzubeten, noch manches Bund Stricke nöthig ist, die Käufer und Verkäufer sammt ihren Wechseltischen und Waaren aus unsern Tempeln hinaus zu treiben. So lange er aber noch in seiner Risä (swjäschtschennitschesskaja Risa, Priesterrock) geht, wagt er nicht anders zu lehren und zu ermahnen. Und wenn er es dem Erzbischof auch sagte, ich würde ihm meine Gesinnungen nicht verhehlen, denn sie sind gut und nach meiner Ueberzeugung auch den christlichen Lehren entsprechend, denen aller Zwang zuwider ist.

So der treuherzige mir ewig unvergeßliche Iwan Iwanowitsch. Die Anekdote aber ist folgende:

Das unverhoffte Glück.

„Laßt uns um des Kaisers Bart spielen," sagt man in Deutschland, wenn man ein Spiel zum bloßen Zeitvertreib spielen will. In Rußland aber sagt man bei solcher Gelegenheit: „Laßt uns auf Scheremetjew's Rechnung spielen."

Scheremetjew war vor Zeiten der reichste aller russischen Gutsbesitzer, und deshalb mag denn auch sein Name Anlaß zu diesem Sprichwort gegeben haben.

Nun wollen wir den gemüthlichen Alten selbst erzählen lassen:

„Es war gegen Winter, als ich einmal eine Reise nach Pultáwa machte. Ein heftiges Schneegestöber überfiel mich auf dem Wege und nöthigte mich, auf der nächsten Poststation das Unwetter abzuwarten. Ich mochte eine Viertelstunde in dem elenden Stübchen des Stanzionüsmotritels (Poststationsaufsehers) gesessen haben, als ein anderer Reisender, ein junger Mann, angefahren kam, den das Scheegestöber ebenfalls nöthigte, hier zu verweilen. Der junge Mann schien in der schönen Tugend, in der Geduld, noch nicht geübt zu sein, wie das bei jungen Leuten gewöhnlich der Fall ist.

„Es ist zum toll werden! ich vergehe hier vor langer Weile," sagte er zu mir, als er kaum zehn Minuten hier gesessen hatte; „ich sollte so schnell als möglich nach St. Petersburg reisen, und nun hält mich das verwünschte Wetter in diesem elenden Stübchen gefangen."

„Man muß Gott für Alles danken," sagte ich zu ihm, „denn wer weiß, ob das für unsere Reise so ungünstige und für unser Gefühl so höchst unangenehme Wetter nicht zu unserm Wohl von Gott angeordnet ist." Jetzt erzählte ich dem jungen Manne so Manches aus meinem Leben, wo gerade dasjenige, das ich Anfangs als mein Unglück betrachtete, die Quelle meines Glückes war. Möchten wir doch niemals den Glauben verlieren, daß Gott die ewige Liebe, Weisheit und Allmacht ist, dann würden wir in jedem Mißgeschicke unsers Lebens die Gewißheit haben, daß Alles, was uns Widerwärtiges begegnet, vorausgesetzt daß unser Wille gut ist, zu unserm Wohl gereicht, wo nicht für dieses arme Leben, so doch gewiß für jenes Leben, das hinter dem Grabe beginnt. Gott kann kein Stiefvater gegen diejenigen seiner Kinder sein, die da

meinen, sie seien vor vielen andern die unglücklichsten. Er liebt uns Menschen in gleichem Maaße, und scheint auch Einer vor dem Andern viel glücklicher zu sein, so bleibt doch der alte Satz wahr: daß nur im Glauben und in der Ergebung zu Gott wahres Glück existirt."

„Wenn Sie nahe am Verhungern wären," fiel mir der junge Mann in die Rede, „und es käme Jemand, der mit seiner Moral Ihnen vordemonstriren wollte, daß dieser, Ihr bitterster Mangel, vielleicht die Quelle Ihres Glückes sei, wie würden Sie das aufnehmen? Sie würden sagen: gib mir zu essen, das ist mir lieber als all Ihre Moral! Ein Aehnliches möchte ich Ihnen jetzt antworten ... Ich bin zwar dem Verhungern nicht nahe, aber daß mich das Galgenwetter hier fest gebannt hat, ist mir eben so peinlich, als es meinen Familienverhältnissen, in mehr als einer Hinsicht, nachtheilig ist. Wie sollte ich dafür dem lieben Gott danken, da ich besser weiß als ein Anderer, welche Eile meine Reise nach St. Petersburg erheischt! Im Gegentheil, ich würde, wenn ich es im Stande wäre, dem lieben Gott den Prozeß machen, daß er das Schneegestöber herabgesendet, um mich in meinem Fluge zu hemmen." — Weit entfernt, über das trotzige Wesen dieses jungen Menschen aufgebracht zu sein, bedauerte ich ihn von Herzen, denn er schien mir sehr unglücklich zu sein, was er auch wirklich war, wie ich späterhin erfuhr, denn seine Familie hatte durch einen harten Schicksalsstreich ein großes Vermögen eingebüßt. „Aber wollen wir uns nicht mit Kartenspielen die Zeit ein wenig vertreiben?" sagte er nach einer kleinen Pause, „das wäre mir die liebste Unterhaltung, denn wenn ich meinen Gedanken nachhänge, sterbe ich hier vor Ungeduld." —

Also ein Spieler, dachte ich in meinem Sinn. Ein Feind alles Kartenspiels, lehnte ich seinen Vorschlag höflich, aber mit Bestimmtheit von mir.

Wir saßen darauf einige Minuten schweigend da, als ein dritter Passagier, ein freundlicher und einfach gekleideter Mann, den ich für den Haushofmeister einer vornehmen Herrschaft ansah, zu uns hereinkam. „Ach, Gott, welch unfreundliches Wetter!" sagte er, als er uns freundlich gegrüßt hatte. Er setzte sich neben uns, wir waren uns einander ganz fremd. Schien mir der junge Mann unglücklich zu sein, so kam mir dieser dagegen recht glücklich vor. Mit Wohlgefallen betrach-

tete ich das freundliche, heitere Gesicht dieses Mannes; ein anmuthiges Lächeln bewegte beständig seine schönen Lippen. Der ist gewiß im Stande, seinen Herrn, und wenn es auch ein alter Grillenfänger wäre, angenehm zu unterhalten und zu erheitern, dachte ich bei mir selbst. Wir unterhielten uns, indem wir über dies und jenes sprachen. Der Mann war sehr beredet, und in allem, was er sprach, lag viel Charakter. Aus den verschiedenen Fragen, die er auf eine schonungsvolle Art an den jungen Mann richtete, ging hervor, daß er dessen unglückliche Familie dem Namen nach kannte. Es trat ein kleines Schweigen zwischen uns ein, das durch den zudringlichen Kartenspieler unterbrochen wurde.

„Ist Ihnen vielleicht gefällig, eine Parthie zu machen?" fragte der Spieler den Mann mit der lächelnden Miene; „dieser Herr da mag nicht spielen," fügte er hinzu und deutete auf mich. „Beim Kartenspiel vergeht die Zeit noch ein Mal so schnell, das Schneegestöber läßt noch nicht nach, und es ist unmöglich, in den Stürmen des Windes eine Werst weit zu fahren. Ist Ihnen gefällig, mit mir zu spielen."

„Meinetwegen! aber wie hoch wollen Sie spielen?" — fragte der Mann mit der lächelnden Miene, und mir schien, daß der Zustand seiner Casse das Spielen weniger gestatte, als seine Gefälligkeit, den Wunsch des jungen Menschen zu erfüllen, „aber wie hoch wollen Sie spielen?" fragte er lächelnd. „O, mir ist es gar nicht um's Gewinnen zu thun! antwortete jener zu meinem größten Erstaunen; „ich möchte nur zum bloßen Zeitvertreib spielen, im Fall Solches einiges Interesse für Sie hat. Also auf Scheremetjew's Rechnung! Ist es Ihnen gefällig?" —

„Meinetwegen auch auf Scheremetjew's Rechnung! antwortete der freundliche Mann.

Der Stanzionüsmotritel, der das Gespräch mit anhörte, hatte schon die Karten bei der Hand: denn mit solchen, mir immer verhaßt gewesenen Gebetbüchern, die aus 52 Blättern bestehen, kann der Poststationsaufseher zu jeder Zeit aufwarten, die Karten gehen nie bei ihm aus, weil er, dem allgemeinen Gebrauche in Rußland zufolge, mehr als das Doppelte des Einkaufspreises dafür erhält. Das Spiel begann, und ungeachtet meines Widerwillens gegen alles Kartenspiel, konnte ich nicht unterlassen, mich neben den Mann mit der lächelnden

Miene zu setzen und seine Karten anzuschauen. Schweigend sah ich dem Gang des Spieles zu.

Ich habe schon manchen Spieler am Kartentisch gesehen, allein einen so gewandten und ruhigen, als dieser Mann war, sah ich in meinem Leben nicht. Er verlor Schlag für Schlag, aber nichts war im Stande, auch nur einen Augenblick sein Lächeln zu verscheuchen. Es ist wahr, es ging nur auf Scheremetjews Rechnung; aber um desto mehr war die Geduld an diesem Manne, der doch ein ausgezeichneter Spieler zu sein schien, zu bewundern. Wohl jedem Spieler, der seine Ruhe behält, wenn ihm die launische Glücksgöttin nicht hold ist! Wenn sie sich einmal von ihm abgewendet hat, dann hilft kein Aerger, es hilft kein Wechseln der Karten und Plätze, keine Mannigfaltigkeit im Abheben, es hilft nichts: die Karten fallen schlecht für ihn. Der wahre Spieler kennt die Launen der Glücksgöttin, ist sie ihm nicht hold, so forcirt er nicht, und er weiß wann es Zeit ist, das Spiel zu verlassen.

Die Herren mochten vielleicht eine Stunde gespielt haben, als der junge Mann mit Selbstgenügsamkeit ausrief: „Wie viel hätten Sie, mein Herr, schon verloren, wenn wir, wie ich neulich spielte, den Point zu 25 Rubel machen würden!" Dabei schrieb er sich die Points mit solcher Sorgfalt an, als ob es wirklich um Geld gegangen wäre. „Haben Sie auch schon zu 25 Rubel den Point gespielt?" fragte er eine Weile darauf. „Ich spiele nie anders als zu 25 Rubel den Point!" versetzte der Mann mit seinem unverwüstlichen Lächeln; „jedoch mache ich dann eine Ausnahme von der Regel, wenn Jemand durchaus zu 50 Rubel den Point spielen will." Diese Worte schienen mir aber von einem ironischen Lächeln begleitet zu sein. „Zu 50 Rubel den Point?" staunte der glückliche Spieler und sah seinen Mann mit etwas großen Augen an. „Ei, warum denn nicht?" entgegnete dieser. — „Nun, so wollen wir doch des Spaßes wegen so spielen, als ob es zu 50 Rubel den Point ginge; denn ich möchte nur sehen, wieviel ich heute gewinnen würde, wenn wir zu einem solchen enormen Preise spielten, indem die Glücksgöttin mir dann am holdesten ist, wenn es das wenigste Interesse für mich hat. Also zu 50 Rubel den Point! freilich nur auf Scheremetjew's Rechnung." „Wohlan, zu 50 Rubel den Point auf Scheremetjew's Rechnung," stimmte der freundliche Mann ein. Aus

diesem Betragen des jungen Menschen ging deutlich hervor, daß er gar kein Spieler im eigentlichen Sinne des Wortes war, wie ich Anfangs glaubte, und er kam mir jetzt vor, wie ein dummer Knabe, der ein Glück darin findet, viel Nullen zu gewinnen. Deshalb glaube ich denn auch, daß sein angebliches Spielen zu 25 Rubel den Point, dessen er vorhin erwähnte, nichts weiter war, als eine belachenswerthe Prahlerei. Was mich aber bei dieser Sache wunderte war, daß der andere Herr, der doch ein ausgezeichneter Spieler zu sein schien, die Geduld nicht verlor. Endlich trat der Postknecht ein und sagte: „Das Schneegestöber hat nachgelassen, meine Herren, man kann jetzt recht gut fahren. Befehlen Sie, vorzuspannen?" — „Ja, spann' an! riefen wir alle Drei wie mit Einer Stimme, „wir fahren sogleich!" Ehe jedoch der glückliche Spieler vom Tische aufstand, rechnete er sorgfältig seine gewonnenen Points zusammen und sagte: „Mein Herr, ich habe nicht weniger als 12,000 Rubel gewonnen; man sollte meinen, es sei unmöglich, und doch in der That, es macht 12,000 Rubel aus! die muß nun Scheremetjew auszahlen!" fügte er lächelnd hinzu. Der freundliche Mann ergriff sogleich seine Brieftasche, suchte eine Weile darin, darauf nahm er 2 Bankbillete heraus, eins zu 7000, das andere zu 5000, legte sie seinem Sieger auf den Tisch und sagte: „Empfangen Sie Ihr Geld." Er sprach das mit einem so würdigen Ernste, daß alle Gedanken an Spaßmacherei weit in den Hintergrund traten und da ich sah, daß die Bankbillete echt und eben so gut wie klingende Münze waren, so konnte ich gar nicht begreifen, was das Ding denn eigentlich zu bedeuten hatte. Dem jungen Manne ging es eben so. Er betrachtete das Geld wie ein Geizhalz, und schien mit sich selbst zu kämpfen, ob er es einstecken oder liegen lassen sollte. Wenigstens bot er in diesem Momente einen höchst interessanten Gegenstand für den Psychologen dar. Vor Staunen fast außer sich, sagte er endlich mit bebender Stimme: „Mein Herr, was soll... Sie treiben Scherz mit mir! wir haben ja nur auf Scheremetjew's Rechnung gespielt; wie kann ich das Geld annehmen, da Sie es an meiner Stelle auch nicht annehmen würden, wenn ich..." — „Ganz recht!" fiel ihm der Mann mit der lächelnden Miene in die Rede, „wir spielten auf Scheremetjews Rechnung; wenn ich aber diese Rechnung auszahlen will so kommt Ihnen zu, Ihr Geld in

Empfang zu nehmen, also bitte ich, es einzustecken!" — „Aber Sie treiben ja einen seltsamen Scherz mit mir!" — „Nein, ich rede in vollem Ernste: wir haben auf Scheremetjew's Rechnung gespielt und so wissen Sie denn: ich bin Scheremetjew! Es wäre beleidigend für mich, wenn Sie verhindern wollten, daß ich meine Rechnung auszahle und deshalb bitte ich Sie nochmals, Ihr Geld in Empfang zu nehmen. Scheremetjew ist nicht gewohnt, Rechnungen, die er auszuzahlen hat, auf die lange Bank zu schieben."

Groß war jetzt mein Erstaunen, aber das des glücklichen Spielers war viel größer noch. Wir beide kannten den reichen Scheremetjew dem bloßen Namen nach, und er hatte sich uns auch nicht bis auf diesen Augenblick zu erkennen gegeben. Der junge Mann steckte vergnügt das Geld ein. Er hatte auf Scheremetjew's Rechnung gespielt und gewonnen, und da dieser es für eine Unehre hielt, die Rechnung nicht auszuzahlen, so konnte der glückliche Spieler das Geld auch mit Ehre annehmen.

Also wieder ein schöner Ring in der Kette meiner Erfahrungen, dachte ich; wieder ein glänzender Beweis, wie Das, was unserm beschränkten Auge widerwärtig scheint, nicht selten die Quelle unsers Wohls ausmacht. Der junge Mann wollte vor Unmuth über das unfreundliche Wetter vergehen, ja, er würde, hätte es in seiner Macht gestanden, dem lieben Gott sogar den Prozeß gemacht haben, daß er das Schneegestöber hieher gesendet hatte, und am Ende war es doch die einzige Ursache, die ihm auf eine so höchst seltsame Art zu 12,000 Rubeln verhalf und zwar zu einer Zeit, wo sie ihm mehr nützten, als zu einer andern das sechsfache, wie ich späterhin erfuhr. Möchten wir es doch zur wahren Herzensgewohnheit machen, wie der heil. Augustinus, der da bei allen Vorfällen, welcher Art sie auch sein mochten, sagte: „Man muß Gott für Alles danken!"

Ich muß Ihnen noch bemerken, fügte der Anekdoten-Erzähler hinzu, wie ich auch schon oben bereits erwähnte, daß Scheremetjew den jungen Mann dem Namen nach kannte. Derselbe gehörte einer guten Familie an, welche aber kurz vorher das Unglück hatte, von einem gewaltigen Schicksalsstreich getroffen zu werden, wodurch ihr ganzes Vermögen in eine kritische Lage gerathen war.

Wer das edle Herz des großmüthigen Scheremetjew kannte, der wird sich auch jene Geduld erklären können, mit welcher er so lange am Kartentische sitzen konnte, ein so langweiliges Spiel zu spielen.

Wenn es wahr ist, daß man nur selten eine solche Großmuth und Freigebigkeit findet, so findet man noch seltener Jemanden, der so zu geben versteht.

„Das Geben ist leichter, als das Nehmen," sagt das Sprichwort. Der Graf Scheremetjew wußte das Nehmen eben so leicht zu machen als das Geben.

Einige Züge aus dem Leben Johann's des Schrecklichen.

Karamsin, ein gelehrter Russe, schrieb auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers Alexander seine berühmte russische Geschichte. Alle Mittel, die sich bieten ließen, standen ihm dabei zu Gebote. Er war auch ein eben so freisinniger als religiöser Mann.

„Aber, Kaiserliche Majestät," sagte er einmal zu Alexander, „die Geschichte ist keine Lobrede." — „Da hast du ganz recht, mein lieber Nikolai Michailowitsch," antwortete Alexander lächelnd, „denn sie darf keine, noch kann sie eine Lobrede sein!" —

Karamsin rügt in seiner Geschichte das schändliche Treiben des Großfürsten Johann Kalita, gegen den armen Fürsten von Twer, indem er sagt: „Er zeigte zwar seinen Nachkommen den Weg zur Alleinherrschaft Rußlands und seiner Größe, aber er war schuld an dem schauderhaften Tode des unglücklichen Fürsten. Ob er, denn er starb plötzlich als Mönch, den Mord an Alexander bereut hat, wissen wir nicht." Dann fährt er fort. „Die Gesetze der Moral und Tugend müssen den Fürsten heilig sein, denn sie sind die Grundlage der wahren Politik. Das Tribunal der Geschichte, das einzige, dem die Fürsten nächst dem Himmlischen unterworfen sind, entschuldigt auch das glücklichste Vrrbrechen nicht: denn vom Menschen hängt nur die That ab, nicht die Folgen, die von Gott kommen." Das Gemälde, welches Karamsin von Johann dem Schrecklichen entwirft, ist Schauder erregend. Der berühmte russische Historiograph konnte hier nicht anders

schreiben, als er eben schrieb, denn da er sonst alles Andere mit einer für den Leser peinlichen Genauigkeit und Breite vortrug, würde sein Werk lückenhaft erscheinen; und wollte er, dem Auslande gegenüber, denn die Thaten dieses Zaren sind historisch erwiesen, kein parteiischer Geschichtschreiber sein, so mußte er auch Alles in den Conturen dieses Gemäldes so scharf bilden. Der Gegenstand hätte eine noch schärfere Zeichnung ertragen können. Wie schrecklich dieser Mensch gehaust und welche Eigenschaften er gehabt haben muß, beweist schon sein Beinamen, den ihm die Russen gaben, nämlich: grósnüj, welches im Deutschen streng, hart, scharf, schrecklich, furchtbar, trotzig bedeutet. Wir würden das Gefühl der meisten unserer Leser allzusehr beleidigen, wenn wir ihnen die Grausamkeiten dieses Menschen, und gäben wir sie auch mit den gelindesten Farben, vortragen würden. Nur einige Züge aus seinem Leben, die wir dem Karamsin entlehnt, wollen wir nach unserer Art zu erzählen, hier mittheilen, weil sie scharf bezeichnend sind für Vieles, das den meisten unserer Leser nicht recht begreiflich ist und, ohne dieselben auch durch eine ausführliche Beschreibung, nicht leicht begreiflich gemacht werden kann.

Wir haben jenes Krieges ohne Blutvergießen, in Folge dessen Rußland frei wurde von dem schmählichen Joche der Zwingherrschaft, Erwähnung gethan, aber wir unterließen dabei zu bemerken, daß Johann III. auch schon früher die Tataren in manchen blutigen Schlachten besiegte, wodurch er eben so kühn wurde, dem Groß=Chan Huldigung und Tribut zu verweigern. Er schlug auch die Litthauer und eroberte mehrere Gebiete wieder, welche diese seinen Vorfahren entrissen hatten. Daß er überhaupt große Thaten gethan haben mußte, beweisen seine Beinamen, die man ihm gab, nämlich: der Siegreiche, der Stolze, der Große. Als er Schwiegersohn des byzantinischen Kaisers Emanuel wurde, dessen Tochter Helene er heirathete, hatte er sogar gerechte Hoffnungen, auf den griechischen Kaiserthron zu gelangen. Dieses Alles machte ihn aber auch über die Maaßen stolz. Er gab sich die Titel: Zar und Selbstherrscher aller Reußen, nahm das kaiserliche Wappen, den zweiköpfigen Adler an und erhob die Untheilbarkeit des Landes zum Reichsgesetze. Hochmüthig und zornig, wie er von Natur war, beherrschte er nunmehr

sein durch die langjährige Mongolenherrschaft ohnehin an Knechtschaft gewohntes Volk mit der rohesten Willkür. Wie er mit den höchsten Würdenträgern seines Reiches verfuhr, das sahen wir schon auf Seite 37. Er ließ sich wie einen Gott verehren und seine Höflinge, früher Souverains, und deren Söhne sanken vor ihm in den Staub. Jeder dieser niedrigen Seelen trachtete, mit Hintansetzung aller menschlichen Würde, nach seiner Gnade; sie haßten und verleumdeten sich einander, um in des Zaren Gunst der Größte zu werden. Diese Elenden, die sich früher als regierende Herren in Zwistigkeiten, Bruderkriegen und in der Verwüstung des eigenen Vaterlandes so wohl gefielen, setzten jetzt, als unterthänige Knechte Johann's, ihre Rangstreitigkeiten an dessen Hofe fort und übten sich in der Hinterlist, Verleumdung und in den abscheulichsten Ränken. Wer in diesem erbärmlichen Treiben den Sieg davon trug, hatte die Gnade, dem Zaren die Hand zu küssen, wer unterlag, wurde gefoltert, geblendet, verbannt! Wie es mit der Sitte und Gerechtigkeit Johann's III. beschaffen war, sahen wir schon an dem Tode jener unglücklichen Aerzte. Diese gräßliche Bojarenwirthschaft fand auch am Hofe Wassilij Wassilijowitsch's, des Nachfolgers Johann's, Statt. Zar Wassilij brachte die zwei letzten Theilfürstenthümer, Rjäsan und Sewerien, wie auch den Freistaat Pskow, welche sein Vorfahre sich nicht unterworfen hatte, unter seine Herrschaft. Mit Neid und Verdruß hatten die Höflinge seit lange auf die Herren jener zwei Gebiete gesehen, die sich noch als Souverains zu behaupten gewußt hatten. Beide wurden der Verrätherei beschuldigt und jämmerlich umgebracht. Zar Wassilij ließ sich nach einer zwanzigjährigen Ehe von seiner Gemahlin scheiden und heirathete eine Litthauerin, Helene mit Namen, aus dem Geschlechte der Glinßky, die sich in der russischen Geschichte sehr berüchtigt gemacht hat. Ein paar Jahr nach dieser ehelichen Verbindung reiste der Zar mit seiner Gemahlin nach den verschiedenen Wallfahrtsörtern, nach Perjesslawl, Rostow, Jarosslaw, Wologda und bis an den weißen See. Helene wallfahrte auch allein und der frömmsten Pilgerin gleich, zu Fuße nach andern heiligen Stätten, gab reichlich Almosen, ließ Gebete halten, that Gelübde u. s. w., damit Gott sie Mutterfreuden erleben lassen möchte. Endlich schien ihr Gebet

erhört worden zu sein, denn der Himmel schenkte ihr im Jahre 1530 am 25. August Abends 7 Uhr einen Sohn. Das verursachte einen Jubel in der Zarenstadt, eine allgemeine Freude im ganzen Lande, als ob der zweite Weltheiland geboren worden sei. Der Zar Wassilij ließ, im Uebermaße seines Glückes, die Gefängnisse öffnen und schenkte Allen, die darin geschmachtet hatten, den Schuldigen und Unschuldigen, die Freiheit; er überschüttete alle Kirchen mit reichen Geschenken, füllte die Armencassen mit Geld an und that dgl. m.

Wie die Annalisten erzählen, herrschte damals ein Jubel in Moskau, desgleichen die Stadt bisher nicht gesehen hatte. Als der Prinz zehn Tage alt war, wurde er mit außerordentlichem Kirchengepränge in dem bereits erwähnten Troizka-Kloster auf den Namen Johann getauft. Dann wurde er auf den Sarg des heiligen Sergius gelegt und der Heilige angefleht, dem Prinzen ein Führer durch's ganze Leben zu werden. Sergius aber schien das Flehen nicht erhört zu haben, denn dieser Prinz war der nachherige schreckliche Zar. Wassilij, sein Vater, starb als sein Sohn vier Jahre alt war (1534). Mit diesem Jahre läßt man auch die Regierung Johann's des Schrecklichen beginnen. Da er aber als Kind nicht regieren konnte, führte seine Mutter die Regentschaft. Seit 600 Jahren, seit Olga, hatte kein Weib in Rußland die Regentschaft geführt. Die Bojaren, namentlich die, welche aus Ruriks Geschlecht stammten, hätten gern gesehen, wenn Helene den Schleier genommen und im Kloster Ersatz für den Verlust ihres Gemahls gesucht hätte. Allein diese leichtfertige und lebenslustige Frau zeigte ihnen bald, wie sie zu leben und zu herrschen gesonnen sei. „Der Mann, den ich liebe, soll mir Ersatz und Euch Gebieter sein!" sagte sie und führte mit diesem ihrem Günstlinge ein sehr lustiges Leben. Wer da äußerte durch Wort oder Geberde, daß er solch lustiges Leben nicht gut heißen könnte, den machte das verliebte Paar mittelst Tortur, Galgen und Beil unfähig, je wieder eine Silbe zu sprechen oder den Kopf zu schütteln; ihre eigenen und ihres Sohnes nächsten Verwandten mußten dieses erfahren. So ging das vier Jahre, da hatte das lustige Leben ein Ende: Helene starb plötzlich.

Da erinnerten sich die vornehmsten Bojaren, Abkömmlinge der ehemaligen Theilfürsten, daß ihre Voreltern so

lange als Feinde des Großfürsten und des Staates behandelt worden und durch den Großvater des jungen Zaren ihrer Souverainitätsrechte verlustig gegangen waren. Jetzt wollen wir uns der Vormundschaft bemächtigen über denselben Despotismus, dessen Schlachtopfer unsere Ahnen waren! sagten sie und so bemächtigten sie sich der Regentschaft. Die Hauptrolle unter ihnen spielte der Fürst Schuißkij. Daß sie Gleiches mit Gleichem zu vergelten beschlossen hatten, ging aus Allem hervor. Ihre fürstlichen Voreltern mußten es sich als die größte Gnade anrechnen, daß sie Johann dem Stolzen die Hand küssen durften. Nun war die Reihe an ihnen. Schuißkij machte daher die Person des jungen Zaren Iwan nicht selten zu seinem Fußschemel. Sie waren die Herren in seinem Palaste. Nicht selten drangen sie in der Nacht in sein Zimmer und störten ihn in seinem süßen Schlafe. Seinen Schatz plünderten sie. Kurz, sie führten die Regentschaft mit der rohesten Willkür und schonten des jungen Zaren eben so wenig, wie der geringsten Unterthanen und aller Großen, die an ihrem heillosen Treiben kein Wohlgefallen zeigten. Unter dieser Bojarenwirthschaft erreichte Johann sein vierzehntes Jahr. Glinßky, sein Vetter und dessen Anhänger hatten seit lange versucht, den rohen Schuißkij sammt seinem Anhange zu stürzen. Stets aufgemuntert von diesem hatte der junge Zar einmal auf der Jagd das Herz, dem unverschämten Schuißkij zu Leibe zu gehen. Nun fielen Alle über den Elenden her, warfen ihn zu Boden und hetzten die Hunde auf ihn, die ihn zerrissen und förmlich auffraßen. Bald darauf fing der vierzehnjährige Knabe an, unumschränkt zu herrschen. Glinßky und seine Genossen verleiteten ihn zu allerlei Ausschweifungen. Wie einst die Bojaren zu Igor dem Fürsten sagten: „Komm' und laß' uns auf Tribut ausgehen!“ d. h. im Lande umherziehen und mit unsanfter Gewalt die Abgaben eintreiben, wobei jener um's Leben kam, denn da die Derewier schon Alles gegeben hatten, was sie besaßen, und Igor noch mehr verlangte, erschlugen sie ihn; also sagten auch Glinßky und seine Spießgesellen zu Johann und so durchzog er mit ihnen die Provinzen, schlug und plünderte die Unterthanen. Mit diesem erpreßten oder geraubten Gelde bestritten sie ihren Aufwand und ihre Schwelgereien. Glinßky rieth auch dem jungen Zaren,

sich einen tüchtigen Stock anzuschaffen, um ihn überall zu tragen, damit er bei jeder Gelegenheit d'rein schlagen und auch alle Bittende gleich abfertigen könnte, denn nur so würde man ihn als unumschränkten Herrscher anerkennen. Der junge Bösewicht hatte bald so viel gelernt, daß der beste Lehrmeister in diesem Fache ihm keinen Unterricht mehr geben konnte, er bedurfte nur noch dann und wann der Aufmunterung! „Vergnüge dich doch, Zar!“ sagten sie zu ihm, wenn er nachdenkend da saß. Und der Zar vergnügte sich, indem er zu Pferde stieg, durch die Straßen der Stadt galoppirte, Kinder, Weiber, Männer und Greise unter die Hufe seines Pferdes brachte, und Alle die er erreichen konnte, mit der Peitsche tractirte. Sein Vergnügen bestand auch darin, daß er wilde Thiere zu Tode marterte und die Hausthiere aus dem obersten Stockwerke seines Palastes auf die Straße schleuderte. Endlich fing das Volk an zu wüthen, steckte mehrere Gebäude in Brand und lärmte fürchterlich. Da begab sich ein Geistlicher, Namens Sylvester, das Evangelium in der Hand, in den Palast zu dem jungen Zaren, der über den Aufstand vor Schrecken zitterte, und sprach zu ihm: „All dieses Unglück, daß Du siehst und hörst, haben Deine Gräuelthaten herauf beschworen! Es ist der brennende Zorn des Himmels, der Dich verzehren wird, wenn Du nicht abläßt von Deinem ruchlosen Leben und Treiben!“ Und um seiner Ermahnung den gewünschten Erfolg zu geben, spielte der in Künsten der natürlichen Magie eingeweihete Mönch dem in der größten Angst zitternden jungen Tyrannen ein paar Stückelchen vor, welche dieser für Wunder Gottes hielt. Dies Alles wirkte so vortrefflich, daß man Hoffnung auf eine förmliche Umwandlung des jungen Gemüthes hegen konnte. Aber mehr noch als der furchtbare Aufstand, als die drohenden Ermahnungen und Zauberkünste des Mönches, mehr als alles andere vermochte die jugendliche, schöne, sanfte, in allen Tugenden ausgezeichnete Anastasia Románow, über die wilden Leidenschaften dieses späterhin so schrecklichen Menschen. Der junge Zar vermählte sich mit ihr im Jahr 1547. Während dieser glücklichen Verbindung war sein ganzes Wesen wie verwandelt. Als ihm aber diese Anastasia starb (1560), da fing er an sich als jenes moralische Ungeheuer zu zeigen, von dem die russischen Annalisten, die fast alle Mönche waren, sagen: „Seine Tyrannei ist ein fremdes Ungewitter,

das aus dem Abgrund der Hölle stieg, um Rußland zu verwirren und zu verderben." Ja, nach dem Tode seiner Anastasia, die man ihm nicht gegönnt und deshalb vergiftet hätte, wie er, wahnsinnig genug, sein ganzes Leben lang behauptete, ergab er sich allen Lastern, was er in seinen Briefen selbst gesteht. „Euch Mönche," schrieb er an seinen Beichtvater, den Abt des Cyrill-Klosters, „kommt es zu, uns in der Finsterniß und Irrrede zu erleuchten; ich aber, ich — Hund, wer soll mich belehren und wozu anweisen und wodurch erleuchten? Ich selbst bin stets gewesen in Trunkenheit, — Todtschlag und Blutvergießen, in Plündern und Rauben, in jeglicher Schandthat u. s. w. — Dieser Brief, den wir hier unmöglich geben können, wie der Zar ihn selbst schrieb — wird in dem St. Cyrill-Kloster, in der Patriarchal- und andern Bibliotheken aufbewahrt. Als der Zar anfing so schrecklich zu hausen, floh der Fürst Kurbßkij nach Litthauen und deshalb nannte er ihn einen Landesverräther, von dem er sein ganzes Leben lang mit der größten Bitterkeit sprach, und behauptete, er gehöre mit zu denen, die ihm seine Anastasia vergiftet hätten. Um so auffallender ist es, daß er an eben diesen Kurbßkij in einem eigenhändigen Briefe vom 17. September 1577 unter anderm folgendes schrieb:

„Und nun erbarme sich Gott meiner, des Sünders, des, — des Tyrannen... Hättet ihr mir nur nicht die junge Freundin Anastasia entrissen, so wären große Todsünden nicht geschehen..." — Johann, sagt Karamsin, hatte seine Anastasia wirklich geliebt; allein sein Schmerz, den er bei und nach ihrem Tode zur Schau trug, entsprach keineswegs seinem leichtsinnigen Charakter, denn er nahm sich, dem Kirchenverbote mehr als in einer Hinsicht zum Trotze, sieben Weiber, die er alle recht grausam behandelte.

Große Freude hatte dieser schreckliche Herrscher an allen Angebereien und Verleumdungen, zumal wenn sie aus dem Munde derer kamen, die ihm zu schmeicheln wußten, aufdaß er Ursache hatte, die Menschen foltern und hinrichten zu lassen. Beweise verlangte er nicht. Er vergoß das Blut in Strömen; in Kerkern und in Klöstern stöhnten die Opfer seiner Mordlust. Moskau war schon erstarrt vor Furcht und Schrecken; aber die Tyrannei war noch erst im Reifen begriffen; die Gegenwart schauderte vor der Zukunft. Für einen Tyrannen,

sagt Karamsin, der von Tag zu Tag mißtrauischer wird, gibt es keine Besserung, denn der Blutbecher stillt nicht, er vermehrt den Blutdurst, er wird zur grausamsten Leidenschaft, die dem Geiste unbegreiflich ist, denn sie ist Wahnsinn, eine Geißel des Volkes und des Tyrannen selbst. Johann war in der That wahnsinnig, denn er witterte in jedem seiner Unterthanen, ja, sogar in seinem eigenen Sohne, dem Zarewitsch, einen Verräther, der ihn und das Reich an Polen verrathen wollte. Nachdem er schon so Viele aus den vornehmsten Geschlechtern hatte umbringen lassen, suchte er einen Vorwand zu neuen Gräuelthaten. Ohne daß Jemand, außer denen, die mit ihm zogen, etwas wußte, war der Zar im Anfange des Winters im Jahr 1564 mit seinen ihm ergebenen Bojaren, Gerichtspersonen und Soldaten aus Moskau gereist. Er führte eine Menge Schätze mit sich: Gold, Silber, Heiligenbilder mit Edelsteinen geschmückt, Kruzifixe, kostbare Gefäße und Gewänder, und eine Masse Geld. Er hatte seinen Plan schlau entworfen. Die ganze Stadt gerieth jetzt in Angst — jeder, der etwas zu verlieren hatte, malte sich die Folgen der Anarchie mit den peinlichsten Farben aus. Des Zaren gehorsamste Diener, die in der Stadt geblieben waren, mögen wohl durch ihre Schilderungen diese Angst und Sorge für Hab und Gut, am meisten veranlaßt haben. Die Folge davon war, daß man beschloß, den Landesherrn unter jeder Bedingung zur Rückkehr zu bewegen. Daher eilte eine Menge der angesehensten Leute aus den Classen der Geistlichkeit, Bojaren und Bürger dem Zaren nach. Man erreichte ihn, fiel ihm zu Füßen nieder, jammerte und flehete ihn an, er möge zurückkehren und dann richten und strafen, wie es seiner Weisheit und Gnade angemessen wäre, so gäbe es doch keine Anarchie.

„Um meines Vaters, des Metropoliten willen und der Bischöfe, meiner Fürbitter bei Gott, werde ich zurückkehren, um mein Reich wieder zu regieren," sagte er zu denen, die vor ihm im Staube lagen; „aber unter welchen Bedingungen, das werdet ihr bald erfahren." Seine Bedingungen aber waren, daß er ohne Beschwerden der höchsten Geistlichkeit und der höchsten Würdenträger, ohne Murren und ohne Alles, die Verräther zum Tode verurtheilen und ihre Güter einziehen könnte. Mit diesen Worten hatte der schreckliche Zar schon das Todesurtheil über Viele ausgesprochen, die vor ihm auf

den Knieen lagen und durch ihr Bitten und Flehen ihn zur Rückkehr zu bewegen trachteten. Tief gerührt dankten ihm Alle und priesen des Herrschers Gnade. Diese seine verstellte Flucht aus der Zarenstadt dauerte vom Anfang December bis zum zweiten Februar, also ungefähr zwei Monate. Während dieser Zeit hatte er gebrütet, auf welche Weise er das schreckliche Blutgericht halten sollte. Die Wuth, welche in diesem Menschen kochte, hatte ihm während der zwei Monate seines Brütens das Kopf- und Barthaar förmlich abgesengt, denn, als er in Moskau ankam, war sein Haupt kahl wie ein gebleichter Todtenschädel. Er war damals erst 35 Jahre alt. Auf seinem Gesichte malte sich ein finsterer Grimm; alle seine Züge waren verzerrt, sein Blick war erloschen, man konnte ihn nicht wieder erkennen.

Zu Moskau vertrieb er in zwei Straßen die Eigenthümer aus ihren Häusern und erbaute sich daselbst einen Palast. Dieses Gebiet und seine Leibwache dazu nannte er Opritschnina, d. h. Auserwähltes, und alles andere nannte er Semtschina, d. h. Landschaftliches. Opritschnüj heißt eigentlich ausgenommen, abgesondert. Die Opritschniks oder Trabanten dieser zarischen Leibwache waren demnach solche, die von allen andern abgesondert oder ausgeschlossen waren, und zwar zu ihrem Nutzen, denn sie genossen große Vorrechte und nach dem Begriffe des Wortes konnte man sie, mit besondern Vorrechten begabte Leute nennen. Diese seine berüchtigte Leibgarde hatte der Zar aus der untersten Schichte des Volkes gebildet, weil er wußte, daß diese Classe von Menschen alle Bojaren und alle Vornehmen über die Maaßen haßte. Bei Vollstreckung der Todesurtheile durch diese Henkersknechte war daher an kein Mitleid zu denken.

Die Opritschniks konnten ihre Nachbaren bestehlen und berauben, ohne das ihnen ein Haar gekrümmt wurde, denn sie waren ja die Auserwählten, die mit besondern Vorrechten Begabten. Klagte ein Bestohlener, so forderte der Auserwählte noch eine Geldbuße für diese Beschimpfung. Eine bisher unerhörte Betrügerei wurde bald allgemein unter diesen Trabanten. Die zum Offizierstande gehörenden befahlen ihren Burschen mit dieser oder jener Sache sich in den Häusern reicher Edel- und Kaufleute zu verstecken, und war das geschehen, so eilten sie zur Polizei und gaben an, ihre Diener hätten sie

bestohlen und seien davon gelaufen, sie vermutheten aber, daß sie sich in diesem oder jenem Hause versteckt hätten. Darauf begaben sie sich in Begleitung von Gerichtsdienern in die Häuser, um die Läuflinge aufzusuchen. Bald fand man sie auch mit der gestohlenen Waare. — Die Hauseigenthümer, welche ganz unschuldig an der Sache waren, wurden nun in Strafe von 1000 und mehr Rubel genommen. Einmal weigerte sich solch ein falsch angeklagter Kaufmann die Geldstrafe zu erlegen. Der Opritschnik trieb ihn daher auf den Marktplatz, und ließ ihn so lange peitschen, bis das Geld ihm überreicht wurde. Nicht selten warf ein Opritschnik selbst irgend Etwas in einen Kaufmannsladen, ohne daß es Jemand sah. Darauf ging er klagen und kam dann mit einer Gerichtsperson zurück, um das angeblich ihm gestohlene Gut zu suchen. Der Kaufmann mußte Strafe zahlen. Zuweilen packte ein solcher Auserwählter auch einen Menschen auf offner Straße an, führte ihn vor Gericht und beklagte sich über Beschimpfung, die ihm nicht zugefügt worden. Die Strafe welche nun den Unschuldigen traf, war manchmal sehr bedeutend; denn einem Opritschnik ein unhöfliches Wort zu sagen, hieße, den Zaren selbst beleidigen. Auf Geld und immer wieder auf Gelderpressungen hatten es diese Trabanten abgesehen. Sie waren die Jäger und alle Nichtauserwählten waren das Wild, das sie jagten. Je verhaßter sich diese Kerle bei den Bojaren und bei allen Andern machten, desto höher stiegen sie in der Gunst des Zaren, und desto mehr Gewalt räumte er ihnen zur Ausführung ihrer schlechten Streiche ein; denn der Haß, den sie sich dadurch zuzogen, diente ihm zum Unterpfande ihrer Treue und Anhänglichkeit an ihn.

Im Ausgrübeln alles dessen, was zur Pein und Qual der Menschen diente geschickt, hatte der Zar sich auch ein schönes Symbol ausgedacht. Es bestand in Hundeköpfen und Besen, welche seine Trabanten, wenn sie ausritten, in Natura an den Sätteln hängen hatten, und deutete an, daß die Feinde des unumschränkten Herrschers gebissen und das ganze Land tüchtig gefegt werden müßte.

Eines Tages ritt der Zar, begleitet von seinen Opritschniks in der Stadt herum und betrachtete die Häuser derer, die er schon in die Acht erklärt hatte. Er ließ sie in Aschenhaufen verwandeln, und die treuen Diener der Geächteten, welche diese

Häuser bewacht hatten, ließ er hinrichten. Auch das Vieh, daß bei dem Brande nicht umkam, ließ er tödten, ja, er ließ sogar das Wasser in den Teichen, welche zu den Gebieten dieser Häuser gehörten, ablaufen, damit auch die Fische umkämen.

Einmal hielt der Metropolit einen feierlichen Umgang, der Zar mit seinen Trabanten war auch dabei. Einer von ihnen ging hinter dem Oberhaupte der Kirche und behielt dabei seine Mütze auf dem Kopfe. Der Metropolit bemerkte es und beklagte sich beim Zaren ob dieser unerhörten Frechheit. Das Volk fing laut an zu murren über diese Beschimpfung des Allerheiligsten. Der Opritschnik hatte aber in einem Nu sein Mützchen so gut versteckt, daß es nicht zu finden war. Johann's Günstlinge, denen der Metropolit ein Dorn im Auge war, versicherten nun dem Zaren, daß der Kirchenhirte, der dem Herrscher selbst verhaßt war, dieses Mährchen ersonnen hätte, um das Volk gegen die Lieblinge Sr. zarischen Majestät aufzuhetzen.

Johann schimpfte den Metropoliten öffentlich aus, nannte ihn einen Lügner, Aufrührer, Bösewicht, der nach der ganzen Strenge der Gesetze gerichtet werden müßte. Sogleich machten sich einige Günstlinge des Zaren auf den Weg nach Solowezkoi, wo der Metropolit einst Abt war und verlangten von den Mönchen, ihrem einstmaligen Abte Philipp ein schlechtes Sittenzeugniß zu geben. Allein alle diese Klostergeistlichen lehnten das Gesuch von sich; denn Philipp hatte sich stets als ein weiser und frommer Mann erwiesen. Doch der damalige Abt dieses Klosters, Namens Paiissas, der gern Bischof werden wollte, erfrechte sich, den Bösewichtern zu willfahren. Der Metropolit Philipp wurde nun vor Gericht gestellt, Paiissas brachte seine Verleumdungen mit unglaublicher Frechheit vor. Aber der weise fromme Mann sprach mit Würde und Todesverachtung! „Es ist besser als Märtyrer zu sterben, denn Metropolit zu sein in dieser unseligen Zeit des Schreckens und des Frevels!" Der Zar befahl ihm, noch Einmal Messe zu lesen. Das geschah am Tage des Erzengels Michail (am 8. Nov.) in der Kirche zur Himmelfahrt Mariä in Moskau. Als nun der Metropolit im Erzbischöflichen Ornate am Altar stand, erschien der Bojar Bassmánow mit dem Urtheile in der Hand und einem Haufen bewaffneter Opritschniks. Das Urtheil lautete auf Entsetzung aller Würden des Metropoliten,

und als es ihm vorgelesen war, stürzten die Auserwählten auf den Hohenpriester los, rissen ihm die bischöflichen Kleider vom Leibe, hüllten ihn in einen schäbigen Kittel ein und fegten ihn mit Besen zur Kirche hinaus. Von hier wurde er auf einer Schleife in das Kloster „zur Erscheinung" gebracht. Darauf saß er acht Tage lang in Ketten und litt gräßlichen Hunger.

Solche Nebendinge unterbrachen aber den Zaren nicht in seinem schrecklichen Vergnügen, denn Hinrichtungen derer, die ihm verhaßt waren, fanden täglich statt. Endlich aber beschloß er, nicht bloß einzelne Hinrichtungen vorzunehmen, sondern ganze Städte voll Menschen zu opfern. Mit Torschok, einer Stadt im Nowgorodschen, wo die rasenden Opritschniks auf einem Jahrmarkte mit den Einwohnern Händel anfingen, wurde der Anfang gemacht. Der Zar erklärte die Einwohner daselbst für Rebellen, und ließ sie fast alle umbringen. Auch in Kolomna richteten die Opritschniks solches Unheil an, und die unschuldigen Bürger mußten das Loos ihrer Leidensbrüder von Torschok theilen.

Es gibt Dinge, sagt Karamsin, die auch den verhärtetsten Tyrannen zurückschrecken und ihn in seinem Wüthen aufhalten; zuweilen ist er Mensch; er liebt zwar das Gute nicht mehr, aber er fürchtet die äußersten Grenzen im Bösen; beunruhigt durch das Gewissen, erleichtert er sich durch den Gedanken, diese und jene Gräuelthat noch nicht begangen zu haben. Allein dieser Rückenhalt ist nicht zulässig, denn Verbrechen reißen zu Verbrechen hin, und eingedenk dessen konnte der Prinz Wladimir sein Schicksal voraussehen. Dieser Fürst reiste in einer Mission des Zaren Johann, um den Oberbefehl des Heeres zu übernehmen, welches Astrachan gegen die Tataren vertheidigte. In Kostroma und Nischnij-Nowgorod empfing ihn die Geistlichkeit und Bürgerschaft mit Ehre: jene ging ihm mit dem heil. Kreuze entgegen, und diese brachten ihm Salz und Brot, eine Sitte, die noch heutzutage geübt wird, wenn der Kaiser oder ein Mitglied seines Hauses auf der Reise in einer Stadt ankommt. Der Zar erfuhr dieses. Sogleich gab er den Hauptpersonen, welche an der Spitze standen, als dem Prinzen diese Ehre erwiesen wurde, den Befehl, vor ihm in Moskau zu erscheinen. Als sie ankamen, ließ er sie hinrichten. Den Prinzen Wladimir aber, der noch sogar ein Vetter des

Zaren war, verurtheilte er sammt seiner Frau und seinen Söhnen zum Giftbecher. Darauf ließ er auch des Prinzen Mutter und dessen Diener umbringen.

Zu dieser Zeit waren schon, wie bereits erwähnt, die beiden Freistaaten, Groß-Nowgorod und Pskow dem Zarenreiche einverleibt. Daß der schreckliche Mensch seit lange mit dem Gedanken umging, den Freiheitsgeist, der sich in diesen Staaten von den Großvätern auf die Enkel vererbt hatte, mit einem Male zu vernichten, haben wir auch schon angedeutet, und wie er in Nowgorod gehaust, sahen wir auf Seite 123. Nachdem die 60000 Menschen umgebracht waren, ließ der Zar am 12. Februar 1570 von den noch lebenden Einwohnern, aus jeder Straße Einen, vor sich kommen. Seine Wuth, die während sechs Wochen sein Gesicht abscheulich entstellt hatte, war gewichen. Mit gemäßigter Stimme sprach er zu ihnen: „Ihr Männer von Nowgorod! Alle bis jetzt noch Lebende! betet zu Gott dem Allgütigen für unsere gottesfürchtige Zarenschaft und für unsere liebe Kriegerschaft (Opritschniks), damit Wir alle Unsere Feinde, die sichtbaren und die unsichtbaren besiegen möchten. u. s. w." — Darauf ließ er die großen Schätze, die er aus den Kirchen, Kaufläden und andern reichen Häusern sich zugeeignet hatte, nach Moskau abführen. Der Erzbischof Pimen, dessen Namen ja auch von dem schändlichen Peter nachgeahmt und auf das verrätherische Document gesetzt worden war, mußte, mit einem Narrenkleide angethan, eine Schellentrommel und einen Dudelsack in der Hand und auf einer weißen Stute sitzend, hintendrein reiten. So hatte es der Zar anbefohlen.

Nun beschloß er Pskow ebenfalls so zu züchtigen, da, nach seiner Einbildung, auch dieser einstmalige Freistaat, ihn an Polen verrathen wollte. Hier lebte aber der durch seine Frömmigkeit berühmte Einsiedler Salos Nikola (der Blödsinnige), welcher, vereint mit dem edlen Fürsten Jurij, Tokmatow, Statthalter von Pskow, diese Stadt von dem Untergange rettete. Am Sonnabend in der zweiten Woche der großen Fasten übernachtete der Zar im Nikolai-Kloster auf Ljubatow, im Angesichte Pskow's. In der Stadt aber schloß Niemand während der ganzen Nacht ein Auge; man nahm Abschied vom Leben: die Väter von ihren Kindern, die Weiber von ihren Männern. Um Mitternacht hörte der Zar das

Messeläuten, sein Herz war wunderbar bewegt; denn er stellte sich vor, wie jetzt wohl die Bürger zur Frühmette gingen, um Gott den Allmächtigen anzuflehen, daß er sie erretten möge, vor den Gräuelthaten ihres Zaren. Er sah im Geiste, wie sich alle unter Thränen vor den Heiligenbildern niederwarfen. Der Gedanke, daß Gott ein so inbrünstiges Gebet der Tausenden wohl erhören möchte, rührte seine Seele und erfüllte sie zugleich mit Furcht und Sorge. „Stumpft eure Schwerter an den Steinen ab, damit das Morden ein Ende habe," sagte er zu seinen Würgengeln. Als er am andern Tage in die Stadt einritt, sah er in allen Straßen Tische mit gekochten Speisen vor den Häusern stehen. Der Fürst Tokmatow hatte dieses nach seiner Klugheit so anzuordnen befohlen. Die Bürger mit ihren Weibern und Kindern, Brot und Salz in der Hand haltend, beugten das Knie, grüßten den Zaren, indem sie sprachen: „Zar, großer Fürst! wir, Deine treuen Unterthanen, bieten Dir, voll von Anhänglichkeit und Liebe, Brot und Salz; aber mit uns und unsern Leibern thue nach Deinem Gefallen und nach Deiner Gnade und Weisheit; denn Alles, was wir haben und wir selbst sind Dein, großer Zar und Selbstherrscher." — Diese Unterwürfigkeit war dem Tyrannen angenehm. Nach dem Gottesdienste, dem er mit beiwohnte, begab er sich in die Zelle zu dem, damals schon so berühmt gewesenen frommen Mönche Salos Nikola, der sich unter dem Schilde seiner Blödsinnigkeit nicht fürchtete, den Tyrannen des Blutdurstes und des Kirchenraubes zu beschuldigen. Er bot dem Zaren ein Stück rohes Fleisch an. Johann sagte, er sei ein guter Christ und esse daher in den großen Fasten kein Fleisch. „Du thust noch viel Schlimmeres!" antwortete der blödsinnige Mönch, „denn Du nährst Dich von dem Fleische und Blute der Menschen und vergissest nicht nur der Fasten, sondern auch Gottes. Iwaschko! Iwaschko! (Verkleinerungswort von Johann,) wie lange willst Du noch unschuldiges Christenblut vergießen? Wenn Du auch nur gegen einen einzigen Menschen in dieser Gott geweihten Stadt Deine Hand aufhebst, so wird Dich der Allerhöchste mit seinem Blitze vernichten." Die Chronisten erzählen, daß sich damals auch sogleich der Himmel zu umdüstern schien, wie beim Vorhergange eines schweren Gewitters, obgleich es im Winter war. Wie dem auch gewesen sein mochte,

der Zar gerieth in eine solche Angst, daß er sich eiligst aus der Stadt entfernte, ohne einem Menschen ein Haar gekrümmt zu haben. Aber in den Vorstädten hielt er sich drei Tage auf. Hier erlaubte er seinen Schergen zwar zu plündern, verbot ihnen aber das Morden und den Kirchenraub. Selbst jedoch nahm er die Klostercasse und mehrere kostbare Heiligenbilder mit sich und eilte nach Moskau, wo der Bischof und einige Großen aus Nowgorod, die hierher transportirt worden waren, ihren Tod erwarteten. Der Zar ließ sogleich eine Untersuchung anstellen, wer ein Verräther gegen ihn und das Vaterland sei. Und da erfuhren Männer, die bei dem Herrscher selbst im Rathe saßen und sich seiner besondern Gunst bisher zu erfreuen gehabt hatten, daß die Gunst eines Tyrannen eben so gefährlich ist, als sein Haß; daß der geringste Verdacht, ein einziges Wort, ja, ein einziger Gedanke zu ihrem Verderben hinreichend sei; daß der Wütherich, indem er seine Augendiener züchtigt, sich des Gefühls der Gerechtigkeit erfreut, — ein seltenes Vergnügen für ein blutdürstiges Herz, das im Bösen zwar verknöchert, aber doch in seinem Sündenleben immer noch von Gewissensbissen gemartert wird. Nachdem diese Männer lange Zeit Ränke geschmiedet und Verleumdungen angezettelt hatten, wurden sie endlich selbst das Opfer derselben. Aber auch mancher andere Edle erlitt mit ihnen Qualen und Tod.

Der Kanzler Wisskowatij, ein in Staatsgeschäften sehr tüchtiger Mann; der Schatzmeister Funikow, ein ergebener Diener des Zaren von Jugend auf; der Bojar Jakowlew; die einsichtsvollen Djaken Stepánow und Wassilijew wurden verhaftet und zugleich mit ihnen auch die ersten Lieblinge Johann's: der Gewalthaber Alexis Bassmánow, ein sehr tapferer Mann, aber auch zugleich unverschämter Schmeichler des Zaren; ferner sein Sohn, der Truchseß Theodor, welcher dem Tyrannen und Schwelger zum Tödten wie zum Schmausen gleich unentbehrlich war, und endlich der, seinem Herzen am nächsten stehende ruchlose Bösewicht, Fürst Wjäsemsskij. Alle wurden angeklagt, mit dem Erzbischof Pimen im Plane gehabt zu haben, Nowgorod und Pskow an Polen zu verrathen, den Zaren Johann aus der Welt zu schaffen und den Prinzen Wladimir Andréjewitsch auf den Thron zu heben. Das Grundlose dieser Anklage springt deutlich in die Augen; denn

hätten diese Männer den Zaren ermorden wollen, sie hätten wahrlich weder der Beihilfe des Bischofs von Nowgorod noch die der Polen bedurft, und der Tyrann würde um keinen Preis die Stadt Pskow verschont, sondern ihr Nowgorod's Loos bereitet haben. Zar Johann hatte stets ein solches Vertrauen in den Fürsten Wiäsmesskij gesetzt, daß, wenn er krank war, er nur allein aus dessen Hände Arzneien nehmen wollte. Die Angeklagten wurden schrecklich gefoltert, und da verleumdete Einer den Andern, und die Schmerzen erpreßten Aussagen von Thatsachen, die weder begangen noch entworfen gewesen waren. Man weiß aus den Hexenprozessen, was die Tortur für Wunderdinge thun konnte. Alles aber, was die Unglücklichen in ihrer Pein aussagten, wurde pünktlich aufgezeichnet, und ein ungeheures Werk daraus gemacht. So wurde das Todesurtheil über alle ausgesprochen, das auch in Moskau, im Angesichte des Volkes und zwar dergestalt vollzogen wurde, daß die, schon an dergleichen Schrecknissen sehr gewöhnte Stadt, in die äußerste Bestürzung gerieth. Das Volk wollte kein Zuschauer dieses Blutgerichtes sein und versteckte sich in Kellern und Schlupfwinkeln; aber der Zar und seine Opritschniks trieben Alle, die sich finden ließen, aus ihrem Versteck heraus und auf den Marktplatz, um Augenzeuge von der Gerechtigkeit des Zaren zu sein. Das waren die Bedingungen, unter welchen Johann die Regierung des Reiches wieder zu übernehmen versprochen hatte. Karamsin malt diese schauderhafte Scenen historisch treu; aber wir wissen aus den russischen Chroniken, daß er noch lange nicht die graßesten Farben wählte. Dieses historische Schauspiel wurde im Jahr 1570, am 25. Juli in Kitaij-Gorod, an einem Orte in Moskau, dessen wir bereits auf Seite 187 erwähnt, aufgeführt. Wer dieses Schauspiel und ähnliches lesen will, müssen wir auf Karamsin und andere Geschichtsschreiber verweisen, da es nicht im Plane unseres Werkes liegt, dergleichen zu erzählen.

Während dieser Gräuelscenen schmauste der Zar mit seinen Auserwählten im Schlosse, wo auch Bären Zutritt hatten, welche er zum Zeitvertreibe wie im Zorne auf Menschen hetzte. Er hatte auch viele Hofnarren, die oft ein witziges Wort mit dem Leben bezahlten; denn aus dieser Zeit mag wohl das Sprichwort entstanden sein, das man noch heutzutage in Rußland sehr häufig hört: „Zar ne ljubit

schuditj" (der Zar liebt nicht zu spaßen). Zu diesen Spaßmachern gehörte auch der Fürst Gwostow, berühmt in seinem Fache. Einmal war der Zar sehr unzufrieden mit seinem Spaße und übergoß ihn mit einer Schüssel voll siedender Suppe. Der arme Lustigmacher fing vor Schmerz an zu weinen und wollte weglaufen. Aber Johann warf mit einem spitzen Ding nach ihm und traf ihn so gefährlich, daß der arme Hofnarr zu Boden stürzte. „Heile mir meinen braven Diener," sagte der Zar zu seinem herbeigerufenen Leibarzte, Arnolph, „denn ich habe unvorsichtig mit ihm gespaßt." — „So unvorsichtig, daß ihm Gott und Ew. zarische Majestät helfen können, ich nicht; denn es ist schon kein Athem mehr in ihm," antwortete der Doctor. Und der arme Spaßmacher war wirklich todt. Der Mensch des Schreckens war darauf wieder lustig. Ein anderesmal, als er bei Tische saß, kam der Wojewode von Stariza, Titow, verneigte sich fast bis zur Erde vor ihm und begrüßte seinen Herrn mit den üblichen Höflichkeiten. Der Zar antwortete: „Sei gesund, mein geliebter Wojewode! Du bist unserer Gnade würdig!" Dieses gesagt, schnitt er ihm ein Ohr ab. Ohne die geringste Empfindlichkeit gegen den Schmerz zu zeigen, dankte ihm Titow mit heiterm Gesichte für diese Gnade und wünschte ihm eine glückliche Regierung. Zuweilen vergaß der sonst so üppig lebende Zar Hunger und Durst, stieß Speise und Trank von sich, verließ plötzlich den Schmaus, rief mit lautem Geschrei seine Auserwählten herbei, setzte sich zu Pferde und sprengt fort um sich ein Vergnügen zu machen. So stürzte er einmal von einem üppigen Gastmahle weg, um die Litthauischen Gefangenen, die im Kerker zu Moskau schmachteten, nach seiner Weise zu tractiren. Einer derselben, der Ritter Bukofsky, entriß dem Zaren die Lanze und hätte ihn damit erstochen, wäre der Litthauer nicht, von dem Lanzenstiche des Zarewitsch getroffen, zu Boden gestürzt. Der junge Zarewitsch, das Ebenbild seines Vaters, war ein eifriger Gehilfe bei allen Vergnügungen desselben. Den Russen schien damals jede Hoffnung, einen menschlichen Landesherren zu erhalten, benommen gewesen zu sein, so war der Zarewitsch beschaffen. Nachdem nun hundert der unglücklichen Gefangenen abgethan waren, kehrte der Zar unter dem gewöhnlichen Zurufe seiner Auserwählten: Heida! heida! ins Schloß

zurück, setzte sich zum Mahle und es schmeckte ihm Speise und Trank. Einen tapfern Feldherrn, Namens Mitkow, nöthigte er, eine zu große Schaale voll Meth zu trinken. Dieser rief aus: „O Zar, Du nöthigst uns zugleich mit Dir Meth zu trinken, der mit dem Blute unserer christlichen Brüder gemischt ist!“ Der Zar machte ihm sogleich den Garaus.

„So war der Zar Johann, — so waren seine Unterthanen. Wenn er nicht alle Tyrannen, die je auf Erden gelebt, an Grausamkeit übertraf, so übertrafen doch sie alle Unterthanen an Geduld und Ergebenheit. Sie hielten die Gewalt des Landesherrn für göttlich; aber jeden Widerstand für eine Gesetzwidrigkeit; sie schrieben Johanns Tyrannei dem göttlichen Zorne zu und bereueten ihre Sünden; in Glaube und Hoffnung erwarteten sie seine Besänftigung, die indeß niemals eintrat; aber sie fürchteten auch den Tod nicht, indem sie sich damit trösteten, daß es eine Vergeltung jenseits des Grabes gäbe, und daß das irdische Dasein nur als eine Prüfung für das himmlische zu betrachten ist.“

„Die Macht des Volksgehorsams, fügt Karamsin hinzu, ist die Macht des Reiches.“ —

Unterdessen halfen Hunger und Seuche dem Herrscher das Land verwüsten. Während dieser Schreckensregierung war einmal die Hungersnoth so groß, daß die Menschen sich einander erschlugen und aufspeisten. Die zwei Jahre der entsetzlichen Theuerung fielen in die Zeit, als der Zar so furchtbar wüthete, vom Winter 1569 bis in's Jahr 1572.

Und diesem Mann des Schreckens boten die Litthauer, welche von allen seinen Gräuelthaten vollkommen Kenntniß hatten, im Geheimen die Krone von Polen an, im Fall Sigismund, der schon sehr alt war, stürbe. Was sollen wir dazu sagen?

Nachdem die Tataren ganz Moskau in einen Aschenhaufen verwandelt hatten, wie wir auf Seite 185 erzählt, und die Stadt wieder aufgebaut war, was binnen einem Jahr geschah, indem dieselbe, außer einigen Kirchen und Palästen, nur aus hölzernen Häusern bestand, da erschienen am 25. Juni zwei Gesandten des Chans Dewelet-Gerai in der zarischen Residenz, wo sie Johann empfing. Sie verlangten im Namen ihres Fürsten Astrachan und Kasan. Im Weigerungs-

falle aber droheten sie, abermals nach Rußland zu kommen und Alles mit Feuer und Schwert zu verwüsten. Und wie betrug sich dabei der Zar, der sich gegen die vornehmsten Kronenträger Europa's so hochmüthig gezeigt? fragt Karamsin. Er schlug die Stirn vor dem Chan! Er versprach ihm, Astrachan abzutreten und bat flehentlich, bis zum Friedensschlusse, Rußland nicht mit Krieg zu überziehen — er hatte ja hunderte seiner besten Feldherrn hinrichten lassen; wer sollte seine Heere gegen die Massen der Tataren anführen! Die Stirn schlagen vor Jemandem heißt in Rußland so viel als einen Fußfall thun, wobei mit der Stirn die Erde berührt wird.

Der Zar war indeß nicht gesonnen, dem Chan zu willfahren; er dachte vielmehr, durch seine demüthige Versprechungen und Geberden Zeit zu gewinnen, um ein Heer auszurüsten, das er den Tataren, wenn sie nochmals auf Moskau losrückten, entgegen führen könnte. Allein die Lust, das Blut seiner Unterthanen zu vergießen, war so groß in ihm, daß er alles Andere darüber vergaß, denn als noch die Trümmer von Moskau rauchten, als noch die Tataren große Frevel an den russischen Grenzen übten, gefiel sich der Zar in Blutgerichte, die er über seine Unterthanen, namentlich über seine Großen hielt, indem er die Todesurtheile über sie aussprach und dieselben durch seine „Auserwählte" an ihnen vollziehen ließ. Unter diesen Unglücklichen befanden sich auch Jakowlew, ein großer Gewalthaber und Erzieher des Zarewitsch; der Wojewode Saburew, ein Verwandter Johann's; der Bojar Saltükow. Kurz, Karamsin sagt: „Zu unbezweifelten Zeugnissen für dieses Zaren Grausamkeiten dienen, nächst den ausländischen Geschichtschreibern, unter denen viele glaubwürdige Zeitgenossen Johann's, auch die Aussagen der russischen Annalisten, des Zaren eigene Briefe, ferner die sogenannten Synodik-Gebetformularen, welche Johann selbst mit den Namensverzeichnissen der von ihm getödteten Männer, Weiber und Kinder in den Klöstern herumschickte und für die abgeschiedenen Seelen zn beten befahl. Auf den Verzeichnissen befinden sich viele Namen der berühmtesten russischen Familien, z. B. der Fürsten Chilkow, Gorbatij, Rostowsskij, Kurakin, Tscherkasskij, Obolenzkij; ferner das damalige Mitglied des Reichsraths Otschin-Pletscheijew, der berühmte Chawarow-Dobrinßkij, Wórónzow, Rassladin, ein Abkömmling des berühmtesten Bojaren

des vierzehnten Jahrhunderts, Kwatschnjä, ferner der Wojewode Kirik-Tjurkow, der große Feldherr Kaschkow, der Wojewode Lükow; außer zehn Kolitschéws, kamen auch eine Menge Fürsten von Jarosslawl um, ferner viele Prossarowsskijs, Uschatijs, Sobolsskijs, Buturlins u. s. w. Aber noch sollte ein großer Name in das ungeheure Todtenregister eingeschrieben werden, nämlich den des edeln und berühmten Fürsten Worotünsskij, wie bereits auf Seite 185 erwähnt. Als die Tataren 120,000 Mann stark, zum zweiten Male gegen Moskau zogen, um die neu aufgebaute Stadt wieder zu verheeren, schickte der Zar in der größten Angst seinen Schwager, den Fürsten Michail Temgrjukowitsch, einen getauften Tataren, berühmten Wojewoden und Oberbefehlshaber der Auserwählten mit einem großen Haufen Opritschniks dem Feinde entgegen; berief ihn aber, noch ehe es zum Treffen kam, zurück und ließ ihn auf einen Spieß setzen, auf welchem er den Geist aushauchte. Da stellte sich der große Feldherr Worotünsskij, Sieger in zwanzig Schlachten, an die Spitze des kleinen russischen Heeres und schlug, 7 Meilen von Moskau, die Tataren dergestalt auf's Haupt, daß alles Gepäcke des Chans und seine besten Feldherren in die Hände der Russen fielen. Der Chan selbst entging mit 20,000 seiner besten Reiter der Gefangenschaft und floh nach Taurien.

Als darauf zwei hohe Würdenträger des Reiches vor dem edeln Fürsten Worotünßkij die Stirn schlugen, war dieser so bescheiden, daß er den großen Sieg nur Gott und dem Zaren zuschrieb. Aber welcher Lohn ihm dafür wurde, haben wir auf Seite 185 erwähnt. Er war ein Freund des Fürsten Kurbßkij, den der Zar haßte, weil er sich von ihm nicht zu Tode peinigen lassen wollte, und das war genug. Worotünßkij wurde der Zauberei, der Zusammenkünfte mit Hexen und des Anschlags auf das Leben des Zaren angeklagt, und zum Tode verurtheilt. Wie man ihn peinigte, haben wir ebenfalls schon erwähnt. Das hohe Geschlecht der Fürsten Worotünßkij, Nachkommen des heiligen Michails von Tschernikow, dessen wir auf Seite 187 gedachten, ist in Rußland, wie Karamsin sagt, schon längst ausgestorben; aber der Name des Michail Worotünßkij, ist das Erbe und der Ruhm der russischen Geschichte geworden.

„O, großer Mann," schreibt Kurbsskij, „du an Geist

starker Mann! heilig unvergeßlich ist der Welt dein Andenken! Du hast einem undankbaren Vaterlande gedient, wo die Tugend zum Verderben führt und der Ruhm keine Stimme hat; aber es gibt eine Nachwelt und Europa hat von dir gehört u.s.w." — Fürst Kurbſſkij schrieb ein Buch über die Thaten des schrecklichen Zaren. Er war aus dem Geschlechte des Fürsten Jarosſlawl, Sieger in vielen Schlachten und als Reichsrath ein eben so weiser, als thätiger Mann. Er floh nach Wolmar, in's damalige Gebiet des Königs Sigismund und schrieb von hieraus einen offenherzigen Brief an den Zaren, in welchem er ihm alle Schandthaten vorwarf und seine Flucht damit entschuldigte, daß die bürgerlichen Gesetze nicht immer stärker sein könnten, als das Naturgesetz: er habe sich vor seinem Peiniger retten müssen. (Johann trachtete auch ihm nach dem Leben). Aus der Antwort des Zaren auf diesen Brief heben wir folgendes heraus: „Warum, Unglücklicher! stürzest Du Deine Seele in's Verderben," schrieb ihm der Zar, „indem Du Deinen vergänglichen Leib durch die Flucht rettest? Wenn Du auf dem Wege des Rechtes und der Tugend gewandelt hast, warum willst Du nicht von mir, dem angeblich störischen Herrscher den Tod erleiden und Dir die Märtyrerkrone verdienen? Was ist Leben, was Reichthum und Ruhm dieser Welt? Eitelkeit und Schatten, weiter nichts! Selig, wer durch den Tod das Heil der Seele erwirbt." — Kurbſſkij hatte nun grade keine Lust, zurückzukehren und den Tod durch den Zaren zu erleiden, um sich die Martyrerkrone zu erwerben. Und da er nicht that, wie der Zar wünschte, und Worotnüßkij sein Freund war, so wollte der Zar, daß dieser Edle sich durch den Tod das Heil seiner Seele erwerbe.

Die Macht der Tataren von Kasan und Astrachan war durch jene Schlacht, in welcher Worotnüßkij Sieger blieb, für immer vernichtet. Aber Polen und Litthauen waren noch gefährliche Feinde Rußlands. Allein der Zar hatte Freunde von großem Einflusse unter den Polen und Litthauern, welche ihm die Krone Polens versprachen, wenn Sigismund, der schon sehr alt war, gestorben sei. Nach seinem Tode trugen ihm die Litthauer wirklich die Krone an. Sie schickten einen Abgesandten, Namens Haraburda zu Johann, der sich in Nowgorod aufhielt, um mit ihm zu unterhandeln. „Ich will nur Kiew ohne alle andere Städte und Amtsbezirke," sagte der

Zar, „Polotz und Kurland trete ich an Litthauen ab, und nehme dafür Liefland bis an die Dwina. Unser Titel wird dann sein: „Hosspodar, Zar und Großfürsten von ganz Rußland, von Kiew, Wladimir und Moskau, König von Polen und Großfürst von Litthauen.“ Allein Stephan Bathory, Fürst von Siebenbürgen kam damals, besonders durch den Einfluß Sultans Selim, auf den polnischen Thron. Das ärgerte den Zaren ungemein. Als Stephan's Gesandter darauf mit dem Beglaubigungsschreiben seines Souvrains zu Johann kam und dieser es gelesen hatte, sagte der Zar wüthend: „Wie untersteht sich dieser Stephan, dieser Wojewode von Siebenbürgen, dieser Unterthan des Königs von Ungarn, der nicht mehr ist, als meine Wojewoden: Ostroschkij, Bjelsskij, Mstisslawsskij, wie untersteht sich dieser Mensch: Mich seinen Bruder zu nennen? Wenn Stephan, fügte er hinzu, Brüderschaft mit dem Zaren wünscht, so soll er sich nicht in die Angelegenheiten Lieflands mischen! Mich aber in seinem Schreiben Zar und Großfürst von Smolensk und Polotz nennen!“ — so sprach der Zar im November 1576.

In diesem Sinne schrieb derselbe Zar auch einmal an den König von Schweden, unter anderm ungefähr so: „Es ziemt Dir nicht, daß Du Deinen Namen vor den Unsern setzest, denn nur der Kaiser und Unsers Gleichen sind Unsere Brüder. Und so lange Dein Land nicht so groß ist, als das der großen Monarchen, wirst Du es wohl nicht wagen, Dich ihren Bruder zu nennen.“ — Der König von Polen machte einen Witz. Johann darüber wüthend, erklärte ihm den Krieg. Der Sarg ist schon fertig, schrieb er ihm, um Deinen Kopf hinein zu legen! Unterschrieben hat er sich: „Statthalter Gottes.“

Allein dieser Stephan, einer der größten Könige, die Polen je besessen, nahm dem Zaren eine Stadt nach der andern weg. Als er ihm auch Polotz, das die Russen mit Verzweiflung vertheidigten, entrissen hatte, verlangte Johann in aller Demuth diese Stadt zurück und sagte, er wolle ihn dann auch Bruder, nennen. Aber Stephan drang immer tiefer und siegreicher in Rußland ein und seine Forderungen wurden immer größer und größer. So verlangte er z. B. ganz Liefland, die Städte Smolensk, Pskow und Nowgorod und außerdem hunderttausend ungarische Goldgulden von Rußland. Johann schäumte vor Wuth, aber er konnte diese Wuth

nur an seinen unglücklichen Sklaven abkühlen. Er schrieb an den König Stephan folgendes:

„Wir, durch Gottes und nicht der Menschen vielfach aufrührischen Willen demüthiger Herrscher von ganz Rußland u. s. w.

Als Polen und Litthauen ebenfalls rechtmäßige Erbherrscher hatten, da verabscheuete es das Blutvergießen; jetzt aber hat es kein Christenthum mehr! — — Du überfällst, während Du den Waffenstillstand in Moskau abschließest mit unsern Feinden, die an unserm Lande Verräther wurden, mit Kurbsskij und andern, Rußland. Polotz hast Du durch Verrath genommen; — nicht durch das Schwert, sondern durch Verrätherei führst Du Krieg! Deine Soldaten, die Unmenschen, zerfleischen noch die Todten. Mann des Blutes, denke an Gott!" —

Der König Stephan Bathory antwortete also:

Du rühmst Dich Deines Erbrechtes, ich beneide Dich nicht darum! denn ich halte es für besser, durch Verdienste eine Krone zu erwerben, als von einer Glinsky, der Tochter eines Mannes, der an Sigismund zum Verräther wurde, zum Thron geboren zu werden.

Du wirfst mir Verstümmlung der Todten vor; ich verstümmle sie nicht. (Stephan zeigte sich in der That, sehr großmüthig gegen alle Gefangenen, und verübte das, was Johann ihm vorwarf, an den Todten nicht.)

Du aber marterst die Lebendigen. Wir erobern die Länder durch kriegerischen Muth und bedürfen der Dienste Deiner angeblichen Verräther nicht. Wo bist Du jetzt, Du Gott des russischen Landes, wie Du Dich von Deinen unglücklichen Sklaven nennen läßt? Ich rathe Dir, den 50sten Psalm David's zu lesen, damit Du Dich selber kennen lernest." —

Die Polen wurden immer mächtiger in Rußland und drangen zur Zeit der falschen Dimitrijs (im Anfange des 17. Jahrhunderts) sogar in Moskau ein, wie wir bereits erzählt.

Als die Litthauer Polotz eingenommen hatten, wobei viel Russen, obgleich sie sich in nasse Felle gesteckt, damit sie im Feuer fechten konnten, umkamen, war Johann außer sich vor Schmerz, Sorge und Wuth, er schrieb an den Staatsdjäken in Moskau, A. Schetschelkálow, daß man den Einwohnern die Erfolge des Feindes kaltblütig und ruhig bekannt machen

müsse. Der Djäk ließ daher das Volk zusammenberufen und sprach also: Wisset, gute Leute, daß der Polenkönig Polotzk erobert und Sokol verbrannt hat: eine traurige Nachricht; allein die Klugheit verlangt Festigkeit von uns. Nichts ist beständig in der Welt: das Glück wird auch großen Zaren untreu. — Es sind einige Russen gefallen, aber noch weit mehr Litthauer." — Da entstand ein Geheul und Gewimmer unter den Weibern, die seufzend und klagend aus einer Straße in die andere liefen und statt ihrer gefallenen Männern andere verlangten. Da der Djäk nun aus den Jahrbüchern bewies, wie gefährlich die Empörung der Weiber sei, die sich auch jetzt gar nicht beruhigen lassen wollten, indem sie mit Ungestüm andere Männer verlangten, so ließ er eine Menge solcher russischen Kinderwerkzeuge bringen, die man aus Besen zu machen pflegt, vermittelst deren es ihm endlich gelang, die Empörung der Weiber zu dämpfen.

In dem Kriege zwischen Johann und Stephan zeigte der Zar die ganze Schwäche seiner durch Tyrannei erniedrigten Seele. Dieser Krieg, sagt Karamsin, war zwar nicht so blutig für Rußland, als erniedrigend, nicht so rühmlich für Stephan Bathory, als schimpflich für Johann. Nachdem der Zar 24 Jahre hindurch unermüdlich nach Liefland gestrebt hatte, um dem großen Werke Peters I. zuvorzukommen; nachdem er so viele Menschen und Schätze aufgeopfert hatte, gab er plötzlich an der Spitze eines vaterländischen Heeres, gab er Alles der stammgemischten Schaar Bathory's hin! Rußland hatte damals Liefland sechs Jahrhunderte hindurch im Besitze gehabt.

Als die Litthauer mit einem Heere von 60,000 Mann, Stephan Bathory an der Spitze, gegen Pskow rückten und mit der Eroberung dieses wichtigen Platzes wahrscheinlich halb Rußland erobert hätten, ging der Zarewitsch, ältester Sohn Johanns und dessen Liebling und Helfershelfer bei fast allen Blutgerichten, zu seinem Vater und forderte ein Heer, um den Feind zu vertreiben und Pskow zu befreien. Nach der Pskower Chronik soll der Zarewitsch den Vater beschworen haben, diese Stadt zu entsetzen. — Dem sei nun wie ihm wolle, der Zar witterte wieder Verrath von allen Seiten und wähnte, sein Sohn sei selbst ein Verräther, und so gab er ihm mit seinem scharfen stählernen Stabe einen Schlag, daß der Sohn zu

Boden stürzte, wie wir bereits erzählt, und starb am 19. November 1581.

Johann gerieth in Verzweiflung, wenn ein solcher Bösewicht durch solche That an einem Menschen wirklich in Verzweiflung gerathen kann; — er brachte mehrere Tage ohne Speise und Trank zu. Im Trauerkleide eines gemeinen Mönches warf er sich bei der Beerdigung der Leiche mit einem abscheulichen Geheule auf den Sarg und auf die Erde nieder.

Einige Zeit grämte er sich wirklich sehr. Ihn floh der Schlaf; des Nachts sprang er auf, er sah nur böse Geister, Rachegeister, die der Hölle entstiegen waren, ihn zu züchtigen; er wälzte sich auf der Erde, stöhnte und jammerte; und wurde er ruhig, so war dies nur eine Folge seiner Erschöpfung; er scheute das Licht des Tages, um den Sohnesmord auf seinem Gesichte vor der Sonne und vor den Augen der Menschen zu verbergen. In diesem Zustande rief er die vornehmsten Staatsmänner des Reiches vor sich und erklärte ihnen, daß er sein Leben im Kloster beschließen wolle; daß aber sein zweiter Sohn Féodor nicht fähig sei, das Land zu regieren, daß man also einen würdigen Herrscher wählen müsse, dem er die Krone übertragen könnte. Die Bojaren aber trauten dem tückischen Manne nicht, denn sie erriethen, was er in seiner schwarzen Seele brütete: er wollte nur ihre geheimsten Gedanken errathen, weil er unter ihnen nichts als Verräther witterte. Die Bojaren sagten einstimmig: Verlasse uns nicht, großer Zar! denn wir wollen keinen Herrscher, als Dich, der Du uns von Gott verliehen bist. Da willigte der Zar ein, wie er bemerkte, die Würde und Bürde der Herrschaft noch länger zu tragen. Darauf schickte er große Geschenke an die Patriarchen von Constantinopel, Antiochien, Alexandrien und Jerusalem, damit sie für den seligen Zarewitsch beten möchten und Ruhe zu erflehen für den unglücklichen Vater.

Nun fing er wieder aufs Neue an, seine Unterthanen zu peinigen. Den Anfang machte er mit einigen Festungscommandanten, die, nach seinem Wahne, Schuld waren, daß Stephan's Heere siegreich eindrangen. Für die grenzlose Hingebung des russischen Volkes in den Willen seines Zaren sind schon jene Worte der Pskower bezeichnend wie auch folgende, welche die Moskowiter bei vielen Gelegenheiten sprachen: „Mag der Zar die gegen ihn Uebelgesinnten richten, er hat

die Macht über Leben und Tod; aber möge nur nicht das Reich ohne Haupt bleiben. Er ist der von Gott uns gegebene Zar; einen andern kennen wir nicht. Wir wollen Alle mit unsern Köpfen ihm nachfolgen . . . u. s. w." Aber noch schärfer bezeichnend dafür wie für vieles Andere, war die Gesinnung der meisten Großen, die den schauderhaftesten Tod durch Launen, Grillen, Bosheit und Argwohn ihres Zaren erlitten. Karamsin theilt uns aus dem Geschichtswerke eines liefländischen Schriftstellers folgendes darüber mit.

„Diese Menschen (die Russen)" sagt der Liefländer, „ließen sich weder durch Todesstrafen noch durch Beschimpfungen in ihrem Eifer für den Monarchen irre machen. Ein Beamter Johann's, der Fürst Sugorsskij, der im Jahre 1576 an den Kaiser Maximilian gesandt wurde, erkrankte in Kurland. Der Herzog ließ sich, aus Achtung vor dem Zaren, mehrere Male durch seinen Minister nach dem Kranken erkundigen, von dem er immer dieselben Worte vernahm. „An meinem Leben ist nichts gelegen, wenn Gott nur den Zaren gesund erhält!" Der Minister gab seine Verwunderung zu erkennen. „Wie könnt ihr," fragte er ihn, „einem Tyrannen mit solcher Treue dienen?" Der Russe antwortete: „Wir Russen hangen an unseren Zaren, an dem gnädigen sowohl als an dem strengen." Zum Beweise erzählte der Kranke, daß Johann vor nicht langer Zeit einen vornehmen Mann eines kleinen Vergehens wegen habe spießen lassen. Dieser Unglückliche habe 24 Stunden auf dem Spieße gelebt, unter fürchterlichen Qualen mit seiner Frau und seinen Kindern gesprochen und unaufhörlich wiederholt: „Gott, erbarme dich des Zaren! . . . . ." — Das heißt, fügt Karamsin hinzu, die Russen rühmten sich dessen, was ihnen die Ausländer zum Vorwurfe machen: ihre blinde, unbegrenzte Ergebenheit in dem Willen des Zaren; selbst in seinen unbesonnenen Abweichungen von menschlichen und Staats-Gesetzen."

Es ist merkwürdig, sagt Karamsin an einer andern Stelle, daß dieser Zar, bis zum Ende seines Lebens, ein eifriger Verehrer des christlichen Glaubens, die göttlichen Lehren desselben mit seiner unerhörten Grausamkeit in Uebereinstimmung setzen wollte: bald rechtfertigte er sie durch den Schein der Gerechtigkeit, indem er behauptete, alle Märtyrer seiner Grausamkeit seien Verräther, Zauberer, Feinde Christi und Rußlands gewesen.

Dem Leser werden die Worte Johann's, welche er, nachdem er so viele Menschen umgebracht hatte, an den Kaiser Maximilian richtete, gewiß interessant sein, und da wir hier den geeignetsten Platz für sie sehen, theilen wir sie mit.

„Du, unser geliebter Bruder," schrieb er an den Kaiser, „trauerst über die fürchterliche Hinopferung der unschuldigen Menschen, Kinder und Säuglinge in der St. Bartholomäusnacht. Alle christlichen Herrscher müssen über diese unmenschliche Grausamkeit des Königs von Frankreich, der ohne Verstand so viel Blut vergießt, bekümmert sein" u. s. w. — Die polnische Republik hatte Heinrich den Neunten zu ihrem Oberhaupte erwählt, was dem Zaren wie dem römischen Kaiser ein Dorn im Auge war. Daher wohl der erheuchelte Schmerz über die Opfer der St. Bartholomäusnacht. Johann liebte die Deutschen. Eberfeld, Kalb, Taube und Kruse standen bei ihm in hoher Gunst. Diese Augenzeugen haben Vieles aus Johann's Leben der Nachwelt übermacht. Er war ein Freund der Lutheraner, duldete sie in Moskau, ja, er trieb sogar von dem Metropoliten für eine Beleidigung, die er den deutschen Protestanten zufügte, eine Geldbuße von 60,000 Rubel ein.

Er ließ durch die Deutschen in der Nikolaistraße zu Moskau im Jahr 1553 eine Buchdruckerei errichten, die sich noch heut zu Tage daselbst befindet. Zum Vergnügen der Deutschen ließ Johann allerlei lustige Tänze aufführen wobei, auch junge russische Mönche das Glaubenssymbol absingen mußten, und der Zar, zumal wenn sie falsch sangen, den Takt mit einem Stecken auf ihren Köpfen schlug. Während des schrecklichen Gerichtes, das Johann in Moskau hielt, versteckten sich viele der Bojaren und andere; aber die „Auserwählten" untersuchten alle Verstecke und zogen sie heraus. So verbarg sich der Wojewode von Michailow, Kosarinow-Golochwäßtow in einem Kloster, und als die Opritschniks ihn da witterten, kam er heraus und sagte: „Ich bin's, den ihr sucht!" Der Zar ließ ihn mit einer Pulvertonne in die Luft sprengen und sagte: Die Mönche sind Engel und müssen gen Himmel fahren!

Immer rühmte dieser Zar sich seiner deutschen Abkunft. Selbst hätte er gar zu gern eine deutsche Prinzessin geheirathet und auch seinem Sohne eine deutsche Gemahlin gegeben. Seine Mutter, sagte er, gehörte dem bayrischen Hause an. Er behauptete sogart das Wort Bojar sei von dem deutschen Bayer

abzuleiten und bedeute Herrscher. Einmal wollte er von einem englischen Goldschmiede, der in Moskau lebte und sehr berühmt in seiner Kunst war, eine goldene Schüssel gemacht haben. Nachdem der Zar befohlen, ihm den Goldklumpen zu übergeben, und der Engländer denselben in Empfang genommen hatte, sagte Johann: „Nun wiege das Gold ordentlich nach, ob es auch so viel ist; denn traue meinen Russen nicht, es sind alle Spitzbuben!" — Der Engländer lächelte. Der Zar wollte die Ursache davon wissen. „Wenn Ew. Majestät befehlen, muß ich meine Gedanken kund thun, antwortete der Goldschmied. Ei nun ich befehle! versetzte der Zar, heraus damit! „Indem Ew. Majestät alle Russen Spitzbuben nennen, haben Sie vergessen, daß Sie selbst ein Russe sind." — „Nein!" versetzte der Zar, „ich bin kein Russe, meine Vorfahren waren Deutsche." Und in diesem Sinne hatte er auch Recht. Rurik war wenigstens germanischer Abstammung, er war, wie wir gesehen, ein Skandinavier. Die zweite Dynastie, die Románows, sind ebenfalls deutscher Abstammung und die dritte, die mit Peter III. beginnt, ist bekanntlich auch eine deutsche. Die oben erwähnten Liefländer: Taube und Kruse, wurden im Jahre 1560 von den Russen gefangen genommen und traten in den russischen Dienst. Sie spielten lange eine große Rolle bei Hofe, wurden aber, da sie auch den Tyrannen endlich fürchten mußten, an Rußland wirklich zu Verräthern, indem sie ins feindliche Land flohen. Der Zar war wüthend über sie; liebte sie jedoch dermaßen, daß er ihnen wieder verzieh, als er späterhin mit ihnen in Liefland zusammentraf. Johann sprach und schrieb gut Deutsch und liebte die deutschen Reime sehr, besonders die von Hans Sachs. Als Probe seines Styls dient hier Folgendes:

„König Magnus ziehet nach ewrem Hause karckhause . . . . Taube und kruse sein von uns zu grossen Herren gemacht . . . . Jurgen Faarensbach und Hans Wachtmeiser haben wir beliebet; sie sein von uns abgefallen."

Johann hatte den Prinzen Magnus, seinen Anverwandten, zum Herzoge von Kurland gemacht. Er schrieb auch deutsche Verse, von denen wir hier eine Probe geben. Dieselben ließ er auf alle Kirchen in Liefland schreiben. Ein gewisser Paul Magnus, der aus Liefland kam, theilte sie dem Herzog von Mecklenburg mit.

Sie lauten unverfälscht also:

„Iwan Basiliuitz bin ich genannt
Und hab unter mir so manches Landt,
Wie denn mein Titell ausweisend ist,
Und bin dazu ein gutter Christ;
St. Pauli Lehr halt ich fein:
Hab die gelernt von den Aeltern mein,
Wie denn meine Muscowiter alle,
Die mir dienen mit reichem Schalle.

Ich bin der Reussen Herre gutt,
Geboren von meiner Eltern Blutt;
Kein Tittel ich durch Gab und Bitt,
Von niemand erkauffet nit;
Keinem Herren ich gehorsam zwar
Dann Christo, Gottes Sohn ist war."

Schade, daß Dr. Wolff diese Muster von deutscher Dicht- und Reimkunst des 16. Jahrhunderts nicht in seinen „Poetischen Hausschatz" aufnahm!

Dieser Zar hatte, dem griechisch-orthodoxen Kirchengesetze zu wider, sechs oder sieben Frauen, die er alle grausam behandelte.

Die erste war, wie bereits erwähnt, Anastasia Románownа Jurjew, jene edle schöne Seele; die zweite, Maria Temrjukowna, vom Stamme der pädigór'schen Tscherkessen; die dritte, Martha Wassilijowna Sobákin; die vierte Anna Aléxéowna Koltawsskoi; die fünfte, Wassiltschekow. Mit der sechsten, der Wittwe Wassilijassa Melentjew empfing er bloß das Gebet der Kirche; die siebente war Maria Féodorowna Nagoi, Mutter des Demetrius, durch dessen plötzliches Verschwinden so viele Drangsale über Rußland kamen.

Die in ganz Rußland ausgesuchten Zarenbräute wohnten gewöhnlich in einem großen Hause beisammen; in jedem Zimmer standen 12 Betten und ein Thron; der Zar, von einem alten Manne begleitet, trat in das Zimmer, setzte sich auf den Thron, die Bräute warfen sich, eine nach der andern, vor dem Zaren auf die Kniee und ließen ein mit Gold und Perlen gesticktes Tuch sudario, (auro ac unionibus contexto, in gema injecto) fallen; der Zar wählte sich nun eins davon.

Johann's Lieblingshaus in Moskau, in welchem er so viele Schreckenspläne entwarf und allerlei Marterwerkzeuge ergrübelte, hieß Slobodá oder Swobóda, welches **Freiheit** bedeutet, aber bitterer war, als egyptische Sklaverei. Er starb eines natürlichen Todes als Mönch oder doch wenigstens in einer Mönchskutte, im Jahr 1584, nachdem er sieben und dreißig Jahre als Zar selbstständig geherrscht hatte. Sonst aber läßt man den Anfang seiner Regierung gleich nach seines Vaters Tode, von 1534 beginnen. Damals war er vier Jahre alt und seine Mutter führte ein paar Jahre die Regentschaft, und nach ihrem Tode bemächtigten sich derselben die Bojaren, wie wir bereits erzählt.

Das frohe Wiedersehen, und zwei russische Anekdoten.

Moskau soll einst der großen Schönheit seiner Frauen wegen sehr berühmt gewesen und soll es auch noch sein. Wir haben zwar in einigen Kreisen der vornehmen Welt und auf den verschiedenen Spazierplätzen, namentlich im Alexandergarten, unterhalb des Kreml, im Theater und an andern Orten, wo die elegante Welt zu erscheinen pflegt, manche recht hübsche Frauen gesehen, allein wahre Schönheiten nicht. Der Toiletten-Luxus ist hier eben so groß, als in irgend einer Hauptstadt Westeuropa's; aber es fehlt den Damen an Geschmack, mithin fehlt es ihnen an Allem, was zu einer guten Toilette gehört. Die Damen aus den höchsten Ständen machen allerdings eine Ausnahme hiervon, denn sie sind Französinnen in Sprache und Sitten und es scheint, als hätten sie, was dieses betrifft, keinen Tropfen russischen Blutes mehr in sich. Nichts ist für den feinen Geschmack und für das ästhetische Gefühl unerträglicher, als Damen in kostbaren Stoffen zu sehen, die von Schneiderinnen ohne Geschmack zu Kleidern gemacht sind, oder auch wenn sie sich in einer wirklich feinen Toilette steif und linkisch bewegen. Das ist namentlich bei den modernisirten Kaufmanns-Frauen und Mädchen in Moskau der Fall. Und was die Frauen aus der dienenden Classe oder dem Bürger- und Bauernstande in dieser Stadt und Gegend betrifft, so sahen wir auch unter ihnen nur Alltagsgesichter, und dabei entstellen sie sich förmlich durch die Art, sich zu kleiden; denn das, was

man Taille nennt, ist bei ihnen nicht zu sehen, indem sie ihre Röcke ganz dicht unter den Armen oberhalb des Busens zusammenbinden. Je beleibter ein solches Weibsbild ist, desto widerlicher ist sein Anblick für jeden Schönheitssinn, nach unsern Begriffen von Anmuth und Grazie. Die Französinnen werden noch lange in Allem, was Toilette betrifft, nicht allein die Lehrmeisterinnen der Russinnen, sondern auch aller Damen der ganzen europäischen Modewelt bleiben. Denn im welchem Lande legen die Damen so viel Werth auf ein gutes Corset, als in Frankreich? und wo ist man im Stande, ein wahrhaft gutes Corset zu machen? Nur in Frankreich! „Das Corset aber ist der Grund einer guten Toilette; auf das Corset gründet sich die Harmonie, die Anmuth, die zierliche Haltung einer Dame," sagt die Vicomtesse von Renneville. Wenn wir dem Corset das Wort reden, so billigen wir keineswegs den Mißbrauch desselben, der auch nirgends größer ist, als eben in Frankreich, und der nicht nur die schlimmsten Folgen für die Gesundheit haben kann, sondern der auch die schönsten weiblichen Gestalten, nach unsern Schönheits-Begriffen, eben so häßlich macht, als die moskowitischen Bürgers- und Bauernweiber mit ihren beispiellos dicken und kurzen Taillen!

Moskau, die alte Zarenstadt, ist zur Fabrikstadt geworden; der Adel besitzt die meisten Fabriken hierselbst. Deutsche, Franzosen und Engländer, welche man an die Spitze dieser neu errichteten Gewerksanstalten stellte, denn die Russen waren zu unwissend und in anderer Hinsicht zu untauglich dazu, wurden steinreiche Leute, zumal, wenn sie ihr Fach von Grund aus verstanden. Schönfärber, Tuchmacher, Kattundrucker und dergleichen erhielten viele Tausende für ihre Geheimmittel, die sie den Fabrikherren offenbarten. Gegenwärtig macht man in Moskau Fabrikate aus den verschiedenen Stoffen und in den schönsten Mustern und Formen; aber es fehlt den meisten, namentlich den Seidenstoffen, an innerem Gehalt. Keine Nation ist geschickter, als die Russen im Anfertigen von Dingen, mit denen man das Auge bestechen kann, wie denn auch keine Nation geschickter ist im Vorzeigen ihrer Einrichtungen, Verhältnisse und Zustände von der besten Seite, als eben die russischen, woraus von selbst hervorgeht, daß auch keine Nation geschickter im Betrügen sein kann. Odessa ist ein russischer Freihafen, wenigstens ist der Zoll hier für ausländische Waaren

gegen den, der in andern russischen Hafen- und Grenzstädten entrichtet werden muß, sehr unbedeutend. Daher hat auch Odessa eine ungeheure Zufuhr von Waaren aus allen Gegenden der Welt, die hier ausgeschifft und im Kleinen wie im Großen verkauft werden. Und weil der Schleichhandel hier stark betrieben wird, ist auch die Untersuchung der Effecten des Reisenden, der von hier weiter nach Rußland geht, eine sehr peinliche. Die Pracht und Mode liebenden russischen Damen mögen keine Toilette aus einheimischen Fabrikaten und wollen auch nur von ausländischen Luxusgegenständen umgeben sein. Wir Deutsche haben die Schwachheit, die französischen und englischen Fabrikate unsern einheimischen vorzuziehen, selbst wenn sie schlechter sind als diese. Die Russen besitzen diese Schwachheit in einem weit höhern Grade als wir, aber sie haben auch mehr Grund dazu, weil es eben den meisten ihrer Fabrikate an innerem Gehalte fehlt. „Eto Nemezkaja rabóta! eto franzuskaja towára! eto anglizkaja Stúka!" (das ist deutsche Arbeit! das ist französische Waare! das ist ein englisches Stück!) so pflegen die Kaufleute ihre Waare anzupreisen. Was aber die russische Gold-, Silber- und Bronzearbeit betrifft, so ist sie, hinsichtlich ihrer Gediegenheit und sogar ihres Geschmackes, vielleicht mit wenigen Ausnahmen, der deutschen weit vorzuziehen. Aber die Lust zu immer neuen Luxus- und Modeproducten ist bei den vornehmen Russen eine wahre Krankheit, und da die russischen Künstler und Fabrikanten im Erfinden den Franzosen, Deutschen und Engländern weit nachstehen und gewissermaßen nur ihre Nachahmer sind, so werden die neuesten ausländischen Producte aller Art, selbst wenn sie wenig Werth haben, in Rußland immer gut bezahlt. Wir kannten einige solcher reichen Herren, die kaum den Tag erwarten konnten, um ihre Karossen anspannen zu lassen, und dann in die Magazine der deutschen und französischen Kaufleute zu fahren, wo sie fragten: „Was habt Ihr Neues?" Die Kaufleute sind auf solches Nachfragen vorbereitet; sie bringen manchmal wahre Lumpereien zum Vorschein, die aber modern sind und die Russen bezahlen sie ihnen gut. So wie diese Herren sich nach der Stunde sehnen, um sich in den verschiedenen Magazinen der Ausländer nach neuen Luxussachen umzusehen, so sehnen sich auch die meisten russischen Damen, denen es nicht vergönnt ist, in's Ausland zu reisen, nach der Bade-Saison in Odessa, um sich echt ausländische Stoffe

für ihre Toilette zu kaufen. Allerdings fehlt es in St. Petersburg, wo man das Kostbarste von allen Luxusgegenständen haben kann, keineswegs an echtausländischen Seiden-, Wollen-, Mousselin- und andern Stoffen; aber der Zoll darauf ist hier bedeutend höher und der Kaufmann nimmt einen größeren Rabatt als in Odessa, auch der Gedanke, daß man, trotz des hohen Preises, einheimische statt ausländischer Waaren erhalten könnte, benimmt den Damen nicht selten die Lust zu einem übertriebenen Luxus. Sie sehnen sich daher nach Odessa, im Fall ihnen das Reisen in's Ausland nicht möglich ist. Aber der raffinirte Betrügungsgeist der Russen speculirt auf alle mögliche Weise! Und so werden die Moskauer Fabrikate per Achse ein paar Hundert Meilen weit nach Odessa geschleppt, um sie hier als echt ausländische Waaren zu verkaufen, da sie, wie oben gesagt, ganz dazu geeignet sind, das Auge zu bestechen und den Betrügern kommt nun noch der Umstand zu Hilfe, daß viele Käufer, die keine große Kenner von dem sind, was sie kaufen, gar nicht zu glauben wagen, daß man hier — zu so hohen Preisen — Moskauer Stoffe haben könnte! Der gegründete Widerwille aller vornehmen Russen, bei ihren Landsleuten Etwas zu kaufen, schützt sie indeß sehr oft vor dem Betruge, denn die deutschen und französischen Kaufleute sind in der Regel reeller, und die meisten in Odessa führen gar keine russischen Fabrikate dieser Art. Als wir in dieser Stadt lebten, war das Haus Wagner und Comp. seiner Reellität wegen sehr im Rufe.

Eines Tages saß ich in meinem Zimmer und dachte ernstlich nach über meine seltsame Reise, die ich bis Moskau vollbracht und bis Kiew noch zu vollbringen hatte. Da öffnete sich plötzlich die Thür, der Braunschweiger trat ein. „Grüße Sie Gott!" rief er mit seinem unverwüstlichen Lächeln, „wie sind Sie nach Moskau gekommen?" — Recht gut, zwar sehr ermüdet, aber gut, sagte ich. —

„Da sind Sie glücklicher gewesen als ich! denn ich habe Schmach und abscheuliche Strapazen zu überstehen gehabt!" — Erzählen Sie doch! was ist Ihnen begegnet? fragte ich neugierig. „Sie hatten sich kaum von mir getrennt," fuhr er lächelnd fort, „als mich ein Paar Kosaken in die Cur nahmen. Sie verlangten meinen Paß zu sehen; da mich aber ihre Mienen, die sie dabei machten, sehr seltsam gemahnten, beschloß

ich im selben Augenblicke ihnen nicht zu willfahren. Du bist ein armer Teufel, dachte ich, was würde diesen russischen Sbirren geschehen, wenn sie aus lauter Muthwillen dir den Paß zerrissen? Nichts! denn unsere Zeit der Wirren und der Schrecken ist nicht geeignet, einen solchen Frevel gründlich zu untersuchen und nach dem Gesetze zu bestrafen. Der ganzen Polizeizunft ist gegenwärtig ein furchtbares Recht eingeräumt! Eine Tracht Prügel wäre vielleicht die einzige Strafe, welche die Kerle erhielten, wenn es sich klar herausstellte, daß sie mir den Paß zerrissen hätten; ich aber müßte unterdessen, bis man Erkundigungen über mich eingezogen hätte, so lange da zubringen, wo die liebe Freiheit begraben liegt. Diese Gedanken wurden bei mir zur fixen Idee und hatten hauptsächlich ihren Grund in der Warnung, die mir ein sehr erfahrener Mann gab. Zeigen Sie Niemandem, den Sie nicht würdig genug halten, Ihren Paß auf offener Straße vor! rieth er mir, als ich von St. Petersburg abreiste. Ich sagte also den Kosaken, daß ich nicht verpflichtet sei, ihnen auf der Straße meinen Paß vorzuzeigen; wenn sie aber meinten, ihn durchaus sehen zu müssen, so möchten sie mich in die nächste Gouvernementsstadt begleiten, wo ich mich in Gegenwart des Gouverneurs legitimiren würde. Die Kosaken wollten davon nichts wissen, und ich bestand auf meinen Willen. „So legt ihm einen Klotz an!" rief einer von ihnen, wir wollen ihn nach Twer transportiren!" Große Gefährlichkeit! dachte ich, du warst Braunschweiger Jäger und als solcher zweimal in Feindes Hand, Du mußt es daher auch einmal versuchen, wie es unter Kosaken-Wache ist, und wie es sich mit einem solchen Klötzchen marschiren läßt, so ließ ich mir geduldig den Klotz anlegen." —

Einen Klotz? was ist denn das für ein Ding? fragte ich lachend. „Was zum Henker!" erwiederte er, „haben Sie denn noch kein solches Instrument gesehen?" —

„Nein!" —

Ei nun! es ist eine Art Maschine wie die, welche der Hofnarr in „König Lear": abscheuliche Kniebänder nennt; nur mit dem Unterschiede, daß man mit den russischen langsam marschiren kann. „Und man band Ihnen wirklich ein solches Knieband um?" fragte ich lachend.

„Freilich! und mußte in solchem erbaulichen Zustande

viele Werst weit bis nach Twer spatzieren. Hier beklagte ich mich nun in französischer Sprache auf eine höchst sentimentale Weise beim Gouverneur. Der gab mir sogleich die Freiheit wieder. Aber der Geier hole das Marschiren mit solchen verwünschten Kniebändern! meine Beine sind noch ganz wund, meine Neugierde ist befriedigt!" sagte der Braunschweiger.

Ich konnte mich während seines Erzählens des Lachens gar nicht enthalten; denn sein Ernst machte ihn vollkommen komisch. „Ja, Sie haben gut lachen! sagte er, wären Sie von den Kosaken in meiner Gesellschaft angetroffen worden, Sie hätten, so wahr ein Gott ist, auch ein Klötzchen an's Bein gekriegt. Ihre zarte Gestalt und der Modefrack würde den wilden Männern kein Mitleid eingeflößt haben! Sie aber gleichen einem Aal, der sich durch alle Gefahren hindurch schleicht. Nun, das Glück möge Ihnen lächeln bis an das Ende Ihres Lebens! dies ist einer meiner schönsten Wünsche." — Ich hatte eine Flasche Wein vor mir stehen und unterließ nicht, meinem gewesenen Reisegefährten einzuschenken. „Gegen Abend," fuhr er zu erzählen fort, „hätte es mir aber noch schlimmer gehen können; denn ich wäre fast aus dem Regen in die Traufe gekommen. Kurz nach meiner Freilassung, ging ich in Gedanken vertieft durch eine Straße in Twer, plötzlich war ich von nichtswürdigem Gesindel umringt, man faßte mich beim Kragen und schüttelte mich abscheulich; ich aber verlor die Geistesgegenwart nicht und sagte mit fester Stimme: Brüder! was wollt ihr mit mir? ich bin ja ein Russe! — Ich habe vielleicht noch nie in meinem Leben mit so rein russischem Dialekte gesprochen; wenigstens riefen sogleich einige Stimmen: Laßt ihn los! er ist ja Einer von den Unsrigen! Man ließ mich gehen. Mein langer Bart, den ich seit einigen Wochen nicht rasirt hatte, mochte wohl auch das seinige zu meiner Befreiung aus den Händen dieses Gesindels beigetragen haben. Ich machte, daß ich so schnell als möglich zur Stadt hinaus kam."

Warum ist denn der Pöbel in Twer so wüthend? fragte ich. —

„Ich habe mich nach der Ursache hiervon erkundigt und man versicherte mir: in Twer und in andern Orten seien die Brunnen vergiftet, und da die Cholera so Manchen niederwirft, so wähnt der leichtgläubige Pöbel, die Sache sei gegründet. Der alte Volkswahn ist noch nicht ausgestorben.

Als vor einigen Jahrhunderten die Pest in Paris wüthete, beschloß der Pöbel den Untergang der Juden, denn diese, hieß es damals, hätten auch die Brunnen vergiftet. Ein böser Geist scheint unter die Menschen gefahren zu sein! Da kommt ein Wasserführer nach Hause und erzählt, man habe ihm fünfzig Rubel geboten, wenn er erlaube, daß man ein Pülverchen, das man ihm gezeigt habe, in sein Faß schütten dürfe; es kommt ein anderer Schlingel und erzählt, er habe Giftmischer auf der Straße beobachtet, welche des todtbringenden Mittels lothweis in den Taschen gehabt hätten; ein Dritter läuft herum und legt die Offenbarungen Johannis aus, und bezeichnet die Dinge, die da kommen sollen. Andere stehen haufenweis da und schreien Wehe! über die Aerzte, denen es nicht gelang, jeden Cholera-Kranken zu curiren. Es ist darauf abgesehen, die Menschen zu tödten und nicht zu heilen! schrie der verblendete Pöbel. Keine Cholera!.... Alles Wirkung der Aerzte und der Giftmischer!.... Nichts ist der menschlichen Natur furchtbarer, als der Gedanke an ihre Zerstörung! Zu welchen Mitteln greift der Verstand wie Aberglaube, wenn der Todesengel mit seinen Flügeln von ferne her die Lüfte weht! — Wie mancher trug in dieser Zeit Chlorkalk und künstliche Wasser bei sich, weil er glaubte, sich kraft dieser Mittel, gegen die Seuche zu schützen. Wehe aber dem, bei welchem der Pöbel Kalk oder irgend ein Fläschchen wahrnahm. „Haut ihn nieder! den Giftmischer!" schrie die wüthende Menge. Entsetzliche Verwirrung! es war kein Stern mehr, der da leuchtete. In allen Städten und Flecken, besonders aber in St. Petersburg, rottete sich der Pöbel zusammen, alle Warnung der Obrigkeit verachtend und verlachend.

Der Generalpolizeimeister mit seinen zwei reitenden Kosaken, die ihn überall begleiten, in andern Zeiten eine furchtbare Erscheinung für den muthwilligen Pöbel, der vor ihm auseinanderfliegt wie Spreu, versuchte jetzt umsonst die rasende Menge auseinander und nach Hause zu treiben. „Haut ihn nieder!" erscholl es von allen Seiten und ein Haufen schickte sich an, die Drohung in die That übergehen zu lassen. Der Polizeimann jagte mit seiner leichten Droschke davon, daß die Funken stoben nnd seine Kosaken hintendrein. Da versammelte sich ein Rath, dem der Kaiser selbst präsidirte, wie die wüthenden Kerle auseinander zu treiben seien. Der Eine sprach von

Kartätschen, der Andere von Bajonetten, der Dritte von ein Paar Feuerspritzen, mit denen man in die Menge tüchtig hinein pumpen sollte. „Nichts von dem Allen!" sagte der Kaiser mit seinem sarkastischen Lächeln. Plötzlich erscheint er, Nikolaus I., in seiner leichten Droschke sitzend, von Niemandem begleitet, in der Nähe des Aufstandes. Vor der Kirche zum Erlöser am Heumarkte hält er an, steigt ab, bekreuzt sich dreimal und dann spricht er zu den Aufständigen: „Ihr seid keine Russen! Ihr seid Schurken! Auf die Kniee!" O, der Verwandlung! in Zeit von einigen Minuten liegt die bisher wüthende Menge andächtig auf den Knieen. „Nach Hause mit Euch!" ruft der Kaiser schließlich, und Alles eilte, dem Befehle des Kaisers zu folgen.

Nikolaus I. ist der Mann, dessen ganze äußere Gestalt der Entschlossenheit und der Energie seines Charakters vollkommen entspricht, eine Gestalt, die das russische Volk eben so sehr liebt, als es die systematische Strenge seiner Zaren fürchtet. „Die Macht des Volksgehorsams," sagt Karamsin, der echt russische Patriot, „ist die Macht des Reiches." Die Macht des Zaren hielten die Russen schon vor Jahrhunderten für göttlich, jeden Widerstand aber für die größte Gesetzwidrigkeit."

In diesem Volksgehorsam, in diesem Enthusiasmus, den Willen des Zaren, sei es ein gnädiger oder drohender zu erfüllen, liegt eben die ungeheure Macht Rußlands, von der Westeuropa keine klare Begriffe hat. Man spricht dem russischen Volke, dem Soldaten Begeisterung im Kriege ab, man irrt sich, der Soldat braucht nur an den Willen seines Zaren, an das Versprechen, das er ihm einst gelobte, zu sterben oder zu siegen, erinnert zu werden, und er thut mit dem Bajonette, das er seit Suwórow's Zeiten und besonders seit dem vorigen Türkenkriege außerordentlich zu handhaben versteht, Wunder der Tapferkeit. Wie jenen rebellischen Pöbel, so brachte Kaiser Nikolaus in den für ihn so verhängnißvollen Tagen des December 1825 einen Haufen gegen ihn feindlich gestimmter Soldaten dahin, wohin er ihn wünschte, denn als diese Compagnie zu den aufständischen Bataillonen stoßen wollte, commandirte er: „Rechts um kehrt! Marsch!" Und die Kerle kehrten rechts um.

Ja, dem Russen scheint Alles bis in die letzten Grenzen der Möglichkeit — und auch weiter, erreichbar zu sein, wenn es Etwas betrifft, was sein Zar wünscht, dann wird ihm,

als sei er allesvermögend, unbezwingbar; der Zar wünscht und befiehlt es — und so muß es geschehen: denn die allgewaltige Liebe, das unbegrenzte Zutrauen des Russen gegen seinen Herrscher geben ihm die Zuversicht der Vollbringung, die festeste Zuversicht, die sich schon durch seinen Sprachgebrauch kund thut. Denn schickt der Kaiser seine Soldaten gegen den Feind und man fragt sie: Wo geht ihr hin? so antworten sie etwa nicht: wir ziehen gegen den Feind zu Felde! nein, sie antworten schlechtweg: Schweda bitj! Turka bitj! Franzusa bitj! (Den Schweden, den Türken, den Franzosen schlagen!) Der Zar wünscht es, der Zar hat's befohlen! Diese Sätze, fuhr der Braunschweiger fort, erinnert mich an eine Anekdote, die einst der Fürst Peter Wolkonßkij gern erzählte, die er mit erlebt haben wollte und die wenigstens als Gleichniß für das oben Gesagte bezeichnend ist.

Als der Kaiser Alexander und der König von Preußen sich beim Kaiser Franz in Wien befanden und eines Tages überaus heiter waren, wurde endlich die Liebe und Ergebenheit der Unterthanen gegen ihre Fürsten ein Gegenstand des Gespräches. Kaiser Franz konnte wohl mit Grund von der Liebe und Ergebenheit seines Volkes zu ihm sprechen, und der König von Preußen gewiß nicht minder und das thaten sie auch beide. Alexander schwieg und lächelte und sagte endlich, daß es beiden Monarchen allerdings nicht an unläugbaren Beweisen für diese ihre Behauptung fehle; allein er halte dafür, daß eine Probe anderer Art in diesen Stücken entscheiden müsse. Und alsobald machte er ihnen einen Vorschlag, den die beiden Majestäten auch annahmen, nämlich die drei ersten besten Soldaten, einen Oestreicher, einen Russen und einen Preußen auf die Hofburg zu bescheiden, wo die drei Monarchen sich befanden. Wie die Probe aber gemacht werden sollte, davon schwieg Alexander für's Erste. Als man nun nach den ersten besten drei Soldaten schickte, sagte der Kaiser von Rußland zu Kaiser Franz: Ew. Majestät mögen zuerst die Probe mit ihrem Landeskinde machen, und dann mögen es Ew. Majestät mit dem Ihrigen thun, sagte er zum Könige von Preußen gerichtet, ich aber will die Probe mit dem meinigen zuletzt machen, fügte er hinzu. „Aber wie soll holter die Probe g'macht werden?" fragte der gemüthliche Franz I. „Ei nun, sobald der Gardist Ew. Majestät eintritt, so befehlen

Sie ihm, sich vom Balcon hinunter zu stürzen," sagte Alexander lächelnd. „Aber wozu solch erschreckliche Probe? Die wird holter Kaner besteh'n! Es bliebe ja kein ganzes Stück an ihm," erwiederte Franz I. erschrocken.

Ehe man indeß über die Art und Weise der Probe einig werden konnte, waren drei Schnauzbärte vor den drei Majestäten erschienen, und Kaiser Franz sah sich genöthigt, den Befehl gegen seinen Gardisten zuerst auszusprechen. Er tröstete sich wohl damit, daß der Soldat dem Befehle nicht nachkommen würde; aber nicht ohne Zittern befahl er ihm, sich vom Balcon hinab zu stürzen. Der Oestreicher trat näher und sah sich die Höhe an; der Sprung schien ihm eben so unnütz als gefährlich zu sein, daher sagte er ganz naiv: „Wenn ma mi holt'r 'nunter stieß, würd' i holt'r den Sprung theuen." Aehnlich ging es mit dem Preußen. Da befahl Alexander seinem Schnauzbarte, sich unverzüglich von da hinab zu stürzen. „Sluschu! Wasche Umperatorsskij Welitschesstwa!" (Ich habe vernommen! Ew. Kaiserliche Majestät') sagte der Schnauzbart, schritt auf den Balcon, bekreuzte sich dreimal und — wäre ohne Zweifel hinabgestürzt, hätte man nicht vorher Anstalt getroffen, ihn daran zu verhindern.

Sehr bezeichnend für russische Disciplin ist das Wort: „vernommen." Der russische Offizier — und spricht er auch nur ein paar Worte zu einem Soldaten — fragt dabei jedes Mal: sluschesch? (abgekürzt von sluschajesch, d. h. hast du verstanden, vernommen?) und die Antwort ist dann eben so oft: sluschu! (ich habe verstanden!), wenn er es auch nicht verstanden hat. Aber in diesem Falle gibt es später arge Hiebe. Denn wenn einer einmal sluschu! gesagt hat (und er muß ohne widerspenstig zu sein, auf die Frage: sluschesch? so sagen), so ist er durch diese Bejahung für den Rest verantwortlich. Ich hörte Officiere zu Soldaten oft ganz undeutlich reden und dabei in einer Minute wohl zehnmal fragen: sluschesch? und der arme Teufel antwortete eben so viel Mal: sluschu!

So der Braunschweiger. Dieser Mann, obgleich ein armer Tuchmacher, war in der allgemeinen Geschichte so kundig, daß er mich oft in Erstaunen setzte und in allem was er sprach, lag viel Charakter. Wißbegierig und neugierig war er dermaßen, daß man ihn mit einer politischen Neuigkeit in die größte Gefahr hätte locken können. Er ging, ich sah ihn nie-

mals wieder. Da hier des Fürsten Peter Wolkonßkijs Erwähnung geschah, so wollen wir noch eine Anekdote erzählen, die wir in St. Petersburg öfter vernahmen.

Fürst Peter Michailowitsch Wolkonßkij, geboren 1776, gestorben 1852, wurde schon in seinem sechsundzwanzigsten Jahre von Kaiser Alexander, mit dem er in gleichem Alter stand, zum General-Adjutanten Sr. Majestät befördert und stand während der ganzen Regierung Alexander's in dessen höchster Gunst. Er begleitete den geliebten Monarchen im Kriege und auf allen Reisen, auch nach Taganrog, wo Alexander starb.

Wolkonßkij wurde nach und nach zu den höchsten Würden erhoben und besaß auch das ganze Vertrauen des Kaisers Nikolaus.

Er war General-Feldmarschall, General-Inspector aller Reserventruppen, Minister des kaiserlichen Hauses und der Apanagen, Mitglied des Reichrathes, Dirigent des Cabinets Sr. Majestät, Kanzler des Capitels der kaiserlichen und königlichen Orden. Seinen Stammbaum leitet er vom heiligen Michail von Tschernigow her, der sich weigerte, durch das heilige Feuer zu gehen, das hinter dem Zelte Baty's, des furchtbaren Mongolen-Chans brannte, und sich vor den Götzen dieser wilden Horde nicht verbeugen wollte. (Diese Götzen waren aus Seidenzeug gemacht.) Daher befahl Baty ihn zu Tode zu martern, was auch geschehen ist, weßhalb aber die russische Kirche ihn heilig gesprochen hat.

Einmal sagte Kaiser Alexander zu Wolkonßkij:

„Peter Michailowitsch, ich möchte Jemandem einen recht hübschen Stock zum Präsent machen. Ich weiß, wir haben da einen köstlichen Brillant vom reinsten Wasser und von seltener Größe. Diesen Edelstein möchte ich oben auf den Knopf des Stockes einfassen lassen. Bestelle die Sache beim Juwelier."

Wolkonßkij, der eine große Gewalt über den Kaiser ausübte, weigerte sich, diesem Befehle nachzukommen.

„Dieser Brillant," sagte er, „ist zu theuer und selten, als daß Ew. Majestät ihn zu solch einem Geschenke verwenden könnten. Wissen Ew. Majestät, was dieser Edelstein kostete und was er jetzt werth ist?" — „Wie sollte ich es nicht wissen!" erwiederte Alexander, der bei recht guter Laune war; „aber bedenke, Peter Michailowitsch, ich will ihn einem meiner treuesten Freunde zum Geschenk machen; für einen solchen

Freund ist mir nichts zu kostbar und theuer. Also laß einen schönen Knopf, mit lauter guten Steinen besetzt, machen und diesen Brillant oben drauf einfassen; denn es soll nun einmal ein theurer, kostbarer Stock für meinen Freund werden!"

Allein Wolkonßkij weigerte sich, dem Wunsche Sr. Majestät nachzukommen; der Brillant war und blieb ihm zu kostbar.

„Nun, so laß einen solchen Stock ohne den großen Edelstein machen," sagte der Kaiser.

Dazu verstand Wolkonßkij sich sogleich. Er bestellte beim Hof-Juwelier einen goldenen Knopf, den er auch mit Brillanten, aber von bloß geringem Werthe besetzen ließ. Allerdings war der Stock seine Tausende werth, aber er stand in keinem Vergleich mit dem Werthe, den ihm Kaiser Alexander geben wollte. Als nun der Fürst Sr. Majestät den Stock überreichte, sagte dieser: „Lieber Peter Michailowitsch, den Stock habe ich für dich bestimmt, ich mache dir also ein Präsent damit."

Wolkonßkij konnte nun vor Unmuth die ganze Nacht nicht schlafen, daß er den kostbaren Brillant nicht auf den Stock hatte machen lassen.

Ich hatte drei Wochen in Moskau ausgeruhet, als ich es für an der Zeit hielt, mich um eine Fahrgelegenheit nach Kiew umzusehen. Das Reisen mit der Post in Rußland ist äußerst beschwerlich, erstens, weil man keine bequemen Wagen hat, sondern nur mit einem Karren, ohne Schwungfedern, Teléschka, genannt, vorlieb nehmen muß, und zweitens, weil es in Rußland, mit Ausnahme der Touren von St. Petersburg nach Moskau, nach Warschau, nach Riga, und einiger andern, aber viel kleinere Strecken in der Provinz, keine Chausseen gibt. Wer mit der Post reisen will, muß sich vorher mit einem Postpasse (Podoróschnaja) versehen. (Alle, die in Angelegenheiten des Staates reisen, erhalten die Podoróschnaja unentgeldlich.) Je mehr Meilen Jemand reisen will, desto mehr kostet ihn auch dieser Paß. Ohne einen solchen dürfen die Poststationsaufseher oder Postwärter (Stanzionüsmotritels) dem Reisenden keine Pferde geben. Indeß thun sie es doch nicht selten, zumal, wenn sie ihren guten Vortheil dabei finden. Der Reisende, wenn er eine eigene Equipage hat, läßt sich Pferde vorspannen und er sitzt so bequem als es eben sein Wagen gestattet; wer aber keine eigene hat, muß mit einem sogenannten leichten Post-

karren vorlieb nehmen, auf welchem man, da er in Sommerszeit kein Dach hat, bei plötzlich eintretendem Regenwetter durchnäßt bis auf die Haut werden kann. Diese Postequipage wird auf jeder Station wie die Pferde selbst, gewechselt, und so müssen dann auch die Effecten des Reisenden jedesmal auf- und abgeladen werden. Auf jeder Station befindet sich ein solcher Postwärter, der für die Pferde zu sorgen hat und der auch das Geld für seine Station in Empfang nimmt; denn der Postpaß ertheilt dem Reisenden nur das Recht, Pferde verlangen zu können. Kraft der Gesetze soll nun ein jeder Postwärter zu jeder Zeit Pferde bereit haben, damit der Reisende seine Reise ununterbrochen fortsetzen könne. — Auf jeder Station ist auch ein Schnurbuch eingeführt, in welches man seine Klage einschreiben kann, im Fall man sich von dem Postwärter grob oder gesetzwidrig behandelt glaubt. Ich ließ mich über dies Postwesen in Kenntniß setzen, und mir wurde versichert, daß es gar nichts Seltenes sei, wenn der Reisende, ungeachtet seines Postpasses und des eingeführten Schnurbuches, zuweilen ganze Stunden, ja Tage lang auf Pferde warten müsse, und zwar großentheils aus Pflichtvergessenheit des Postwärters, der dann für die Erfüllung seiner Pflicht, noch ein besonderes Trinkgeld verlange.

Um meinem Leser einen kleinen Begriff von dem Amte eines solchen Postwärters zu verschaffen, wie wir es, sammt dem düstern Stübchen, in dem es verwaltet wird, in der Anekdote vom Grafen Scheremetjew schon sahen, wollen wir den Anfang einer russischen Novelle hier anführen. Die Postwärter stehen in der Regel im Range der 14. Classe, sie sind also der körperlichen Züchtigung überhoben, und ihr Rang soll sie auch vor dem Stäuben und Ohrfeigen der unhöflichen Passagiere schützen.

Der Stanzionüsmotritel.

Von Alex. Puschkin.

Collegienregistrator (14. Rangclasse),
Der Posten Dictator.
Fürst Wiäsemsskij.

„Wer hat die Postwärter nicht schon verwünscht? Wer hat sich nicht schon mit ihnen gezankt? Wer hat im Augen-

blicke seines Zornes nicht schon das verhängnißvolle Buch verlangt, um seine unnütze Klagen über Bedrückung, Unordnung oder Grobheit einzuschreiben? Wer hält die Postwärter nicht für den Auswurf der Menschen? oder wer stellt sie nicht mit Räubern und Gerichtsvollziehern auf eine und dieselbe Stufe? — Laßt uns indeß gerecht sein, und versetzen wir uns in ihre Lage, so werden wir gewiß ein günstigeres Urtheil über sie fällen. Was ist denn eigentlich ein Postwärter? — Ein wahrer Märtyrer der vierzehnten Rangclasse; sein Rang soll ihn vor Prügeln schützen, aber vermag er dies? (Ich lege meinen Lesern diese Frage aufs Gewissen.) Was ist das Amt eines solchen Dictators, wie ihn der Fürst Wiässemßkij im Spaße nennt? Ein wahres Jammeramt, das dem, der es bekleidet, weder am Tage, noch des Nachts Ruhe gönnt. Für allen auf der langweiligsten Reise gesammelten Aerger will sich der Passagier an dem Postwärter rächen: für unausstehliches Wetter, für schlechten Weg, für widerspänstige Postknechte und faule Pferde, für dies Alles soll der Mann büßen! Tritt der Reisende in das elende Stübchen des Postwärters, so sieht er den Mann eher für seinen Feind als für seinen Freund an. Gut, wenn es ihm gelingt, seinen ungebetenen Gast gleich wieder zu entfernen .... Aber wenn nun wirklich im Augenblicke keine Pferde vorhanden sind? ... Gott sei mit ihm! ... was für Drohungen, was für Schimpfwörter fallen dann auf das Haupt des armen Postwärters! In Schnee und Regen läuft er auf den Bauernhöfen umher, dem Unbarmherzigen Pferde zu verschaffen. In Stürmen und Januarskälte geht er ins Vorhaus, um dem Geschrei und den Stößen der unbarmherzigen Passagiere auszuweichen. Es kommt ein General angefahren, der zitternde Postwärter gibt ihm seine letzten sechs Pferde. — Der General fährt weiter, ohne daß er: „ich danke!“ gesagt hätte. Fünf Minuten darauf — eine Bügelglocke*) klingt! .... und der Feldjäger wirft ihm seine Podoróschnaja auf den Tisch. Wenn er nun keine Pferde

*) Die Post hat an dem Krummholz, das sich bekanntlich über dem Kummet aller russischen Zugpferde befindet, eine 4—5 Zoll lange Glocke, welche während der ganzen Fahrt so laut klingt, daß man sie weit in der Ferne hört. Nur die Post hat das Recht, eine solche Glocke am Krummholze zu führen.

mehr hat, wenn der letzte General sie ihm gewaltsam entrissen — und wenn er im Augenblicke keine auftreiben kann — wie dann? Der Feldjäger muß unverzüglich weiter! Ziehen wir dieses Alles recht zu Herzen und unser Unwillen muß sich in Mitleid umkehren." So die Worte Puschkins.

Mögen nun diese Postwärter wirklich gequälte Leute sein, die manchmal mit dem besten Willen keine Pferde zu geben im Stande sind; oder mögen sie pflichtvergessen sein und vorhandene Pferde nur dann hergeben, wenn man ihnen noch ein besonderes Trinkgeld dafür gibt: so ist es doch aus dem hier Erzählten einleuchtend, daß ein solches Reisen für Jeden, der keine eigene Equipage hat, und Mangel an Geldüberfluß besitzt, nicht bequem ist. Wie soll da ein Ausländer, der in eigenen Angelegenheiten reist, und welcher der russischen Sprache nicht mächtig ist, zurecht kommen, da diese Postwärter in der Regel nichts als Russisch verstehen?

Von Moskau nach Kiew rechnet man 900 Werst, etwa 129 deutsche Meilen. Späterhin bildete sich eine Privat-Gesellschaft, welche zwischen beiden Städten Diligencen errichtete, wodurch das Reisen auf diesem Wege, namentlich für den Ausländer, sehr erleichtert wurde. Diese Einrichtung existirte aber noch nicht, als ich nach Kiew mußte. Und das machte mir das Reisen dahin in meiner Vorstellung so unangenehm, daß ich lieber in Moskau geblieben wäre, wo aber, für diesmal meine Bleibensstatt durchaus nicht war.

Die dunkle Ahnung klärt sich auf.

Mein Nachforschen, irgend eine Fahrgelegenheit zu finden, war indeß nicht ohne Erfolg geblieben. Denn eines Tages kam ein junger Mann zu mir, der sich für einen deutschen Bäcker ausgab und mir sagte, er wisse von einem Dreispänner, der in kurzer Zeit nach Kiew zurückgeschickt werden müßte. Und fände sich Niemand, der diese Retourfahrt benutzen möchte, so müsse das Fuhrwerk leer fort. Das ist ja prächtig! dachte ich, da hätte ich endlich einmal im Leben Etwas gefunden, was ich suchte. Und wer hat den Dreispänner abzuschicken? fragte ich den Bäcker. „Ein Podrädtschik, das ist auf deutsch, ein Lieferant." — „Aber wann könnte ich den Lieferanten

sammt seinem Fuhrwerke sehen?" — „Wenn es Ihnen heute Abend gelegen ist, will ich mit ihm zu Ihnen kommen." — „Sehr gelegen!" sagte ich, „aber halten Sie auch Wort." Nun gab ich dem Bäcker ein Trinkgeld. Damit zog er ab. Gegen Abend kam er mit dem Lieferanten zu mir. Für 50 Rubel B. Ass. können Sie mit dem leeren Dreispänner, über welchen dieser Mann zu verfügen hat, bis nach Kiew kommen, sagte der Bäcker, der auch zugleich den Dolmetscher machte, da der Russe kein Wort deutsch verstand. Der Preis ist nicht übertrieben, bemerkte ich, aber ich möchte doch vorher das Fuhrwerk sehen. — Sie können es morgen sehen. Der Mann ist um 10 Uhr in der Frühe zu Hause. Hier ist seine Adresse. Und wenn Sie es wünschen, will ich morgen vor 10 Uhr zu Ihnen kommen und Sie dahin begleiten, bot der Bäcker sich an. Ich erwarte Sie also unfehlbar, sagte ich. Und nachdem er mir vielmal betheuerte, daß er sich morgen zur gehörigen Zeit einfinden würde, zog er mit seinem Lieferanten ab. Am andern Morgen kam er. Ich ließ eine Droschke vorfahren, und punkt 10 Uhr waren wir auf dem Hofe des Podrädtschiks, wo das Dreigespann stand. Ich war zufrieden damit. Als der Bäcker einige Worte mit dem Manne gesprochen hatte, eröffnete er mir, daß ich meinen Paß unverzüglich in Ordnung bringen müßte, da der Dreispänner unfehlbar schon morgen Frühe abgeschickt würde, und daß der Mann, um Gewißheit von meinem Entschlusse zu haben, wenigstens zehn Rubel B. Ass. Handgeld haben müßte. Ich fand diese Forderung nicht unbillig und gab ein Zwanzigfrancsstück Handgeld, eine Münze, die in Rußland sehr gangbar ist. Darauf fuhr ich nach Hause und bestellte meinen Fiaker zu morgen Frühe sechs Uhr zu mir. In meinem Zimmer angekommen, fand ich die längst ersehnte Antwort aus St. Petersburg vor. In diesem Schreiben wurde mir das geheimnißvolle Räthsel von den unheimlichen Ahnungen, die meine Seele durchzogen und mir jenen Park, den Ort meiner süßen Träume zum Orte unerklärbarer Angst und Schrecken gemacht hatten, vollständig gelöst.

Indem ich den Leser an jenen Park, wie wir ihn auf Seite 97 gesehen haben, erinnern, theile ich ihm aus diesem Schreiben Folgendes im Auszuge mit.

„Ihr Brief aus Moskau hat mich endlich der schrecklichen Sorgen überhoben, die ich drei Wochen lang um Sie hegen

mußte. Grade am Tage darauf, als ich Sie in dem Park besuchte, verfügte sich der Oberpolizeimeister, begleitet von einer Schaar Männer, deren Erscheinen nie einen angenehmen Eindruck auf mich zu machen vermag, in aller Frühe dahin. Wie es in Polen zugeht, haben Sie wohl schon gehört. Der verabschiedete Oberst, der Ihnen das Zimmer in dem Parke einräumte, ist ein Pole, und wie es heißt, ist er in jene furchtbare Verschwörung mit verwickelt. Sie können sich daher vorstellen, wie man mit ihm verfahren ist. Seine Effecten wurden sogleich in Beschlag genommen, er selbst aber wurde gebunden und in die Festung geschleppt. Gnädiger Himmel! hätte man auch Sie in seinem Hause angetroffen! Ihre Unschuld hätte Sie für's erste nicht schützen können. Ein Schauer nach dem andern durchdringt meine Seele, wenn ich daran denke. Den deutschen Baron, der, wie Sie wissen, dort in der Nähe wohnte und dem Oberst dann und wann einen guten Morgen sagte, trieb sein Schicksal grade in derselben Stunde dahin, als die Polizei erschien. Er wurde ohne Widerrede geknebelt und ebenfalls in die Festung gebracht. Selbst sein armer einfältiger Diener, der gar nicht weiß was Revolution ist, mußte mit seinem Herrn, in dessen Begleitung er war, dasselbe Loos theilen. Da sitzen sie nun alle drei und Gott weiß, wann die zwei von ihnen, die gewiß unschuldig sind, in Freiheit gesetzt werden. Die Justiz wird wohl noch lange keine Zeit haben, eine gründliche Untersuchung einzuleiten, gemäß derer eine unbedingte Freilassung der Inhaftirten erfolgen müßte. — Wie gnädig war Gott Ihnen, daß er Sie noch zur rechten Zeit, zur rechten Stunde aus der unseligen Behausung führte! wo Sie vom Unglück unvermeidlich betroffen worden wären!" —

Aus der in diesem Schreiben genau bezeichneten Stunde, in welcher die Polizeileute bei dem Oberst erschienen, sah ich nun klar, daß ich mich kaum vier Minuten aus diesem Hause entfernt hatte, als der Pole den unfreundlichen Besuch erhielt. Wunderbare Führung! Sollte ich sie wohl dem Zufalle zu verdanken haben? Ich muthe Niemandem zu, es mir zu sagen.

Der verschmitzte Paßschreiber.

Jetzt konnte mich nichts mehr länger an Moskau fesseln, denn ich hatte das längst ersehnte Schreiben erhalten und

morgen in der Frühe mußte der Dreispänner auf den Weg nach Kiew. Ich eilte daher sogleich auf das Oberpolizeiamt, um meine Aufenthaltskarte wieder gegen einen Paß zu vertauschen. Der Tschinównik (Beamte), welcher die Pässe ausfertigte, sprach eben so geläufig deutsch und französisch, als russisch. Er saß da an einem mit grünem Tuche überzogenen Tische. Sie würden mir eine große Gefälligkeit erweisen, sagte ich, indem ich vor ihn hintrat und mich verbeugte, „wenn Sie die Güte hätten, mir noch heute Morgen den Paß auszufertigen. Kaum hatte ich dieses gesagt, so zog er stillschweigend die Schieblade seines Tisches auf, in welcher ich verschiedene Geldsorten erblickte. Nach einer kurzer Weile stieß er die Lade wieder zu und zog sie dann wieder auf. Er that dieses wohl zehnmal während der sechs Minuten, die ich vor ihm gestanden haben mochte. Mir schien, als suche er etwas darin, ohne es zu finden. Ich ahnte die Bedeutung des Manövers nicht. „Ihren Paß können Sie in den ersten drei Stunden nicht erhalten," sagte er endlich zu mir, „da ich noch sehr dringende Geschäfte habe, die vorher beseitigt werden müssen. Kommen Sie daher in drei oder vier Stunden wieder." Er sprach dieses in einem solchen Tone, daß ich den Muth verlor, meine Bitte zu wiederholen. Ich entfernte mich, um in drei Stunden wieder zukommen. Auf der Straße begegnete mir ein Mann, den ich bei meinem Freunde kennen gelernt hatte. Sie haben Sich den Paß wohl schon ausfertigen lassen? fragte er mich. Leider, leider, noch nicht! Der Tschinównik will sich in den ersten drei Stunden nicht dazu verstehen, was ich sehr bedauern muß, da ich schon morgen in aller Frühe abreisen soll, sagte ich. —

Hat der Mann in Ihrer Gegenwart nicht seine Tischschieblade auf- und zugeschoben, fragte er lächelnd.

„Ja, das that er verschiedene Male! Aber was soll es bedeuten," fragte ich neugierig. „Ei nun, wenn Sie ihm keinen Silberrubel oder wenigstens keinen halben hinein legen, erhalten Sie Ihren Paß heute nicht, und vielleicht auch morgen noch nicht." Ah, jetzt verstehen ich! sagte ich und mußte laut lachen über die originelle Art, sich „na wódku!" (ein Trinkgeld) zu fordern. Gehen Sie gleich wieder zu ihm und legen Sie ihm ein Stück Geld hinein und ich will des Todes sein, wenn Sie Ihren Paß nicht in Zeit von zehn Minuten haben! sagte mein Bekannter. Ich ging wieder zu ihm, er saß noch

auf derselben Stelle. Als ich nun meine Bitte wiederholte, zog er auch ganz unbefangen seine Schieblade wieder auf. Ich legte ihm behende einen blauen Zettel (5 Rubel B. Ass.) hinein, und er schob sie behende wieder zu. Noch keine fünf Minuten waren verstrichen und ich hatte meinen Paß schon in der Tasche. Als ich ein paar Jahre darauf wieder nach Moskau kam, fragte ich vor allen Dingen, ob der kurze dicke Mann mit den vollen rothen Backen noch lebe und ob er das Manöver mit seiner Schieblade noch immer mache. Ein Beamter erzählte mir darauf Folgendes.

„Es war ein Generallieutenant und Adjutant Sr. Kaiserlichen Majestät, der eine deutsche Dame als Gouvernante für seine drei Töchter engagirte, als er eben im Begriffe war, mit seiner ganzen Familie Moskau zu verlassen. Besorgen Sie sich Ihren Paß, denn morgen reisen wir von hier ab, sagte der General zu der Dame, welche keine russische Unterthanin war. Der Paß für den Ausländer kostete damals nur fünfzig Kopeken Kupfer, etwa fünf Sgr., da er auf einem Stempelbogen von der geringsten Taxe ausgefertigt wurde. Heutzutage kostet er bedeutend mehr. — Die deutsche Dame aber, welche seit lange ohne Anstellung gewesen, war in Armuth gerathen und brachte mit knapper Noth die fünfzig Kopeken zusammen. Als sie nun auf das Oberpolizeiamt kam, machte der Paßschreiber das Manöver mit seiner Schieblade; allein es ging der Dame wie Vielen andern, sie verstand die Bedeutung desselben nicht, und hätte sie auch das Zeichen verstanden, so hätte das dem Herrn Paßschreiber doch nichts nützen können, da ihr ganzer Reichthum eben nur in fünfzig Kopeken bestand. Nachdem die Schieblade viermal auf- und zugeschoben worden, ohne daß weder etwas Weiches noch Hartes hineingefallen war, wurde der Mann ärgerlich und sagte, daß der Paß fünf Rubel B. Ass. koste. Der Dame blieb nun nichts übrig, als dem General ihre peinliche Armuth zu entdecken. Der stolze Kriegsmann wurde entrüstet, als er dieses hörte, denn er wußte so gut, wie Jedermann es wußte, daß ein solcher Paß nur einen halben Rubel B. Ass. kostete. Ihm war auch die seltene Art des Tschinówniks, sich „na wódku" zu fordern, seit lange bekannt, ohne sich indeß darüber aufzuhalten; jetzt aber beschloß er, dem Unfug mit einem Male ein Ende zu machen, zumal er dem Oberpolizeimeister nicht recht gram war. Der General-

adjutant begab sich also zum Oberpolizeimeister und traf ihn allein in seiner Geschäftsstube. „Was haben Sie für einen Spitzbuben in Ihrer Kanzlei?" fragte er ihn. Der Polizeichef sah seinen Mann erstaunt, aber mit Ruhe an, dann sagte er mit einem seines Amtes würdigen Ernste: „Ich verstehe Sie nicht. Ich, der Oberpolizeimeister, soll einen Spitzbuben in meiner Kanzlei haben? Mein Herr, sprechen Sie deutlicher! was soll das heißen?" — „Nun so will ich es Ihnen rund heraus sagen, daß Ihr Tschinównik, der die Päße ausfertigt, ein arger Spitzbube ist! Wie dürfen Sie ihn in Ihrem Dienste dulden?" — Der Polizeichef richtete sich jetzt einen Zoll höher empor und sagte: „Mein Herr! ich bitte mir Respect aus! Wissen Sie etwa nicht wer ich bin?" — „Sie sind Generalmajor, ich bin Generallieutenant und daher befehle ich Ihnen, mir die gehörige Ehrerbietung zu erweisen! Wenn Sie aber diesen Spitzbuben nicht in Zeit von sechs Stunden aus Ihrer Kanzlei und aus Moskau entfernt haben, so werde ich den Unfug, den Ihr Beamter so lange trieb, an einem andern Orte zur Sprache bringen!" sagte der Generaladjutant. Keine sechs Stunden waren darauf verstrichen und der Schiebladenzieher hatte die Stadt Moskau schon weit hinter sich.

Der Bayer.

Am andern Morgen um halb sechs Uhr erschien mein Fiaker mit seiner leichten Droschke vor dem Fenster meines Zimmers, ich hatte ihn so früh bestellt. Eine Stunde nachher befand ich mich auf dem Hofe des Lieferanten, wo ich eine Menge einspänniger Fuhren sah, die mit großen Kisten hoch beladen waren; aber von dem Dreispänner war keine Spur mehr zu sehen, und vergeblich trabte ich auf dem ganzen Hofe umher, ihn zu suchen. Der Podrädtschik war beim Aufladen der Kisten beschäftigt, er that, als kenne er mich kaum. Ich fragte ihn, so gut ich es vermochte, wo denn das Dreigespann stünde. Ne ponemáju! ich verstehe nicht! sagte er. Und zu meinem Unmuthe, konnte ich mich ihm nicht verständlicher machen. Da erschien ein ärmlich gekleideter Mann, der mich auf deutsch fragte, ob ich mit diesen Fuhrwerken nach Kiew gehen wollte. Sie sind ein Deutscher, sagte ich zu ihm, und

da Sie bereit sind, mir eine Gefälligkeit zu erweisen, so fragen Sie doch diesen Mann da, wo der Dreispänner stünde, in welchem ich sitzen sollte. Als er das für mich ausgerichtet hatte und mir die Antwort des Lieferanten mittheilte, nämlich, daß er von einem solchen Wagen nichts wisse, sondern daß ich mir von den einspännigen hochbeladenen Karren einen auswählen könnte, um darauf zu sitzen, erstaunte ich nicht wenig. Jetzt erzählte ich dem Deutschen Alles, was mich für's erste am meisten interessirte und dieser trug es dem Lieferanten vor. Der aber schob alle Schuld auf den Bäcker, daß er nicht gut gedolmetscht hätte, denn laut seiner Abmachung sollte ich für 50 Rubel B. Ass. einen Platz auf einer dieser Fuhren bis nach Kiew erhalten, und er wäre fest überzeugt, sagte er, daß ich für dieses Geld unmöglich eine Droika (dreispännige Kibitke) die unter 120 Rubel für solchen weiten Weg nicht zu haben sei, verlangen könnte.

Zu meinem Mißgeschicke war mein Freund seit einigen Wochen mit Geschäften so überhäuft, daß er mich unmöglich hierher, mehr als eine Meile weit, begleiten konnte; er hatte mir schon ein großes Opfer dadurch gebracht, daß er mir die Merkwürdigkeiten der Stadt zeigte und mich mit dem Herrn Iwan Iwanowitsch und einigen Andern bekannt machte. Und so konnte ich es nicht über mich bringen, ihn zum Führer meines Prozesses zu machen, den ich im ersten Augenblicke mit dem Podrädtschik anzufangen beschlossen hatte. Und will ich den Prozeß allein führen, dachte ich, so treffe ich gewiß wieder einen Tschinównik an, der sogleich seine Schiebelade aufzieht, sobald ich ihm die Klage vortrage. So fügte ich mich wie ein russischer Orthodoxe demüthig in mein Schicksal, das mir auf dieser ganzen Reise nichts als Bitteres zugedacht zu haben schien. Da mich nur die Gewalt auf einer Reise, die ich schon angetreten, wie z. B. von St. Petersburg nach Zarskoje Seló, zurück zu treiben im Stande ist, so beschloß ich, nicht mehr umzukehren, sondern mit den einspännigen Fuhren nach Kiew zu gehen, indem ich den Blick umhergleiten ließ, um einen Platz ausfindig zu machen, auf welchem ich, im Fall ich einmal sehr müde wäre, ein wenig sitzen könnte. Aber die Wagen waren alle mit hohen Kisten dermaaßen beladen, daß auch nicht ein Raum übrig geblieben, in dem ein Hund hätte liegen oder sitzen können. Nun, es

wird schon gehen, dachte ich, und bat den Deutschen, mich den Fuhrleuten zu empfehlen, daß sie mich auf dieser Reise in ihren persönlichen Schutz nehmen möchten, im Fall ich einmal einen Angriff von Kasoken auszuhalten hätte; denn der Podrädtschick fuhr nicht mit, und wäre er mitgefahren, so wäre es doch bedenklich gewesen, mich unter seinen Schutz zu begeben.

Aber was enthalten die hohen Küsten? fragte ich den Deutschen. Ranzen und anderes Lederzeug für das Militair, sagte er. Sie sind ein Bayer. Was trieb Sie nach Rußland?" — „Recht gesagt," antwortete er, „es trieb mich Jemand, sonst wäre ich gewiß nicht gegangen! Napoleon trieb mich wie viele Tausende meiner armen Brüder und ließ uns in dem kläglichsten Zustande zurück. Ich kam mit der französischen Armee hierher, erfror Arme und Beine und gerieth in russische Gefangenschaft. Zu meinem Glücke sprach ich die französische Sprache sehr geläufig, denn damit erwarb ich mir bisher meinen Unterhalt und rettete auch mein Leben aus der Gewalt der Kosaken, die mich gefangen nahmen und schon im Begriffe standen, mich für 1 Eimer Branntwein den wüthenden Bauern zu überantworten. In dieser Gefahr redete ich in deutscher Sprache einen Offizier, der daher geritten kam, um Gnade an; er aber hörte nicht, und da wiederholte ich es im französischen, das half; er befreite mich aus den Händen der Kosaken und ich entging dem schauderhaften Tode, den die wüthenden Bauern mir schon zugedacht hatten; sie wollten mich, wie sie es schon mit mehreren meiner Unglücksgefährten thaten, mit den Händen und Füßen an die Wand nageln, um mich dann mit Messern todt zu stechen." Solche Schaudergeschichten, sagte ich, müssen Sie lieber einem Kinde erzählen, nicht mir. Es ist bekannt, daß kein Volk Europa's gegen Gefangene so viel Mitleid hegt, als eben das russische. Denn in der That, der gemeine Russe ist fähig seine Eltern, seine Geschwister, seine Freunde, seine Vorgesetzten, seine Kirche, seinen Zaren zu bestehlen; aber niemals einen Gefangenen! dem theilt er noch das Letzte mit, was er hat, das werden Sie, da Sie schon so lange in Rußland sind, noch besser wissen als ich," fügte ich hinzu. Der Bayer lächelte und bat um die Erlaubniß, mir bemerken zu dürfen, daß ich über diesen Punkt nicht vollkommen unterrichtet sei; denn man müsse einen Unterschied machen zwischen Gefangenen, die wegen

Verbrechen oder Vergehen von irgend einem Gerichtshofe schon zur Strafe verurtheilt seien, und zwischen solchen, die als Feinde des Landes und in der Wuth des Kampfes in Gefangenschaft geriethen. Sie haben Recht, fuhr der Bayer fort, weder die Casse der Wittwen und Waisen, der Staats- und Kirchengelder noch der Fond der Invaliden ist vor den russischen Beamten sicher: wohl aber der Fond, der den Gefangenen gehört. Ich fühlte bald, daß der Bayer, so einfach er mir auch anfangs vorkam, wohl im Stande war, mich über Manches zu belehren.

Aber woher diese Eigenthümlichkeit des Russen, durch die er sich von allen andern Völkern unterscheidet? fragte ich ihn. „Da die Russen," sagte er, „seit der Gründung ihrer Monarchie, namentlich seit Oleg's und Wladimir's des Großen Regierung ein eroberndes Volk waren, so konnte es auch nicht fehlen, daß die Sklaverei bei ihnen eingeführt wurde. Der Sklavenhandel war es besonders, durch den sich der einst so mächtige Freistaat Groß-Nowgorod viele Reichthümer erworben hatte. Allein die Sklaverei beschränkte sich damals nur auf den kleinsten Theil des Volkes; nicht auf die Masse, wie später und auch noch heutzutage. Der größte Theil der Bauern, der eigentliche Stamm des russischen Volkes, war persönlich frei; durfte aber, kraft des Gesetzes, kein Grundgebiet an sich bringen und besitzen, das er sein Eigenthum hätte nennen können. Wenn man noch heutzutage in Rußland hie und da einige freie Bauern trifft, die kleine Ländereien als ihr Eigenthum besitzen, so sind das entweder Nachkömmlinge verarmter Edelleute, oder solche, deren Vorfahren durch irgend ein Privilegium zu solchem Grundbesitze berechtigt wurden, und sie machen eben nur eine Ausnahme von der Masse. Durch dies unselige Gesetz wie auch durch die vielen blutigen Bruderkriege, konnte der Bauer zu keiner Wohlhabenheit gelangen. Und als nun noch die Mongolen das ganze Land unterjochten und allen Russen, mit einziger Ausnahme ihrer Geistlichkeit, einen Tribut auferlegten, da mußten viele der Aermsten ihre persönliche Freiheit einbüßen; denn wer dieses Kopfgeld nicht entrichten konnte, mußte Sklave werden. Die reichen Bojaren und Gutsbesitzer kauften sie dann von den tatarischen Steuererhebern, und ließen sie auf ihren Feldereien Frohndienste thun. Aber schon Jarosslaw I. (regierte von 1019 bis 1054) gab

ein Gesetz, kraft dessen der Schuldner, der nicht zahlen konnte, seine Freiheit verlor, indem sein Gläubiger das Recht hatte, ihn auf öffentlichem Markte zu verkaufen. Auf diese Art mußte die Sklaverei von Jahr zu Jahr zunehmen; allein der größte Theil der Bauern blieb noch immer persönlich frei. Der russische Landmann war von jeher kein Freund der schweren eintönigen Arbeit, die der Ackerbau mit sich bringt; er hätte lieber in den Städten seinen Unterhalt zu verdienen gesucht; da aber die Zahl der Städte nicht groß war, so mußte der größte Theil der Bauern sich in das Unumgängliche, in die Feldarbeit, fügen. Das alte Gesetz, kraft dessen der Gutsherr verpflichtet ist, seine Sklaven oder Leibeignen, im Alter oder bei eintretender Unfähigkeit zur Arbeit, ernähren muß, hat für den gemeinen Mann, von der einen Seite eben so viel Schlimmes als von der andern Gutes: denn es war von jeher Ursache, daß Tausende von Bauern, leichtsinnig und träge, wie sie von Natur sind, sich freiwillig in die Leibeigenschaft begaben, um im Alter versorgt zu sein. So wurde es nach und nach Sitte, daß die Bauern, theils für ihre Person allein, theils sammt ihrer ganzen Familie sich den Gutsherren entweder für immer oder auf eine Reihe von Jahren als Leibeigene verschrieben. Die meisten aber wählten dieses letztere, indem ihnen die Freiheit doch immer als ein kostbares Gut erschien, das sie nach Verlauf der contractmäßig festgesetzten Frist, wieder besitzen konnten. Viele andere aber liebten die Freiheit über Alles, und wollten sie um keinen Preis, weder auf Jahre noch auf Monate verpfänden, sie arbeiteten lieber im Tagelohn, obgleich sie dadurch ein noch elenderes Leben führen mußten, als jene, die sonst manchen Vortheil vor ihnen genossen. Die Gutsherren trachteten lange darnach, eine allgemeine Leibeigenschaft der Bauern einzuführen. Allein solch ein Act der rohesten Gewalt schien den Zaren nicht so leicht ausführbar zu sein, als er es doch in der That war. Endlich erschienen unter Fédors I., Regierung, des letzten Zaren aus Rurik's Geschlechte, jene drei Ukasen, kraft deren nicht bloß die contractlich gebundenen Leute, sondern auch alle ganz freien Bauern, die im Taglohne arbeiteten, als ewiges Eigenthum derjenigen Gutsherren erklärt wurden, auf deren Grund und Boden sie grade arbeiteten, als diese allerhöchsten Verordnungen erschienen. Auf diese Art wurden sogar verarmte Adelige, die sich genöthigt sahen, durch

Feldarbeiten ihren Unterhalt zu verdienen, zu Leibeigenen ihrer reichern Brüder, eben weil sie sich arbeitend auf deren Gütern befanden, als die Ukasen, gleich Ungewittern durch das europäische Rußland fuhren. Das geschah in den Jahren 1592, 1593 und 1597. So wurde mit einigen Federzügen die Leibeigenschaft wie sie noch heut zu Tage besteht, eingeführt. Die armen Bauern mußten sich der Gewalt der Waffen fügen. Viele nahmen zwar die Flucht; aber wo sollten sie hinfliehen, da man sie überall, wo sie hinkamen, als Leibeigene dessen erklärte, auf dessen Grund und Boden sie sich aufhalten wollten. Nach diesem Acte der rohesten Gewalt wurden die armen Menschen immer mehr und mehr gedrückt, ohne zu wissen, wo sie ihre Klagen erheben könnten; denn die obrigkeitlichen Personen, statt ihnen Recht zu sprechen, verurtheilten sie lieber zu den härtesten Strafen. Seitdem sah nun jeder arme Russe in den Polizeibeamten und Richtern seine grimmigsten Feinde und nannte Jeden ohne Ausnahme, der von ihnen verurtheilt wurde, einen Unglücklichen. So wird auch der gröbste Verbrecher vom Volke genannt, und in Sibirien auch sogar von der Obrigkeit selbst. Auf diese Art ist das Mitleid gegen die Gefangenen eine fast allgemeine Tugend der Russen geworden, die selbst von den Großen und Reichen, wenn auch von Manchem dem bloßen Scheine nach, geübt wird, wovon uns die alljährlichen Loskaufungen vieler Gefangener, die wegen Schulden sitzen, einen Beweis liefern. Aber zwischen den russischen Verbrechern und denen, die als entschiedene Feinde Rußlands herein gebrochen waren, gab es einen großen Unterschied! — Die Gelehrtesten sind auch die Verkehrtesten! — Der große Napoleon beging den großen politischen Fehler dadurch, daß er in Rußland die Kirchen in Heumagazine und Pferdeställe verwandelte, wodurch er das Heiligste und Theuerste der Russen entweihete. Rußland ist eben durch seine Kirche so mächtig; sie durch fremden Einfluß entweihen, heißt seine Macht noch vergrößern. Daher gelang es auch den Popen, das russische Volk, welches Anfangs für ihn gestimmt war, indem es glaubte, in ihm einen Befreier aus der Leibeigenschaft begrüßen zu können, gegen ihn zu erbittern und ihn für den leibhaftigen Antichrist zu halten. Napoleon, fuhr der Bayer fort, hätte viel klüger gethan, wenn er, statt die Kirchen zu entweihen, hineingegangen und vor den Heiligenbildern auf die

Kniee gesunken wäre, und das Kreuz wie ein russischer Christ geschlagen hätte. So wäre ein großer Theil seiner erbitterten Feinde seine Freunde geworden.

Der von Natur gutmüthige Russe ist durch seine langjährige Knechtschaft so gedemüthigt, daß er sich von seinem Herrn oder von den Beamten stäuben, ohrfeigen und prügeln läßt und ihnen am Ende noch dafür die Füße küßt; aber er ist auch der schrecklichste Mensch. wenn er einmal in Wuth geräth und mit mehreren Andern im Aufstande gegen seine Peiniger begriffen ist. Das haben die russischen Leibeignen unter Anführung des Kosaken Pugatschéw vollkommen bewiesen. In diesem verzweifelnden Versuch, sich aus dem harten Joche ihrer Peiniger zu befreien, begingen sie die gräßlichsten Ausschweifungen. Auch gleich nach dem Abzuge der Franzosen aus Moskau verwüsteten sie die reichen und auf das kostbarste ausgeschmückten Schlösser mehrerer Großen. Solche Aufstände sind auch noch heutzutage nichts seltenes, sie wiederholen sich in jedem Jahre. Durch die Einführung der Leibeigenschaft hat der russische Staatskörper eine gefährliche Wunde erhalten, an dem er bisher gekränkelt hat, und wohl noch lange kränkeln wird, und die nur durch die Weisheit und Energie mehrere aufeinander folgender Regenten geheilt werden kann. Denn die Gutsherren werden sich freiwillig nie dazu verstehen wollen, ihr Vermögen, das größtentheils in dem Besitze der Leibeigenen besteht, als ein Opfer der Humanität und Civilisation darzubringen. Ihre Vernichtung könnte nur zur Lösung der ungeheuren Aufgabe führen. Aber welche Folge würde die Erreichung dieses großen Zieles auf solche Weise haben? Eine Folge, die, nach Umstände, ganz Europa zittern machen könnte! Denn was sollten die 45 Millionen Sklaven, die weder Land noch Gelder, noch Werkzeuge als Eigenthum besitzen, anfangen, wenn man ihnen eines Tages die Freiheit gäbe? Sie würden wie Heerden von Wölfen und Bären im Lande umherziehen und Alles verwüsten. Da die Gutsherren sich nun einmal nicht dazu verstehen wollen, ihre Sklaven auf irgend eine Weise nach und nach frei zu geben, so werden früher oder später Ereignisse eintreten, die den Sklaven günstig sein dürften, um die Schranken eigenmächtig zu öffnen. Rußland schwebt daher in steter Gefahr, von einem ungeheuren Unglücke heimgesucht zu werden. Es gibt unter den Leibeigenen viele Tausende

der kühnsten und verwegendsten Menschen, die nur auf solche Ereignisse warten, um die Schranken zu brechen." Während der Bayer so erzählte, waren die Fuhrleute mit dem Aufladen der Kisten beschäftigt. Endlich waren sie zur Abfahrt fertig. Darauf gingen sie Alle, 13 an der Zahl, in die Wirthsstube, wie sie jede Herberge, (postojálüj dwor) hat, um Thee zu trinken. „Was haben Sie beschlossen?" fragte mich der Bayer, „die Leute werden jetzt bald fortfahren." Ich gedenke zu Fuß bis nach Kiew mit ihnen zu gehen, sagte ich, denn in ihrer Gesellschaft werden mich hoffentlich die Kosaken verschonen, denen ich begegnen könnte. Der Bayer lächelte über diesen Entschluß und meinte, daß, wenn ich grade nichts zu versäumen hätte, ich wohl daran thäte; denn wollte ich noch ein paar Tage in Moskau verweilen, so müßte ich auch den Reisepaß wieder gegen 'einen Aufenthaltsschein vertauschen, was vielleicht Umstände mache und gewiß Geldausgaben verursache. „Sehen Sie da diesen Wagen," bemerkte er, „auf dem ist noch der meiste Raum gelassen, wo sie sitzen könnten, wenn Sie müde wären. Ich will mich doch erkundigen, welchem Fuhrmanne er gehört, und was er haben will, wenn er Sie dann und wann aufsitzen läßt." Damit ging er in die Wirthsstube. Nach einigen Minuten kam er wieder und sagte, daß der Bursche, dem der Wagen gehörte, ihm sehr gut gefalle und daß er mit ihm abgemacht, mich für 10 Rubel B. Ass. so oft ich wollte, aufsitzen zu lassen. Ich dankte dem Bayer für seine Gefälligkeit und gab ihm für die Mühe, die er sich dabei machte, ein Trinkgeld.

Bald darauf erschienen auch die Fuhrleute auf dem Hofe und trieben die Pferde an. Da kam ein alter Soldat, der die Pässe dieser Leute und die Contracte des Lieferanten in einem Ränzchen auf der Brust trug, zu mir heran und sagte: „Mussje, allo marschir! . . . . Schnaps trinken!"

„Der Bursche war mit in Deutschland und auch in Frankreich: Schnaps, Brot, Fleisch, trinken und dergleichen Wörter hat er auf dem Marsche gelernt, und er hat sie noch nicht vergessen, sagte der Bayer zu mir und lachte, „wie sollten die Kerle aber auch jene, für sie selige Zeiten vergessen, wo sie sich in dem schönen, fetten Deutschland den Latz so tüchtig gereckt haben! wie wären sie froh, wenn sie nochmals in Deutschland essen und trinken könnten! Der Mund wässert den Söhnen

und Enkeln, wenn sie ihre Väter von dem schönen Deutschland erzählen hören. Wie wären die Kerle froh, wenn es wieder hieße: Kinder, in den Krieg nach Deutschland!" —

Sie sind ja ein sehr interessanter Mann, sagte ich, wenn Sie grade nichts besseres zu thun hätten, ersuchte ich Sie, mich eine Strecke weit zu begleiten und beim Abschied mit mir eine Flasche auf die Gesundheit König Ludwigs I. zu trinken. Hoch lebe König Ludwig, der Deutsche! der Kunstsinnige!, rief der Bayer, und schwang seinen Hut in die Höhe.

Auf meinen Wunsch übergab er jenem Fuhrmanne meine kleine Reisetasche, mit einer gründlichen Ermahnung, darüber zu wachen. Es soll nichts daran kommen! sagte dieser, und legte sie in den engen Raum, den er mir für 10 Rubel B. Ass. bis nach Kiew eingeräumt hatte. Aber wir wollen auch noch dem alten Soldaten ein Trinkgeld geben und die Tasche seiner Obhut anempfehlen, sagte ich. Der Bayer fand das für gut, und nachdem wir auch dieses ausgerichtet hatten, verließen wir die langsam dahin rollenden Wagen und gingen mit einander dem Stadtthore zu, wo sie hinaus mußten. Es war noch eine gute Meile bis dahin. Wir kamen einem Hof vorbei, wo sich auch gegen zehn Fuhren und eine Menge Kisten mit Ranzen und allerlei Lederzeug für das Militair befanden. Man war mit Aufladen beschäftigt. Ich will wetten, sagte der Bayer, diese Kisten gehören noch zu dem Transport nach Kiew. Und so war es auch. In der Nähe befand sich ein Weinkeller, in den mich der deutsche Freund auf meinen Wunsch begleitete. Hier ist guter russischer Wein, sagte er, und sogleich stellte der Wirth ein Quart davon auf unsern Tisch. Aber Er schmeckte mir nicht, denn er war mit süßen Stoffen verfälscht, und so ließ ich eine Flasche französischen auftragen, der für das Geld, was er kostete, grade nicht übel war. Später hatte ich oft Gelegenheit zu sehen, wie die russischen Weinhändler ihren Moldowaner und Krimmer mit allerlei drastischen Stoffen dem Gaumen, reizend und schmackhaft zu machen suchen. Der russische hohe Adel wird auch nur äußerst selten bei seinen Landsleuten, den Russen, Wein kaufen. In beiden Residenzstädten ist daher auch der Handel von ausländischen Weinen in den Händen der Deutschen und Franzosen und zum Theil auch der Engländer. Der Bayer erzählte mir nun auf meine Frage, was er in Rußland bisher betrieben habe, daß er, manchmal

wegen seiner französischen Sprache gesucht, Hauslehrer und auch Kinderaufseher in adeligen Häusern gewesen sei, wo er es in der ersten Zeit recht gut gehabt hätte, weil damals noch ein ziemlicher Mangel an geborenen Franzosen gewesen wäre; später aber, als sich derselben viele in Rußland eingefunden hätten, habe man ihn, seines deutschen Dialectes wegen nicht mehr geachtet. Der russische Adel, sagte er, sieht, wenn er einen Hauslehrer oder Aufseher für seine Kinder wählt, vor allem andern auf eine schöne Aussprache. Würde er z. B. die Wahl haben, sich aus zweien einen zu wählen, von denen der eine, ohne grammaticalische Kenntnisse zu besitzen, eine schöne Aussprache besäße und richtig spräche, und der Andere bei gründlicher Theorie der Sprache keine schöne Aussprache hätte, so würde er jenem ohne Zweifel den Vorzug geben. Daher käme es wohl auch, daß die vornehmen Russen die lebenden Sprachen, namentlich die französische und deutsche so schön sprechen.

So glaube man wohl auch in Westeuropa, daß der Russe vor allen Nationen der Geschickteste sei, fremde Sprachen zu erlernen. Das bezweifle ich indeß; denn an Sprachtalent übertrifft ihn der Deutsche ganz entschieden. Wir wollen ihm aber damit sein Talent keineswegs streitig machen, denn durch die schwere russische Sprache hat seine Zunge eine ganz außerordentliche Biegsamkeit und Geläufigkeit erhalten, um die schwersten Laute der neuern Sprachen in allen Wortfolgen leicht und richtig auszusprechen. Betrachtet man aber, auf welche Art und Weise der Russe fremde Sprachen zu erlernen pflegt, so ist nichts natürlicher und einfacher, als daß er sie auch gut, wenigstens schön auszusprechen lernt. Herder sagt, daß dem Knaben die Zunge zu fremden Sprachen sehr frühzeitig gelöst werden müßte. Die Russen sahen diese Wahrheit des deutschen Philosophen schon im vorigen Jahrhundert ein. Denn sobald die Kinder des reichen, ja, sogar die des minder bemittelten russischen Adels kaum gehen können, schaffen ihnen die Eltern einen ausländischen, sogenannten Dätkij oder Dätsskij Nadsiratel (Kinderaufseher) oder eine Aufseherin an, welche mit den jungen Zöglingen spazieren gehen oder fahren und fast beständig um sie herum sein müssen und auch nur in ihrer Sprache mit ihnen sprechen dürfen. Die vornehmsten Russen warten nicht einmal, bis ihre Kinder laufen können, sondern

sie schaffen sich deutsche, französische oder englische Ammen an, die in der Regel keine andere, als ihre Muttersprache verstehen, welche sie aber schön sprechen müssen. Mecklenburger, Holsteiner, Oesterreicher, Bayern u. s. w. nehmen sie ungern an, weil ihnen diese Dialecte nicht gefallen, ja, nicht einmal die Sachsen haben sie gern, weil diese das ei, das der Russe bis zum Ekel weich ausspricht, zu hart aussprechen. Ebenso verschmähen sie auch die Franzosen aus den verschiedenen Provinzen, wo man das beliebte Französische nicht spricht. Sehr gern haben sie die Schweizer aus Genf. Aber den Vorzug geben sie doch den Parisern. Ein solcher Dätkij kostet manchem Russen mehr, als in Westeuropa die ganze Erziehung eines Kindes, die man eine gute nennen kann. Ich würde eine schlechte Meinung von den Deutschen haben, wenn ich nicht behaupten könnte, daß sie unter solchen Verhältnissen fremde Sprachen eben so rein und schön sprechen lernen würden, als die Russen." — So äußerte sich der Bayer, ein Mann, der neunzehn Jahre hindurch das Erziehungswesen in vornehmen russischen Häusern theils leitete, theils mit ansah. Und was uns betrifft, so finden wir keinen Grund, seiner Meinung entgegen zu treten. Denn wir haben während der großen Reihe von Jahren, die wir in Rußland verlebten, keinen Russen kennen gelernt, der ein vorzügliches Deutsch gesprochen, ohne es in zartester Jugend von einem deutschen Erzieher gelernt zu haben. Obgleich in den russischen Lehranstalten, in allen hohen Schulen reichlich dafür gesorgt ist, daß die Studenten die deutsche und französische Sprache eben so gut practisch als theoretisch erlernen können, so bleiben sie doch ihr Leben lang Stümper in beiden Sprachen, namentlich aber in der deutschen, wenn sie sie nicht schon in ihrer zarten Jugend ganz geläufig gesprochen haben. Die Mathematik und andere schwere Wissenschaften lernen die jungen Leute in den verschiedenen russischen Schulen mit viel mehr Leichtigkeit als die deutsche Sprache, die ihnen so überaus schwer fällt. Und eben so schwer fallen ihnen auch die klassischen Sprachen der Griechen und Römer, wahrscheinlich, weil sie nicht durch Ammen, Dätkijs und Gouvernanten erlernt werden können.

Der Transport nach Sibirien.

Ehe ich aus der ungeheuren Stadt Moskau mit allen ihren Reichthümern und Herrlichkeiten ganz heraus kam, sollte sich noch ein lebendiges Bild des tiefsten menschlichen Elendes vor meinem Blicke aufstellen. Der deutsche Freund begleitete mich bis an das Stadtthor. Nicht weit vom Schlagbaume erblickte ich ein kolossales Gebäude, das einem Kreml gleich von einer starken Mauer umgeben war. Was ist das für eine Festung? fragte ich ihn. Ach, sagte er mit bewegter Stimme, da liegt die Freiheit begraben! Das ist der Ostróg, ein Gefängniß für Alle, die nach Sibirien transportirt werden. Kaum hatte er das gesagt, da öffnete sich das Thor und eine Menge dieser Unglücklichen schritt heraus, von wenigstens zwanzig Mann Militairs umgeben, welche ganz gerüstet waren, als sollten sie zu Felde ziehen. Die Gefangenen gingen theils frei, aber mit einer Kette, die nach dem Gesetze nicht mehr wiegen soll als fünf Pfund, an beiden Beinen gefesselt, theils waren sie, je zwei und zwei mit den Armen aneinander geschlossen, und theils waren ihrer acht bis zwölfe an eine eiserne Stange geschmiedet. Sie waren in groben aschgrauen Wollenzeugen gekleidet. In ihren Jacken auf dem Rücken stachen Stücke von schwärzerer Farbe und in Form eines länglichen Vierecks, sehr ab von dem Hellgrau ihres Kleides, ihre Köpfe waren halb rasirt, so, das die Hälfte auf der linken Seite bis ans Ohr blank erschien, während sie auf der andern Hälfte noch kurzes Haar hatten. Einige trugen auf der Stirn drei Stempel, mit den Buchstaben: Вор, welche Zeichen das Wort Wor bilden, das auf Deutsch Dieb heißt. Dieses Alles und das Geklirr ihrer Ketten dazu, versetzte mich in eine melancholische Stimmung. Die Menschen sehen ja entsetzlich aus! sagte ich, denn ich mußte den Blick von ihnen abwenden, ihr Elend drohete mir das Herz zu brechen. Die sehen so schlimm noch nicht aus, bemerkte der Bayer; aber bis zum Jahr 1817 stellten solche zu Sibirien Verurtheilte ein wirkliches Bild des Entsetzens dar; denn bis zu diesem Jahre wurden allen Verbrechern, welche die Knute erhielten, auch die Nasenlöcher aufgeschlitzt oder richtiger gesagt, aufgerissen, und das machte schauderhafte Physiognomieen. Kaiser Alexander I. hat das

schreckliche Gesetz abgeschafft; aber die Stempel und die furchtbaren Knute ließ er bestehen.

Auf meine Fragen, welche Verbrechen mit Verbannung nach Sibirien bestraft würden, erzählte der Bayer Folgendes: Sibirien ist ein Land, wo unermeßliche Goldschätze aufgehäuft liegen; aber es fehlt an Menschen, das edle Metall gehörig auszubeuten; denn das Land enthält fast nicht mehr Einwohner als das halbe Königreich Bayern; obgleich es so groß an Flächeninhalt ist, das man dieses ganze deutsche Königreich mehr als zweihundertmal hinein stellen könnte. Kurz, Sibirien hat eine Arealgröße von mehr als 280,000 Q.-M. mit einer Seelenzahl von kaum zwei und einer halben Million. Diese Bevölkerung muß stets einen Menschenzuwachs aus Europa erhalten, soll sie mit der Zeit nicht aussterben bis auf seine Ureinwohner, deren Zahl verhältnißmäßig so überaus klein ist, und die sich, in Folge des ungemäßigten Climas und anderer schädlichen Einflüße, nur sehr schwach vermehren kann. Tausende von Jahren könnten wohl darüber hingehen, ehe sie nur einigermaaßen der Arealgröße des Landes entsprechend werden würde. Aber wer hat Lust, freiwillig nach den Eisgefilden Sibiriens zu gehen, trotz dem, daß man vom Ural bis nach Kamtschatka auf dem mehr als 2000 Meilen weiten Wege in den Tagen des Sommers den Goldsand mit den Händen aufscheppen kann? Niemand hat Lust dazu, vielleicht mit Ausnahme einiger Vagabonden und solcher unglücklichen Leibeignen, die einen schlechten Herrn haben, der ihnen das schönste heimathliche Dorf zu einem wahren Sibirien macht. Diese entlaufen dann ihrem Herrn oder begehen absichtlich ein Verbrechen, um auf Kosten des Staates dahin transportirt zu werden. Das begriff die russische Regierung vor hundert Jahren; denn unter Elisabeth I. Herrschaft wurde die Todesstrafe im Jahr 1753 abgeschafft und statt ihrer die Verbannung nach Sibirien zum allgemeinen Gesetze erhoben. Bisher war diese Strafe nur eine Folge der Willkür dessen, der die Gewalt in Händen hatte. Wollte man aber den Zuwachs der Bevölkerung für Sibirien oder die dort nothwendigen Arbeitskräfte nur aus Mördern und andern Verbrechern, welche mit diesen gleiche Strafe verwirkt, z. B. Kirchendieben, Mordbrennern und anderer, deren nähere Bezeichnung hier nicht schicklich ist, bestreiten, so wäre damit für das wüste Land auch nicht viel gewonnen, indem die

Erfahrung lehrt, daß solche Verbrechen, die jährlich begangen werden, die Zahl 1500 nicht weit übersteigt.

Daher suchte man diesem Straf-Gesetze eine größere Ausdehnung zugeben. So wird z. B. ein versuchter Selbstmord wie ein Mordversuch an einem Andern betrachtet und mit Verbannung nach Sibirien bestraft. Wer über 33 Thaler, nach unserm Gelde oder eine Sache von solchem Werthe gestohlen, wird gepeitscht und nach Sibirien geschickt. Mörder, Kirchendiebe und Straßenräuber erhalten auf öffentlichen Plätzen die Pletj*) und den Brand auf die Stirn. Darauf werden sie zur Zwangsarbeit nach Nartschinks und andern Orten in Sibirien transportirt. Man nennt sie Kátorschniks, eigentlich Galeerensklaven, und die Arbeit zu der sie verurtheilt sind, kätorschnaja rabóta (verfluchte oder Höllenarbeit). Diebe und ihnen ähnliche Verbrecher werden auf der Polizei gepeitscht und dann zur Zwangsarbeit in die Festungswerke geschickt, die man in Sibirien erbaut, um die umherziehenden Kirgisen und andern wilden Völker im Zaume zu halten. Diese Zwangsarbeit soll indeß noch schwerer sein als selbst die in den Bergwerken. Kaiser Nikolaus gab ein Gesetz, kraft dessen die Arbeiter in den Schachten Sonntags feiern sollen.

Vagabonden, leichtsinnige Frauenzimmer, besonders wenn sie krank waren wie überhaupt Jeder aus den untersten Ständen, der einen übeln Lebenswandel führt und trotz der öftern Ermahnung von Seiten der Obrigkeit darin fortfährt, wird zur Ansiedlung nach Sibirien transportirt, wo er ein Stück Land zur Urbarmachung nebst einigen Stück Vieh, Ackergeräthe und Saatkorn erhält. In den ersten Jahren sind sie frei von Abgaben; später aber müssen sie Steuer zahlen wie alle Kronsbauern, zu denen sie von jetzt ab ge-

*) Im zweiten Jahrzehend seiner Regierung hat Kaiser Nikolaus die Knute abgeschafft und an ihre Stelle die Pletj einführen lassen. Beide Züchtigungswerkzeuge unterscheiden sich dadurch von einander, daß die Knute nur aus einem langen dicken Riemen bestand, während die Pletj mehrere Riemen, wie eine Geißel, hat. Geübte Henkersknechte konnten vermittelst eines Hiebes mit der Knute einen Menschen tödten. Die Pletj verursacht indeß nicht minder Schmerzen als jene, ist aber beim Gebrauche nicht so furchtbar.

rechnet werden. Ist ein Gutsherr mit einem seiner Leibeigenen unzufrieden und wünscht ihn nach Sibirien, so erfüllt die Regierung ohne Weiteres seinen Wunsch; aber er muß ihn auf seine Kosten dahin schicken; doch wird er in Gemeinschaft mit Verbrechern transportirt. Wenn nun auch die Gutsherrn, wie das einleuchtend ist, nur selten Gebrauch von diesem Recht machen, da es ihnen Geld kostet, so verfällt doch mancher armer Teufel diesem Gesetze zum Opfer. Dasselbe Recht hat auch jede Gemeinde der freien Bauern und diese machen öfter Gebrauch davon als die Gutsherren; denn wenn sie eins ihrer unwürdigen Glieder nach Sibirien verweisen, so haben sie dabei bloß den Verlust der Transportkosten, während jene diese Ausgaben bestreiten müssen und den Menschen, der auch seine dreihundert Thaler werth ist, noch dazu einbüßen. Die, welche von den Leibherren und den Gemeinden in die Verbannung geschickt werden, haben an Ort und Stelle keine Zwangsarbeit zu verrichten, sondern sie werden, wie die Vagabonden, bloß Ansiedler, d. h. Kronsbauern. Die Kronsbauern zahlen etwa fünf Thaler jährlich für den Kopf. Wie die Leibeigne Sklaven ihrer Leibherrn sind, so sind die Kronsbauern, d. h. Leute, welche der Krone gehören, Sklaven der Beamten aus dem Domainenministerium, welche die armen Leute gar oft in die ödesten Gegenden übersiedeln, wodurch sie dann Alles einbüßen, was sie Jahre lang mit Mühe und Fleiß auf ihren alten Acker gebaut hatten. Der Ostróg da, fuhr der Bayer fort, ist gleichsam der Stappelplatz, wo alle zu Sibirien Verurtheilte zusammen treffen und von wo aus wöchentlich ein Transport, wie Sie ihn da sehen, abgeht. —

Wie sie dahin schwanken! wie ihnen die Beine schlottern! Gewissensbisse in ihrem Innern, die Heimath hinter sich, und eine hoffnungslose Zukunft vor sich . . . Welch ein Loos! — „Ich danke Ihnen, lieber Freund, für Ihre Mittheilungen, die ich nie vergessen werde," sagte ich, zu dem deutschen Freund, „sie haben mich tief erschüttert." — Das Bild des ganzen menschlichen Elends, so weit meine Phantasie es sich ausmalen konnte, trat vor meine Seele. Ich wollte nicht, daß der Bayer meine Thränen sähe, und da meine Fuhrleute, die ihren Kameraden auf dem andern Hofe noch behilflich waren, jetzt langsam herbeigerollt kamen, sagte ich ihm ein

herzliches Lebewohl! — Als ich allein war, ließ ich meinen Thränen freien Lauf. — Ich glaube es nicht für überflüssig zu halten, wenn ich dem Leser sage, daß ich diesen Mann zehn Jahre später in Odessa wieder sah, wo er sich unterdessen verheirathet hatte. Zum Glück besaß er ein Weib, das ihn mit Sorgfalt pflegte. Jeden Winter litt er viel an seinen einst erfrorenen Gliedern.

Es war schon spät am Tage, und die Fuhrleute kehrten in einer Herberge unfern des Ostrógs ein, um bei anbrechendem Tage weiter zu fahren. Ich ging zu ihnen, um ihr Hanthieren mit den Pferden anzusehen. Es waren ihrer achtzehn Mann, jeder hatte drei bis fünf Fuhren unter seinem Commando.

Die Pferde wurden ausgespannt, aber nicht abgeschirrt; denn die russischen Bauern entladen sie des Geschirres niemals, nicht am Tage, nicht des Nachts, und hätten sie auch eine Reise von tausend Meilen vor sich, die ermatteten Thiere müssen sich im Sommer, wie im Winter mit dem Geschirre niederlegen. Eigentliche Ställe, wie man sie in dem sonstigen civilisirten Europa hat, haben die russischen Wirthsleute an den Landstraßen nicht, sondern nur ein Dach, das ringsherum im Hofe angebracht, nicht selten aber so baufällig ist, daß man beim Regenwetter, wenn man darunter tritt, wohl sagen kann, man komme aus dem Regen in die Traufe. Solch ein Dach ist auch die einzige Schutzwehr der Pferde gegen die schreckliche Kälte. Im Winter macht der Frost diese armen Thiere den Eisbären nicht unähnlich, und wenn sie den ganzen Tag in der Kälte gearbeitet haben, kommen sie Abends unter solch ein Obdach, wo der Wind von allen Seiten auf sie stürmen kann.

Was sie zur Ertragung solcher Strapazen tüchtig macht, ist wohl der Hafer, den der Russe seinen Pferden in Ueberfluß vorschüttet. Ich schlief diese Nacht in der großen Gaststube. Die Fuhrleute aber lagerten sich, wie gewöhnlich, auf ihren Schafspelzen, die sie neben ihren Pferden ausgebreitet hatten.

Beim Anbruch des Tages zog mich Jemand am Fuße, ich wachte auf, es war mein Fuhrmann. Pará jéchatj! (es ist Zeit zu fahren!) sagte er; und so machte ich mich bereit. Zum Glücke hatte ich mich in Moskau mit einem leichten Pelzrocke versorgt, denn es war in der Frühe immer sehr feucht und kühl. —

Die fast unabsehbare Reihe von Fuhren bot ein interessantes Schauspiel dar. Das Pferd an der Spitze des Zuges, eins der schönsten von allen andern, wußte den Weg auf dieser Straße so gut, wie der kundigste Mensch, es war so vorsichtig und dabei verständig wie ein Elephant. Wie von einem Locomotivenführer Leben und Tod vieler Menschen abhängt, so hing auch das Wohl und Weh der Fuhrleute und aller ihrer andern Pferde, zumal bei Nachtzeit, von diesem prächtigen Gaule ab. Schritt er rechts, so schritten alle andern ihm nach, lenkte er links ein, so nahmen alle diese Richtung. Hätte er seine Schritte in einen Abgrund gelenkt, so wären alle ihm auch dahin gefolgt. Ein solches Pferd steht in hohem Werthe. Nie wird sein Herr oder ein Anderer es führen, denn das hieße einen jener Hunde auf dem St. Gotthard führen. Im Gegentheil, man entfernt sich weit von ihm, außer in Fällen, wo die Passage durch andere Fuhren versperrt wird.

In Rußland werden die Menschen mehr geprügelt als die Pferde. Nie oder doch nur äußerst selten wird ein russischer Fuhrmann, Postillon oder Kutscher seine Pferde schlagen. Thut es noth, so droht er ihnen mit der Peitsche, indem er ein aufmunterndes Liedchen dazu singt. Hilft das nicht, so artet der Gesang in ein eben so lautes Schimpfen aus, und das hilft in der Regel.

Schon bei den alten Slawen waren Pferde das aller kostbarste Eigenthum. Jeder, der ein Pferd besaß, wurde Kniäs genannt, welches Wort späterhin und auch noch heutzutage Fürst bedeutet. Einige Gelehrte leiten dieses letztere auch von dem alten slawischen K o n j (Pferd) ab.

Die Russen haben, wie die Deutschen, zwei Wörter zur Bezeichnung dieses Thiers. Konj wird, wie unser Roß, in der höhern dichterischen Schreibart gebraucht, während das Wort Loschád, aus dem Tatarischen herstammend, im gemeinen Leben wie auch in der Naturgeschichte üblich ist.

Der Weg von Moskau nach Kiew führt mitunter über solche Anhöhen, die man kleine Berge nennen kann. Die Kisten enthielten, wie bereits gesagt, allerlei Lederzeug, daher verloren die hohen leichten Dinger auf der unebenen und hügeligen Straße fast beständig dermaßen das Gleichgewicht, daß sie sammt den Karren um und um fielen. Welch' ein

Schauspiel! Kaum waren der Umgestürzten einige wieder aufgerichtet, so lagen deren auch schon wieder sechs bis acht zu Boden. Ach tü Sabáka! tü Sabáka! ach, du Hund! du Hund! so schalt ein Fuhrmann um den andern sein Pferd, aber keinen Schlag sah ich dabei austheilen. Der ganze Tag verging fast unter Fluchen und Kistenaufrichten. Ich hatte für 10 Rubel die Erlaubniß auf einem dieser Karren zu sitzen, um auszuruhen... Wenn ich gerne Hals und Beine hätte brechen mögen und ich nicht gewußt hätte, wie das anzufangen sei, so hätte ich mich nur auf einen dieser Karren setzen können, so hätte ich es gewiß gelernt. Fände ich doch wieder einen Braunschweiger! rief ich öfter aus. Und da sich keiner mir zeigte, mußte ich bei den Fuhrleuten bleiben. Am Abend gegen 7 Uhr wurde wieder Halt gemacht. Wir hatten heute 22 Werst zurückgelegt. Hier bleiben wir über Nacht! sagte mein Fuhrmann zu mir. Zwei und zwanzig Werst vom frühen Morgen bis zum Abend, dachte ich, es wird einen Monat vergehen, ehe ich nach Kiew komme.

Nun fragte ich ihn, ob wir denn täglich nicht mehr als 22 Werst (3 Meilen) machen würden. Er verstand mich und antwortete: „Wir fahren täglich so viel als Gott will." Obgleich ich nun gegen diese und ähnliche Redensarten nichts einzuwenden habe, so ärgerte ich mich doch immer, wenn ich sie aus dem Munde eines russischen Fuhrmannes vernahm.

Ist z. B. ein Ort gerade zwanzig Werst von einem andern entfernt, wo gefüttert und über Nacht geblieben werden soll und ist der Weg dahin ihm so vollkommen bekannt, daß er sich jedes Bäumchen an demselben im Geiste vorstellen kann und man fragt ihn: können wir heute, so Gott will, dahin kommen? so wird er doch antworten: das weiß ich nicht! kak Bogh daßtj! (wie Gott giebt!)

Am achten Tage kamen wir in Tula an. Wir hatten 178 Werst zurückgelegt, und 716 lagen deren noch vor uns. Die Stadt Tula hatte in früheren Zeiten viele Drangsale von den Tataren zu erdulden gehabt. Auch ist sie durch andere Feuersbrünste schon öfter heimgesucht worden. Im Jahr 1771 brannte die halbe Stadt ab. Größer und schrecklicher aber war der Brand im Jahr 1834, der nur wenig von der ganzen Stadt übrig ließ. Tula ist wegen seiner großen und vortrefflichen Gewehrfabrik, die Peter der Große gründete, sehr

berühmt. Wie fast alle Fabriken in Rußland, so ist auch diese durch die Kenntnisse und den Fleiß der Ausländer zu ihrer jetzigen Vollkommenheit gebracht worden. Gefangene Schweden haben das Gebäude aufgeführt. Deutsche, Franzosen und ganz besonders Engländer, haben die innere Einrichtung erweitert und vervollkommnet. Diese Fabrik kann, wenn es sein muß, mehr als 100,000 Gewehre in einem Jahre liefern. Außer Waffen werden hier auch viele andere Stahlproducte, namentlich viele Luxusartikel, meist nach englischen Mustern fabricirt und in alle Gegenden des Reiches versendet. Wie in Solingen, so giebt es auch in Tula eine Menge Meister, die kleinere und größere Fabriken in Eisen und Stahlwaaren besitzen. Daß viele Russen ihren Fabrikaten englische Stempel aufdrücken, ist sehr bezeichnend für die bereits erwähnte Vorliebe zu allen ausländischen Mode- und Luxusgegenständen, wie auch für der Russen Dummheit oder Pfiffigkeit. — Uns sind schon viele, in Tula verfertigte und wirklich schön gearbeitete Gegenstände vor Augen gekommen, auf denen, nebst einem englischen Namen auch „London," aber mit russischen Buchstaben, zu lesen war. Außer diesen Fabriken giebt es hier auch noch viele andere, z. B. in Wollenzeugen, Berlinerblau, Siegellack, Leder, Seife, Schminke, und andere, welche diese Stadt zu einer der größten Fabrik- und Handelsstädte Rußlands machen.

Schminke wird hier in ungeheuren Massen fabricirt, denn sie ist ein sehr gangbarer Artikel, weil sich nicht nur die russischen Damen aus dem Adel, sondern auch alle Kaufmannsfrauen zu schminken pflegen. Daher findet man bei ihnen, ganz besonders aber bei diesen letztern, die darin alles Maß überschreiten, so viel schwarze und häßliche Zähne.

Tula ist auch eine der größten Städte des Reiches. Ihre Einwohnerzahl hat in neuerer Zeit sehr zugenommen und mag sich gegenwärtig auch beinahe 60,000 belaufen.

IX.

Der religiöse Streit und die merkwürdige Auslegung des Propheten Ezechiel.

Ich muß eine etwas auffallende Figur neben meinen Karren gespielt haben, wenigstens trat ein Mann in der Vice-uniform*) der hiesigen Ritterakademie zu mir heran und sagte: „Darf ich, ohne unbescheiden zu werden, Sie fragen, wo die Reise herkommt?" Ich sagte ihm, daß ich von St. Petersburg käme und nach Kiew ginge. Als er nun hörte wer ich war, meinte er, es sei doch schade, daß ich mich in Tula nicht einige Tage aufhalten könnte, denn er wäre mit Vergnügen bereit, mir die Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen. Er war Lehrer am Kaiserlichen Cadetencorps und dem Range nach Collegienrath, so viel wie Oberst. Ich dankte ihm für seine Güte und sagte, daß es nicht im Plane meiner Reise läge, mich in Tula aufzuhalten. So sollte ich ihm doch die Ehre erweisen und heute Abend sein Gast sein. Auch dieses freundschaftliche Anerbieten lehnte ich von mir, indem ich mich entschuldigte, daß ich Morgen in aller Frühe mit diesen Fuhren

*) Jeder Civilbeamte hat neben der großen Uniform auch eine solche Vice-Mundir, wie sie der Russe nennt, in welcher er nach dem Gesetze, nicht nur in den Behörden, sondern auch überall erscheinen soll. Sie besteht hauptsächlich in einem Fracke mit metallnen Knöpfen, der den Leibröcken der adeligen Diener nicht unähnlich ist Die Knöpfe zeigen entweder das Wappen der Gouvernements, oder den Doppeladler, oder den Buchstaben H; welcher hier Nikolaus I. bedeutet, je nach dem der Dienst des Beamten es mit sich bringt.

weiter müßte. Da er aber seine ganze Beredsamkeit anwandte und mir die feierlichsten Versprechungen gab, laut deren ich an meiner beschlossenen Weiterreise nicht verhindert werden würde, so willigte ich endlich ein. Sie werden bei dieser Gelegenheit ein Paar sehr interessante Deutsche kennen lernen, sagte er. Und nun ging er mit mir in die Herberge, wo die Fuhrleute eben eingekehrt waren. Nachdem er sie gefragt, wie frühe sie morgen aufbrechen würden, befahl er ihnen, die größte Sorgfalt dafür zu tragen, daß mir auf der gangen Reise ja kein Leid geschähe, weil es ibnen sonst schlecht gehen würde. Mein Fuhrmann versicherte ihm, daß er recht gut wisse, wer ich wäre, und daß ich in ihrer Gesellschaft so sicher sei als zu Hause. Obgleich ich nun während der acht Tage, die ich unter diesen Leuten zugebracht, fest überzeugt wurde, daß ich von ihnen nichts Schlimmes zu erwarten hatte, so schadete diese Ermahnung doch auch grade nichts; denn der gemeine Russe hat großen Respect vor Männern, die in einer Uniform stecken. Ich ließ mir die Adresse von dieser Herberge geben und ging mit dem Beamten nach Hause. Als wir in seiner Wohnung ankamen, befahl er seinem Diener für ein gutes Abendessen zu sorgen. Darauf lud er die fünf interessanten Deutschen schriftlich zu sich ein. Es dauerte nicht lange, so erschienen sie auch. Wie sich bald herausstellte, waren zwei von ihnen Katholiken, die beiden andern bekannten sich zur evangelisch-lutherischen Kirche und der fünfte war ein Israelite, der sich aber für getauft ausgab, weil er als Jude in Tula nicht geduldet worden wäre; unter seinen Freunden aber blieb er Jude, doch aß er Alles, was nicht koscher war. Man trifft keine große Stadt in Rußland an, wo es unter den Protestanten nicht eine Anzahl Separatisten oder sogenannter Pietisten gäbe. Ihre Geistlichen sind entweder ganz entschiedene Rationaliste oder in eben dem Grade Pietisten. Die Anzahl dieser letztern ist aber bedeutend größer, als die der erstern. Die zwei oben erwähnten Protestanten waren von ganzer Seele dem Pietismus ergeben, die beiden Katholiken dagegen waren Freigeister oder vielmehr Spötter, die sich über Sachen der Religion lustig zu machen pflegten und der Wirth selbst war auch Katholik und in Glaubenssachen den beiden ganz ähnlich. Er war ein Pole, der aber so geläufig deutsch sprach, daß ich ihn mein Leben lang für einen Deutschen gehalten hätte. Sein größtes Ver-

gnügen war, diese fünf Leute gegen einander zu hetzen. Wie sich aber diese Extreme zusammen finden konnten, ist mir noch unbegreiflich. Doch wo das Aas ist, versammlen sich die Raben. Bald hatte das Gespräch die Begebenheit des Tages zum Gegenstande und der Wirth, im russischen Dienste — redete seinem Vaterlande mit einer solchen Keckheit das Wort, daß ich darüber in Erstaunen und Angst gerathen mußte. Die beiden Protestanten widerlegten ihn, größtentheils mit religiösen Gründen. Ich dachte an den Polen in St. Petersburg, durch dessen Einladung, bei ihm zu wohnen, ich beinahe in die abscheulichsten Widerwärtigkeiten gerathen wäre, und erklärte entschlossen, daß ich die Gesellschaft verlassen müßte, wenn man noch ein Wort über Politik spräche. Denn hier ist nicht der Ort dazu, sagte ich.

Der Pole sah mich mit etwas großen Augen an und gab mir Recht, indem er das Gespräch augenblicklich auf einen ganz andern Gegenstand lenkte. Gegen 10 Uhr trug man das Essen auf. Es war köstlich und ich muß gestehen, der Wirth hatte sich dabei keine geringe Kosten gemacht, denn nebenbei erschien auch ein Korb voll Flaschen, die mit Bordeaux, Rheinwein und Champagner angefüllt waren. Als der Wein die Köpfe erhitzt hatte, kam das Gespräch, zu meinem Leidwesen, wieder auf die Politik. Der Jude schien gut russisch gesonnen — denn er behauptete, die Russen würden dereinst nicht bloß den größten und besten Theil von Europa, sondern auch von Asien und Afrika beherrschen. Er suchte dieses aus der heiligen Schrift, besonders aus dem Propheten Ezechiel zu beweisen. Der Wirth, ein ziemlich guter Orientalist, hatte die Hebräische Bibel in seinem Bücherschranke; er holte sie lächelnd zur Hand und gab sie dem Juden. Dieser schlug im Ezechiel das 38. Capitel auf und laß:

„Und es erging das Wort des Ewigen an mich also:

Menschensohn richte Dein Angesicht gegen Gog, aus dem Lande Magog, Fürsten von Rosch,*) Meschech und Tubal und weissage über ihn. Und sprich: So spricht Gott der Herr:

*) Dieses Wort kann eben so gut Roß als Rosch ausgesprochen werden. Die Kenner der hebräischen Sprache wissen das genau. Roß aber ist ein Name, nach welchem sich die Russen benennen; denn nach Nestor, dem Vater der russischen Geschichte, war Rurik, aus dem Stamme Roß oder Ruß, wie wir auf Seite 130 erwähnt.

Siehe, ich will an Dich, Gog, Fürst von Roß, Meschech und Tubal. Und mache Dich wahnsinnig, und lege Haken durch Deine Kinnbacken, und führe Dich heraus und Dein ganzes Heer, Rosse und Reisige, gekleidet alle in Purpur, eine große Schaar mit Tartsche und Schild, alle das Schwert führend: Paras (Persien) Kusch und Put mit ihnen, alle mit Schild und Helm; Gomer und all seinen Anhang, das Haus Togarmah im äußersten Norden mit all seinem Anhang, viele Völker mit Dir. Rüste Dich und rüste aus, Du und all Deine Haufen, die sich sammeln um Dich, und sei ihnen zum Augenmerk. Nach vielen Tagen wirst Du entboten werden, am Ende, am Ende der Jahre wirst Du in ein Land kommen, das sich vom Schwerte erholt, das gesammelt worden aus vielen Völkern auf die Berge Israël's, die verwüstet waren lange Zeit, welches aus den Völkern heraus geführt worden, und wohnen nun ruhig Alle. Und du wirst aufsteigen, herankommen wie ein Sturmwetter, wirst einer Wolke gleichen, das Land zu bedecken, Du und all Dein Anhang und viele Völker mit Dir. So spricht Gott der Herr: Es geschieht an jenem Tage, daß Dir Dinge in den Sinn kommen, und Du bösen Anschlag sinnest, und sprichst: Ich will heranziehen über das offene Land, will kommen über die Sorglosen, ruhig Wohnenden, alle wohnen sie ohne Mauern und haben keine Riegel und keine Thürme.

V. 11 u. 12. Beute zu machen und zu rauben, Deine Hand zu schwingen über bewohnte Trümmer und über ein Volk, das gesammelt worden aus den Nationen, das Heerden und Eigenthum erworben bewohnend den Mittelpunct des Landes.

V. 13. Scheba und Dedan und die Kaufleute von Tarschisch und all deren junge Löwen werden zu Dir sprechen: Kommst Du Beute zu machen? um zu rauben hast Du Deine Haufen versammelt? wegzutragen Silber und Gold, hinzunehmen Heerden und Eigenthum, große Beute zu machen?

V. 14. Darum weissage Menschensohn, und sprich zu Gog: So spricht Gott der Herr: Gewiß an jenem Tage, wenn mein Volk Israël ruhig wohnen wird, sollst Du es erfahren. Dann kommst Du von Deinem Orte, aus dem äußersten Norden, Du und viele Völker mit Dir, alle reitend auf Rossen, eine große Schaar und ein mächt'ges Heer. Und Du wirst aufsteigen über meinem Volke Israël gleich einer Wolke, das Land zu bedecken, in späten Tagen wird es geschehen, daß ich

Dich herauf führe über mein Land, damit die Völker mich erkennen, wenn ich durch Dich geheiligt werde vor ihren Augen, Gog!

So spricht Gott der Herr: Bist Du es, von dem ich geredet, in den frühern Zeiten, durch meine Knechte, die Propheten Israël's, die geweissagt hatten in jenen Zeiten, jahrelang, daß man Dich über sie herausführen wird.

Und es wird geschehen am selbigen Tage, am Tage der Ankunft Gog's auf dem Boden Israël's, spricht Gott der Herr, wird mein Grimm auflodern in meinem Nase. Und in meinem Eifer, im Feuer meiner Entrüstung habe ich geredet, daß am selbigen Tage ein großes Erdbeben sein soll auf dem Boden Israël's. Und es beben vor mir die Fische des Meeres und die Vögel des Himmels, und das Gethier des Feldes und alles Gewürm, das sich reget auf Erden, und alle Menschen auf der Fläche des Erdbodens, und es werden Berge niedergerissen, und einstürzen Höhen und jegliche Mauer fällt zu Boden. Und ich rufe gegen ihn herbei auf allen meinen Bergen das Schwert, ist der Spruch Gottes, des Herrn, das Schwert des einen sei wider den andern. Und ich richte ihn mit Pest und Blut und Ueberschwemmen, Regen, und Hagelsteinen, Feuer und Schwefel lasse ich auf ihn regnen, und auf seinen Anhang und auf die vielen Völker, die mit ihm sind. Und ich erweise mich groß und heilig, und thue mich kund vor den Augen vieler Völker, und sie erkennen, daß ich der Ewige bin." —

Dann fuhr der Jude fort, das 39. Cap. zu lesen:

V. 1. So spricht Gott der Herr: Siehe ich will an Dich, Gog, Fürst von Roß, Meschesch und Tubal.

V. 2. Und ich mache Dich wahnsinnig und irre, und führe Dich herauf aus dem äußersten Norden und bringe Dich auf die Berge Israël's.

V. 3. Und schlage Dir den Bogen aus Deiner Linken und Deine Pfeile mache ich aus Deiner rechten Hand fallen.

V. 4. Auf den Bergen Israël's sollst Du fallen, Du und all Dein Anhang, und die Völker, die mit Dir sind; den Raubvögeln und dem Gethier des Feldes gebe ich Dich zum Fraß.

V. 9. Sieben Jahre wird das Feuer des Krieges währen.

V. 10. Mit Waffen wird das Feuer des Krieges genährt

werden; beraubt werden die Räuber und geplündert werden die Plünderer werden.

V. 11. Und dem Gog gebe ich, spricht der Herr, Platz für ein Grab in Israël, ein Thal, daß aufhält die am östlichen Meere Durchziehenden. Und da begräbt man Gog und seine ganze Menge und nennt es das Thal der Menge Gog's.

V. 22. Und das Haus Israël soll erkennen, daß ich der Ewige, ihr Gott bin, von selbigem Tage an und weiter.

V. 23. Und die Völker erkennen, daß durch eigene Schuld das Haus Israël in die Verbannung gehen mußte, weil sie mir untreu geworden und ich mein Antlitz verhüllte vor ihnen und sie hingegeben hatte in die Hand ihrer Dränger, daß Alle durch das Schwert fielen."

Der Jude spricht zwar hier, indem er die Weissagung des Propheten über den Fürsten von Rosch auf Rußland bezieht, von der großen Rolle, welche die Russen dereinst in der Geschichte des Kriegs und der Eroberung spielen werden; aber wie mir schien, mit bitterer Ironie; denn das Ende dieses Gog, Fürsten von Rosch ist, nachdem er seine große Rolle ausgespielt, nicht zu beneiden. Wahnsinnig und irre will ihn der Herr machen und ihn führen aus dem äußersten Norden herauf auf die Berge Israël's, wo er ihm den Bogen aus der Linken schlagen und die Pfeile aus seiner Rechten fallen machen will; wo er fallen soll mit allen Völkern, die mit ihm sind; wo er ihn den Raubvögeln und allem Gethier des Feldes zum Fraße geben will. Im Lande Israël soll dieser Gog seinen Untergang, sein Grab finden, darin man ihn sammt seiner ganzen Menge begräbt, und das da heißen soll: das Thal der Menge Gog's. — Der Jude mochte wohl die Russen als die größten Dränger seines Geschlechts betrachtet haben, daß er eben diese Weissagung auf Rußland bezog. Merkwürdig ist es indeß, daß der Name Rosch auch Roß heißen kann, je nachdem man die Punctirung macht, die man machen kann, wie man will, indem bekanntlich die alten Hebräer von der Punctirung nichts wußten, folglich der Name in der Urschrift ohne dieselbe dasteht. Ferner ist es merkwürdig, daß dieser Gog aus dem äußersten Norden kommen und im eigentlichen Lande Israël Krieg führen soll. Die ersten ruß'schen oder roß'schen Fürsten waren Norweger, und Rußland ist die einzige Macht des Nordens, die im Orient einen so furchtbaren Krieg führen

kann. Merkwürdig ist endlich, daß auch Persien mit dieser nordischen Macht im Bunde sein soll; denn so heißt es Capitel 38 V. 5 deutlich: „Paras, Kusch und Put (sind) mit ihnen," nämlich mit ihm und seinem ganzen Heere. Persien im Bunde mit der Macht des äußersten Nordens! Sonderbar genug! Wer diesen Gegenstand zu einer gründlichen Betrachtung machen will, muß den Propheten Ezechiel in der Ursprache oder in einer ganz treuen Uebersetzung lesen.

Indem wir eine bessere Meinung von der künftigen Geschichte Rußland's haben, wollen wir hiermit nur andeuten, welche seltsame Meinungen die Mystagogen haben und wie sie die Mysterien der Propheten zu enträthseln sich berufen glauben.

Die beiden Protestanten gaben ihr Bedauern darüber zu erkennen, daß der Jude die dunkle Prophezeihung des Propheten so klar zu deuten wisse, aber die helle Wahrheit von der göttlichen Dreieinigkeit in der heil. Schrift durchaus nicht sehen könnte oder vielmehr nicht sehen wollte. Sie verglichen ihn daher mit einem solchen, der am hellen Mittage die Augen schließe und dreist behaupten wolle, es sei Mitternacht. Und so reizten sie ihn zum Streite. Aber es war ihnen, trotz aller Bibelstellen die sie anführten, unmöglich, ihm die zweite Person der Gottheit zu beweisen. Da sie von den drei Katholiken keinen Beistand zu hoffen hatten, so appellirten sie an meinen Urtheilsspruch. Meine Herren, sagte ich, irgend ein weiser Protestant sagt, daß man bei jedem Wortstreite das vor Augen haben müßte, was man beim Beginn eines Krieges zum Ziele habe, nämlich den Frieden. Daß aber, leider! die Disputanten in der Regel nur mit den leidenschaftlichen Jägern zu vergleichen seien, deren ganze Lust in der Hetze bestehe, indem ihnen eben so wenig an der Wahrheit liegt, als diesen an dem Hasen. Sie werden, fuhr ich fort, auf solche Weise diesen Mann nimmermehr überzeugen — denn es giebt Menschen, die sich gar nicht überzeugen lassen wollen, und würden auch die weisesten und erfahrensten Männer zu ihnen reden. Statt ihnen Feuereifer und Härte entgegen zu setzen, soll man lieber die Sanftmuth walten lassen. Sie wissen wohl, bemerkte ich ihnen, was Christus der Herr zu den Jüngern sagte, als sie Feuer vom Himmel regnen lassen wollten. Der große Meister der Demuth sprach nie mit Härte zu den Sadducäern, sondern nur zu den Pharisäern. Uebrigens glaube ich, daß Jeder es

dereinst zu verantworten hat, wenn er Gelegenheit hatte, sich von irgend einer Wahrheit zu überzeugen und er dieses nicht einmal der Mühe werth achtete. Die Protestanten dulden einen jeden Nichtchristen während ihrer Predigt in der Kirche, wenigstens kannte ich mehrere ihrer Geistlichen, welche Juden sogar höflich ersuchten, ihren Predigten beizuwohnen. Auch die katholischen Seelsorger sind gern bereit, die Gefangenen und Verlorenen vom Hause Israël mit Liebe und Sanftmuth zu empfangen, um ihnen die Gründe auseinander zu setzen, welche so deutlich für die Wahrheit des Christenthums zeugen. Prüfet Alles, sagt der Apostel, früher ein schriftgelehrter und in aller Weltweisheit kundiger Jude. Durch Fragen, Prüfen und Erfahren aber wird man weise. Glauben sie mir, meine Herren, sagte ich schließlich, es stünde besser um die Bekehrung der Juden und Heiden, wenn wir das Christenthum mehr mit unseren Thaten als mit Worten bekenneten und lehrten, eine Wahrheit, die aber alle Bekehrungssüchtigen nicht einsehen mögen, weil, wie eben jener weise Protestant sich ausdrückt, es ihnen gemächlicher ist, ein Maulchrist zu sein und auf den Knieen zu rutschen, als sich zu einer guten That zu erheben. Der Wirth, dem ich gleich anfangs rund heraus gesagt hatte, daß sein Haus nicht der rechte Ort sei, wo man über die russische Politik raisoniren dürfte, mochte wohl einen kleinen Groll auf mich haben, denn er kam herbei, klopfte mir sanft auf die Schultern und sagte: Sie sind ja auch so ein kleiner Fanatiker! und lachte dabei wie ein Narr. Dann machte er sich, im Verein mit den andern beiden Katholiken auf eine ausschweifende Art über das Christenthum lustig. Ich bemerke hier noch, daß die Neukatholiken aus eben solchen Katholiken erwachsen sein mögen. Als ich in der St. Petersburger Zeitung so viel von den Gründungen dieser neuen Gemeinden las und den Grund kennen lernte, auf den man sie bauete, sagte ich zu einem protestantischen Geistlichen, einem entschiedenen Rationalisten, der ihnen das Wort redetete: Dieses Gebäude wird bald wieder zusammen stürzen, denn seine Baumeister haben den Eckstein verworfen, ohne den man nichts Festes begründen kann.

Die beiden Protestanten geriethen durch die erbärmlichen Spöttereien der drei Katholiken auf's Neue in Harnisch, und sie hätten ohne Zweifel Feuer vom Himmel über sie herabregnen lassen, hätten sie die Gewalt dazu gehabt. Da der

Pole meine Flucht aus dieser traurigen Gesellschaft, die ich zweimal versucht hatte, zu vereiteln wußte, so hielt ich es für's Beste, ein vollkommenes Schweigen zu beobachten. Aber die unausstehlichen Protestanten nöthigten mich abermals auf einige Minuten aus meiner Ruhe. Sie fragten mich, ob der Christ in Gegenwart solcher Gotteslästerer das Schweigen auch für die beste Partei halten müsse, und ob ich mich nicht der Worte des Herrn erinnere, die da lauteten: Wer sich meiner bei den Menschen schämt, dessen werde ich mich dereinst bei meinem himmlischen Vater schämen. Was würde aus dem Christenthume werden, wenn alle seine Bekenner, solchen Lästerern gegenüber, es so machen wollten wie ich, meinten sie. Ich wußte nicht, mit wem ich mehr Mitleid haben sollte, mit ihnen oder mit den Spöttern. Der Christ, sagte ich, braucht gar keine Sorgen zu hegen, daß Ungläubige und Spötter der christlichen Religion gefährlich werden könnten; denn die Geschichte aller Jahrhunderte zeigt uns sogar Männer, die mit Macht, Gelehrsamkeit, Phantasie und einer hinreißenden Beredsamkeit ausgerüstet, die Waffen gegen die Religion führten; allein sie verschwanden gleich den Gewitterwolken und ließen den Himmel fast heiterer, als er war, zurück. Und nun hoffe ich, fügte ich hinzu, indem ich mich zu dem Polen wandte, wird der Herr Collegien-Rath die Güte haben, mich keinen Augenblick länger aufzuhalten, da es die höchste Zeit ist, mich nach meiner Herberge zu verfügen. Der Mann wurde ein wenig verblüfft. Mit außerordentlicher Höflichkeit bot er jetzt Alles auf, mir eine bessere Meinung von sich beizubringen. Es mache ihm ein großes Vergnügen, sagte er, die beiden Fanatiker im Harnisch zu sehen. Vor meinen Worten aber hätte er die größte Achtung und wenn ich in sein Inneres blicken könnte, so würde ich dieses sehen. Ich dankte ihm eben so vielmal für seine gute Meinung als für seine Bewirthung und schickte mich an, das Zimmer zu verlassen. Verweilen Sie doch noch einen Augenblick, sagte er, ich will meinen Mantel nehmen und Sie dann in Ihre Herberge begleiten. „Lassen Sie ihn doch allein gehen, er wird den Weg schon finden", flüsterten ihm seine Freunde leise zu. Die Herren haben Recht, dachte ich und eilte die Treppe hinab. Wie wohl war es mir, als ich mich wieder auf der Straße befand!

Das böse Abenteuer.

Ich hatte mir die Richtung gemerkt, in der ich von jener Herberge bis in dieses Haus gegangen war; allein ich fand mich doch nicht leicht zurecht. Nachdem ich vielleicht eine halbe Viertelstunde in den Straßen umhergeirrt, gewahrte ich in der Dunkelheit drei Männer, die recht lustig vor mir hergingen, und ich erkannte in ihnen den Collegienrath und seine beiden Freunde. Es konnte mir aber kein Vergnügen machen, zu ihnen zu gehen, und da ich vermuthete, sie möchten sich vielleicht in meiner Herberge umsehen, ob ich glücklich angekommen wäre — so folgte ich ihnen langsam nach, ohne daß sie mich bemerken konnten. Ich will den Leser, der sie noch nicht kennt, hier mit der Einrichtung der Buden oder Kaufläden, hinsichtlich ihrer Bewachung, wie man sie in allen großen russischen Städten findet, bekannt machen. Diese Buden sind alle in einer Reihe neben einander aufgeführt, welche man Gastinoi-Dwór nennt, d. i. Kaufhof, Hof der Gäste, weil man in früheren Jahrhunderten die ausländischen Kaufleute, welche wohl die ersten Buden in Rußland errichteten, Gäste nannte. Diese Kramläden werden des Nachts von Hunden bewacht. Von dem einen bis zum andern Ende ist in grader Linie ein Seil gespannt, an welches Nachts ein oder nach Maßgabe der Länge, mehrere Hunde so angebunden werden, daß sie das ganze Seil entlang laufen können. Leute, welche die Hunde Abends an den Ort ihrer Bestimmung führen und sie anbinden, bleiben die Nacht über bei den wachsamen Thieren und haben eine Klapper, die sie oft rühren müssen, zum Zeichen, daß sie nicht schlafen. Als die drei lustigen Burschen dem Kaufhofe in hiesiger Stadt nahe kamen, trat ihnen ein alter Mann entgegen. „Meine Herren," sagte er zu ihnen, „kommen Sie den Buden nicht zu nahe, damit sie von den Hunden nicht erreicht werden — es sind böse Bestien!" Fast dieselben Worte hatte ich schon oft, in St. Petersburg und auch in Moskau gehört. Ich bog sogleich auf die sichere Seite der Straße ein; die lustigen Burschen aber gingen schnurstracks in ihrer genommenen Richtung weiter und verlachten die Warnung des Alten. Plötzlich stürzten die Hunde auf die verwegenen Starrköpfe los und zerfleischten sie

jämmerlich. Hätte der Alte, der in der Nähe war, sich nicht mit seinem Knotenstocke in's Mittel gelegt, so würden die Tollköpfe noch schrecklicher zugerichtet worden sein. Ich schlug die erste Straße rechts ein, die mich bis in die Nähe meiner Herberge führte, wo ich mich augenblicklich zurecht fand. —

Lehrreiches Bild! sagte ich leise zu mir, in welches Unglück stürzt sich oft der Mensch durch Hochmuth und Starrsinn! Warum verachten und verlachen wir nicht selten eine Warnung, die zu unserm eigenen Heile an uns ergeht! Der erschaffene Verstand, der doch sonst gestehen muß, daß er ohnmächtig ist in übernatürlichen Dingen, verwirft und verlacht die Versicherung des Geistes der ewigen Wahrheit, daß es einen Fürst der Finsterniß giebt, so, wie ihn das Evangelium bezeichnet, einen Lügner und Bösewicht. Der Apostel fordert uns auf, die Waffenrüstung anzuziehen, damit wir bestehen können gegen die listigen Anfälle und giftigen Pfeile dieses Feindes alles Guten. Die Waffenrüstung aber ist der Glaube. Vor allen Dingen müssen wir an eine Gefahr glauben, wenn wir ihr entgehen wollen. Wie jener Alte den stolzen Starrköpfen warnend den Weg zeigte, auf dem sie der Gefahr hätten ausweichen können: also zeigt uns auch das Evangelium im Glauben die Mittel, vermöge derer wir uns rüsten können gegen die List und Gewalt, die Doppelkraft des Feindes alles Guten.

Hochmüthiger Mensch! der Du diese heilsamen Ermahnungen verspottest, sie schwachköpfige Thorheit nennst, und dem Bösewicht frevelhaft entgegen gehst: wie gleichst Du jenen Starrköpfen! Deine verwegene Sicherheit hat dich schon in die Schlinge des listigen Versuchers geführt!

Den beiden Protestanten, die den Juden mit aller Gewalt bekehren wollten, begegnete ich im Leben nie wieder; wohl aber dem nahen Anverwandten eines derselben, der ein böses Mißgeschick hatte, das ich, da es ein wenig bezeichnend für russisches Leben ist, hier noch erzählen will.

Ein politisches Verbrechen in Rußland.

Ich hielt mich einige Zeit in einer mehr als hundert Meilen von St. Petersburg entfernten und sehr öden Gouver-

nementsstadt auf, wo ich mit dem Gouverneur sehr befreundet war und fast täglich in seinem Hause eine Partie Whist machte. Diese Stadt war ein Verbannungsort für politische Verbrecher und für Adelige, die sich Dieses oder Jenes hatten zu Schulden kommen lassen.

Eines Tages sah ich, wie eine dreispännige Kibitke angerollt kam. Ein Mann in deutscher Kleidung saß darin und ein Gensd'arme neben ihm. Bald erfuhr ich vom Gouverneur, daß dieser erstere ein liefländischer Kaufmann und politischer Verbrecher sei, der hieher verwiesen worden war, wo er zwar frei in der Stadt umher gehen konnte, aber unter strenger polizeilicher Aufsicht stand.

Der Deutsche suchte alsbald meine Bekanntschaft und klagte mir sein Unglück. Zuerst verwandte ich mich für ihn beim Policeimeister, mit dem ich ebenfalls recht gut stand, und fragte ihn, wie wohl Gnade für den armen Deutschen zu erwirken sei. Er schüttelte den Kopf und sagte, das wisse er nicht. „Rathen Sie Ihrem Landsmanne nur," fügte er hinzu, „daß seine Führung hier ohne allen Tadel bleibe; denn ich sowohl, als auch der Gensd'armen-Oberst haben den strengsten Befehl, sein ganzes Thun und Wesen zu beobachten."

Bald darauf richtete ich meine Fürsprache an den Gensd'armen-Obersten, einen geborenen Fürsten, der beim Whist oft mein Partner gewesen war. Dieser äußerte fast dasselbe, was der Policeimeister mir gesagt hatte. „Für's Erste," fügte er hinzu, „ist für Ihren Landsmann nichts zu thun, wir müssen einige Zeit sehen, wie er sich aufführt. Nur durch eine tadelfreie Führung kann ihm die Strafe erlassen werden, zumal er auf unbestimmte Zeit hierher verbannt ist."

In jeder Gouvernementsstadt befindet sich ein solcher Gensd'armen-Oberst; er hat eine eigene Kanzlei, einen Adjutanten und ist höchster Chef einer kleinen Schwadron von berittenen Gensd'armen. Dieser militärische Beamte ist der Gegenmann des Gouverneurs, mit dem er selten und nur dem Scheine nach auf vertraulichem Fuße lebt; denn er beobachtet alle Handlungen des Gouvernementschefs und berichtet Alles ganz im Stillen seinem höchsten Chef in St. Petersburg, dem Minister der geheimen Policei, der General-Adjutant des Kaisers ist.

Da der verbannte Deutsche sich stets gut aufführte, so

sagte mir der Adjutant des Obersten, daß der tägliche Bericht von ihm auch immer gut laute. Das können wir von dem Flotten-Capitain und dem Anderen nicht berichten, fügte er lächelnd hinzu. Diese beiden Officiere waren deßhalb hierher verwiesen, weil sie Trunkenbolde waren. Aber wie es zuging, daß die beiden Herren auch noch hier sich betrinken konnten, indem sie über keinen Kopjeken zu verfügen hatten, weiß ich nicht. Genug, sie trieben sich in der Stadt umher und waren immer voll Branntwein. — Aber wie lautet denn der Bericht über diese Trunkenbolde, den Sie täglich absenden? fragte ich den Adjutanten. Der lautet kurz und bündig, sagte er: „Pjut!" (Sie saufen!)

Es war ein halbes Jahr vergangen, als der arme Deutsche eines Tages zu mir kam und mir sein Leiden klagte: „Mein ganzes Geschäft geht zu Grunde!" sagte er, „ich muß unvermeidlich zum Bettler werden. Gewinnsüchtige Menschen benutzen mein Unglück und haben ein Geschäft, ganz wie das meinige neben meinem Hause etablirt. Meine Frau ist unfähig, das Geschäft zu führen, sie wird von allen Seiten betrogen. Sie verwendet sich hier und da für mich, sie jammert und klagt, aber sie findet nirgend Erbarmen. Ich komme unvermeidlich mit meiner ganzen Familie an den Bettelstab, wenn ich noch ein halbes Jahr hier in der Verbannung leben muß," sagte er schließlich und weinte wie ein Kind. — „Aber was kann ich für Sie thun?" sagte ich, „bedauern kann ich Sie von ganzem Herzen, aber helfen kann ich Ihnen nicht; Sie wissen, mir fehlt ja aller Einfluß auf ihre verhängnißvolle Sache!" — „Sie können sehr viel für mich thun," sagte er, „denn die hiesigen höchsten Personen gehen ja mit Ihnen um, wie mit einem Bruder. Bitten Sie den Gensd'armen-Obersten und besonders den Gouverneur für mich, daß sie eine gute Fürsprache in St. Petersburg für mich einlegen. Aber Sie können noch mehr für mich thun," fügte er weinend hinzu: „Sie können eine Bittschrift für mich an den Grafen Orlow abfassen, die ganz gewiß einen guten Erfolg haben wird. Ich ließ schon zwei Bittschriften machen und sandte sie nach Petersburg, aber sie blieben ohne alles Resultat, weil sie, wie ich erfuhr, weder Hand noch Fuß hatten und ihnen der Geist fehlte, um das Herz des Grafen zu erweichen." Ich versprach dem unglücklichen Manne, mein Möglichstes für ihn zu thun,

erkundigte mich aber zuvörderst beim Gouverneur, ob der Mann auch das Recht und die Gnade habe, eine Bittschrift an den Grafen richten zu dürfen. Der Gouverneur, dem ich auch das Leiden des Unglücklichen geschildert, antwortete gerührt, daß der Mann zwar mit einer schriftlichen Bitte beim Grafen einkommen könnte, daß es ihm aber schwerlich etwas nützen würde, indem schon ein Regierungsrath ihm eine Bittschrift abgefaßt habe, die ohne gewünschten Erfolg geblieben wäre. Die Zeit ist noch zu kurz, er muß sich noch wenigstens ein Jahr mit Geduld waffnen. Aber was ich für ihn thun kann, werde ich gewiß nicht unterlassen," sagte der Gouverneur und drückte mir die Hand.

Ich begab mich sogleich nach Hause, schrieb die Bittschrift, und als sie fertig war, las ich sie wohl zehn Mal, um mich zu überzeugen, ob sie durchweht vom tiefsten Gefühle sei. Als der Mann zu mir kam, las ich ihm die Bittschrift vor. Er war nicht bloß zufrieden damit, sondern weinte, hüpfte vor Freude und sagte: „Wenn die mir nicht hilft, so hilft mir nichts!" Und so war es auch. Diese Bittschrift hatte das Herz des Grafen Orlow erweicht.

Nach einigen Monaten wurde der arme Liefländer begnadigt und durfte in seine Heimath zurückkehren; aber er war fast am Bettelstabe, denn sein Geschäft lag gänzlich darnieder, und die große Reise hatte bedeutende Summen gekostet. Denn er mußte auch noch den Gensd'armen, der ihn begleitet hatte, frei nach Petersburg zurückreisen lassen. Während seiner Verbannung mußte er an dem theuern Orte auf seine Kosten leben, und das Arrestantengeld, das etwa aus achtzehn Pfennigen täglich besteht, wollte er nicht annehmen.

Der Leser darf voraussetzen, daß ich mit guten und strengen Worten den Mann ersuchte, mir sein ganzes Verbrechen oder Vergehen gründlich zu offenbaren, weil es mir sonst unmöglich gewesen, eine mündliche Bitte beim Gouverneur für ihn zu wagen oder eine Bittschrift für ihn abzufassen. Er schwur mir hoch und theuer, auch nicht das Geringste von seinem Vergehen zu verschweigen. Aber in was bestand denn sein Vergehen? Die Sache verhielt sich so:

Dieser Mann hatte sich in einer großen Stadt der Ostsee-Provinzen etablirt, und es ging ihm so gut, daß er dreist wurde. Wie es mir schien, war die Kaufmannschaft und der

ganze Bürgerstand mit dem dortigen Justiz-Bürgermeister nicht zufrieden, und als im Jahr 1845 ein neuer gewählt werden sollte und der alte sich alle Mühe gab, wieder gewählt zu werden, legte jener Kaufmann statt seiner Stimme folgende Worte in die Wahl-Urne: „Da wir seit einiger Zeit mit dem Herrn Justiz-Bürgermeister unzufrieden sind, so ergeht an ihn die ergebenste Bitte, lieber seinen Abschied auf immer zu nehmen. Man frage einmal die große Gilde, ob sie uns nicht beipflichtet."

Als man nun die Stimmzettel aus der Urne nahm, fand man diese ergebenste Bitte an den Justiz-Bürgermeister. Wer hat das geschrieben? fragte dieser. Aber es war keiner, der diese Frage beantworten konnte, in so viel Hände der verhängnißvolle Zettel auch zur Betrachtung gegeben worden war. Z. hatte mit großer Geschicklichkeit seine Handschrift dergestalt verändert, daß Keiner sie erkannte. Zu seinem Unglück aber gerieth der Zettel endlich vor die Augen eines großen Sachverständigen, der schon manches Geschriebene von Z. gesehen hatte und erklärte, es sei die veränderte Handschrift Z's, wenn er nicht irre. Jetzt wurde Z. ins Verhör genommen, und er gestand auch gleich, die dreisten Worte geschrieben zu haben. Der Justiz-Bürgermeister berichtete diese Sache sogleich dem Gouverneur und dem dortigen Gensd'armen-Obersten, so kam sie zu Orlow und dieser trug sie alsbald dem Kaiser vor. Der schlaue Justizmann wußte die Sache als sehr gefährlich darzustellen und suchte zu beweisen, daß der letzte Satz: „Man frage die große Gilde, ob sie uns nicht beipflichtet," ein Complot voraussetze. Z. wurde nun als „Rebell" auf unbestimmte Zeit nach jenem gelinden Sibirien verwiesen. Alle Untersuchung, das ganze Complot ausfindig zu machen, blieb ohne Erfolg. Z. erklärte fest und unwiderruflich, er habe keine Mitschuldigen, sondern habe ohne Wissen eines Anderen und aus eigenem Antriebe jene Worte geschrieben.

Noch einige Minuten vor der verhängnißvollen Reise ließ der Justiz-Bürgermeister Z. vor sich bringen, äußerte Mitleid, machte ihm die besten Versprechungen und bat ihn am Ende, die Mitschuldigen anzugeben, wenn er gerettet werden wollte, da es jetzt noch Zeit dazu sei und später nicht mehr. Allein Z., ein kühner dreister Mann, antwortete: „Es ist mehr als lächerlich, daß Sie, Herr Justiz-Bürgermeister, aus dieser

gewiß ganz unbedeutenden Sache eine geheime Verschwörung gegen den Staat machen wollen." Der Justizmann hörte diese Worte mit großer Gelassenheit an und bemühte sich noch immer, Z. zum Geständniß zu bringen. „Offenbaren Sie sich mir, es wird zu ihrer Rettung dienen. Denken Sie an die Verbannung und an Ihre Familie!" sagte er. „Nun," versetzte Z., wenn Sie meine geheimsten Gedanken wissen wollen, so will ich sie Ihnen offenbaren!" Damit sagte er ihm ins Ohr, obgleich Niemand in der Nähe war: „Sie sind mir schwarz, schwarz wie man den Teufel malt!"

„Fort mit ihm in die Verbannung! da soll er zur Besinnung kommen!" schrie der Justizmann wuthschäumend, und der Gensd'arme trat herein, um den kühnen Mann an den Verbannungsort zu begleiten. —

Ich schlief diese Nacht besser als ich erwarten konnte. Aber zu meinem Leidwesen brachen die Fuhrleute, die gestern sehr frühe in Tula angekommen waren, schon gleich nach Mitternacht auf. Ich mußte mich ihren Beschlüssen fügen. Die Fahrt ging in der beschriebenen Weise vor sich. An manchem Tage legten wir keine drei Meilen zurück, und dabei war die dritte Periode der russischen Fasten, 2 Wochen vor Ende August, eingetreten. Nur selten konnte ich in den Dörfern ein paar Eier, etwas Milch oder Butter erhalten, an Fleisch war gar nicht zu denken. Ich hätte vor Hunger umkommen, aber an das Fastenessen der Bauern hätte ich mich nicht gewöhnen können. Brot, dann und wann einen Schnaps und Kartoffeln, wählte ich zu meiner Mahlzeit. Hatte ich das Mißgeschick, mit den Fuhrleuten bei einem Altgläubigen einzukehren, so konnte ich auch nicht einmal Kartoffeln erhalten, weil die Starowerzi die Erdäpfel für eine Frucht des Teufels halten, und daher keine kochen. Es sei ein Kartoffel gewesen, sagen sie, und kein Apfel, mit welchem der Teufel die Eva verführt habe. Außerordentlich groß war mein Appetit nach Butter, aber es war keine zu haben und ich mußte mein Brot wie ein echter russischer Bauer trocken verspeisen. Der Pole war schuld, daß ich mich in Tula damit nicht versehen hatte. Und zu dieser schmalen Kost kamen noch die harten Strapazen des Marschirens. Ich halte es nicht aus, sagte ich oft zu mir und beschloß bei unserer Ankunft in Orel solchem Reisen ein Ende zu machen. Einmal kamen wir durch ein Dorf, mein

Fuhrmann sagte mir, daß ich hier in einem Hause, das er mir bezeichnete, so viel Butter erhalten könnte als ich nur wollte. Ich ging hinein und kaufte sechs Pfund. Die Butter in den Dörfern ist alle geschmolzen oder ausgelassen, frische ist nur bei den Edelleuten und in den Städten, und wo deutsche Colonisten sind, zu haben, selten bei den Bauern. Dieser gefundene Schatz verursachte mir eine außerordentliche Freude und ich glaube, daß, hätte ich sechs Pfund Sterling gefunden, meine Freude nicht hätte größer sein können. Allein die Freuden dieses Lebens sind von allzu kurzer Dauer. Denn am andern Abend wurde mir die Butter, die ich auf meinem Karren gut verwahrt glaubte, förmlich aufgespeist so, daß das Gefäße wie ausgespült war. Das betrübte mich eben so sehr, wie der Fund mich gefreut hatte. Aber ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß Andere in der Welt noch größere Verluste zu ertragen hätten. Und so wurde es mir leicht, als echter Deutscher! den Verlust dadurch zu ertragen, daß der gefräßige Urian bei derselben Gelegenheit einem andern einen ganzen Zentner Seife und meinem armen Fuhrmanne einen halben Sack Hafer, wahrscheinlich als Dessert, aufgespeist hatte. Wer hat mir das gethan? frug ich überall im Hofe, und meine Klage kam endlich vor den Wirth der Herberge: Tschtósche djélajet, Bátjuschka? éto bül moi wosspitannik! Was ist zu machen, Väterchen? es war mein Zögling! sagte er achselzuckend und mitleidsvoll und zeigte auf den Urian, der grunzend im Hofe einher spazierte.

X.

Kleinrußland.

Endlich kamen wir in Orel an. Da wir dem Leser von dieser Stadt weiter nichts zu sagen wissen, als daß sie ihrer günstigen Lage wegen der Stapelplatz für Moskau ist, so wollen wir nur erwähnen, daß wir drei Jahre später den armen Schneider wieder hier antrafen, wo er etablirt war, und es ihm recht gut ging, was ich ihm von Herzen wünschte. Ich müßte aber noch einen ganzen Band anfüllen, wollte ich alle seine Erlebnisse auf dieser Reise, wie er sie schilderte, erzählen. Auch seinem armen Schwager ging es hier ganz prächtig.

Zufälliger Weise kam ich in Orel mit einem polnischen Juden, der mit optischen Waaren alle Jahrmärkte des Reiches besuchte, in's Gespräch. Ich fragte ihn, wie ich es anfangen sollte, um nach Kiew zu kommen, denn ich würde erliegen, wenn ich noch vierzehn Tage in Gesellschaft der Fuhrleute reisen müßte. Er reise morgen von hier nach Charkow, sagte er, und nach einem dreitägigen Aufenthalt daselbst, über Poltawa nach Kiew, wo er wohnhaft sei. Wenn meine Geschäfte einen so bedeutenden Umweg erlaubten, so könnte ich mit ihm fahren; er verlange aber nur so viel, als es für 1 Postpferd von Orel nach Kiew koste. Ich habe meine eigene Equipage und fahre immer mit drei Pferden, sagte er.

Ich entschloß mich sogleich dazu. Die Sache wurde abgemacht. Der Jude war ein ehrlicher Kerl. Ich zahlte meinem Fuhrmanne 10 Rubel und fuhr mit dem Opticus am andern Morgen ab. Am zweiten Tage kamen wir in Charkow, der Hauptstadt der slobods-kischen Ukraine, an. Kleinrußland

ist sehr bevölkert. Es hat auf seinen 3600 Q.=M. gegen $6^1/_2$ Millionen Menschen wohnen, und ist das fruchtbarste Land des ganzen russischen Reiches.

Schon zu Wladimirs des Großen Zeiten gehörte die Ukraine zu Rußland. Durch die fortwährenden Bruderkriege und den harten Druck des Mongolenjoches aber wurde Rußland nach und nach so ohnmächtig, daß Litthauen, welches lange jämmerlich von den Russen geknechtet war, sich erheben und seine Selbstständigkeit erkämpfen, ja, seinem Zwingherrn sogar die zwei alt=russischen Gebiete, Smolensk und Kleinrußland entreißen und damit sein eigenes Land vergrößern konnte. Denn im Jahre 1320 nahm der litthauische Fürst Gedimin Kiew sammt seinem Gebiete ein. Jagello, ein litthauischer Fürst, der sich im Jahre 1386 taufen ließ und Hedwig, die Königin von Polen heirathete, brachte Kiew unter die Herrschaft der Polen, welche es 266 Jahre hindurch behaupteten. Durch diese lange Trennung von Rußland hat die kleinrußländische Sprache auch vieles von der polnischen angenommen, so, daß sie sich von der großrußländischen etwa unterscheidet, wie die flämische von der deutschen Sprache. Da dieses Land so bedeutend kleiner ist, als das übrige, welches die Russen immer in Besitz hatten, erhielt es bald nach der litthauischen Eroberung seinen Namen, um es von dem größern, das in der Folge Großrußland genannt wurde, zu unterscheiden. Ukrai heißt Grenze, und da Kleinrußland an die großrußländischen, an die alt=polnischen und an die türkischen Gebiete grenzte, so erhielt es auch den Namen Ukraine, angrenzendes oder Grenz=Land.

Der alte Haß der Russen gegen die Polen war so groß, daß schon Fürst Daniel von Ostrow im Jahr 1341 den Chan herbei rief, damit er die Russen von dem Joche Kasimirs III. der sich ein Jahr früher des Königreichs Galizien bemächtigt hatte, befreien möchte, indem sie lieber den Mongolen als dem christlichen Polenkönige unterworfen sein wollten. Der Chan sendete auch bald ein großes Heer gegen die Polen, das aber von diesen an der Weichsel förmlich zerstreut wurde.

Der Umstand, daß die Russen in den von Litthauen und Polen eroberten Gebieten vor ihren Zwingherren hart gedrückt wurden und daß die lateinische Kirche sie mit Gewalt in ihren Schooß aufnehmen wollte, veranlaßte eine Menge derselben,

aus dem Lande zu fliehen und sich in den damals öden Steppen der Ukraine anzusiedeln, wo sie sich eine militairisch-democratische Verfassung schufen und ringsumher auf Beute ausgingen. Diese ihre freie Verfassung lockte auch noch viele Flüchtlinge und Ueberläufer aus verschiedenen Völkern herbei, die alle eine freundschaftliche Aufnahme hier fanden. Auf diese Weise wurden sie bald ein tapferes kriegerisches Volk, welches den Polen und Russen dadurch große Dienste leistete, daß es den verschiedenen Tatarenstämmen, die unablässig versuchten, in's Land einzubrechen, den heftigsten Widerstand leistete und sie immer glücklich von den Grenzen vertrieb. Die Tataren gaben diesem neuen Volke, wahrscheinlich wegen seiner räuberischen und umherstreifenden Lebensweise, den Namen „Kosaken." — Wenigstens sind die Kleinrußländer die Stammältern aller in ganz Rußland verbreiteten Kosaken, sie mögen einen Beinamen haben, welchen sie wollen. Sie nannten sich auch stets Malorussen, d. h. Kleinrußländer, bis sie selbst den tatarischen Namen adoptirten. Es war schon bei den alten Slawen Sitte, daß sie sich entweder nach dem Namen ihrer Heerführer, oder nach den Gegenden oder den Flüssen, wo sie sich niederließen, benannten, wie wir bereits gesehen haben. Und so nennen sich denn auch noch heutzutage die Kosaken in Kleinrußland, kleinrußländische, die am Kaukasus lebenden, kaukasischen, die am Don, donische, am Ural, uralische und in Sibirien, sibirische Kosaken.

Dem Namen nach blieben sie der Krone Polens unterthan; aber sie hatten ihr eigenes Oberhaupt, das sie Atamán oder Hetmann nannten, welches Wort Oberbefehlshaber und auch Räuberhauptmann, bedeutet. Als die polnischen Könige ihnen ihre selbstgeschaffene Verfassung schmälern wollten, unterwarfen sie sich lieber dem russischen Zaren Alexéi Michailowitsch, der ihnen im Jahre 1654, kraft eines Vertrags ihre Verfassung garantirte. Der freie Kosakenstaat in der Ukraine konnte natürlicher Weise von jenen Ukasen, kraft derer die Masse der russischen Bauern zu Leibeignen verurtheilt wurden, nicht betroffen werden. Aber ein Jahrhundert später, als er sich Großrußland unterworfen hatte, nämlich unter Elisabeths und Catharina's II. Regierung, wurden auch die kleinrußländischen Bauern gewaltsam zu Leibeigenen gemacht. Die Zahl aller noch freien Kosaken beträgt heutzutage vielleicht 900,000.

Diese Kosaken sind von Abgaben, Rekrutirungen und von aller Gutsabhängigkeit frei. Die Ländereien und Fischereien, welche sie besitzen, gehören ihren freien Gemeinden an. Sobald ihre Kinder das sechszehnte Lebensjahr vollendet haben, sind sie zum Kriegsdienste bis zum zweiundvierzigsten Jahre nach ihrer Weise verpflichtet. Und dann dienen sie noch fünf Jahre in der Reserve. Sie leisten dem Lande in Friedens- und Kriegszeiten ganz außerordentliche Dienste.

Charkow ist in neuerer Zeit eine der größten Handelsstädte des Reiches geworden. Während der vier Messen, die jährlich hier Statt finden, herrscht ein sehr reges Leben. Man nennt sie im Russischen Jahrmärkte. Aber auf einen einzigen derselben werden oft für 10—15 Millionen Silber-Rubel Waaren gebracht. Noch vor dreißig Jahren war die Zahl der ansehnlichen Gebäude in hiesiger Stadt sehr klein, und als vor 50 Jahren die Universität hier errichtet wurde, sah der Ort noch einem armseligen Dorfe ähnlich. Seitdem aber hat man steinerne Paläste der Reihe nach aufgeführt, und ihre Anzahl ist heutzutage schon sehr bedeutend. Als wir in Charkow ankamen, war die Universität durch mehrere gelehrte Männer vertreten, von denen wir hier den berühmten Orientalisten, jetzigen Akademiker Dr. Dorn, den Professor für römische Alterthümer Dr. Croneberg und den Professor für griechische Sprache, Dr. Maurer besonders erwähnen. Auch die medizinische Facultät hatte in den Professoren: Jelinßkij, Brandeis, Blumenthal, Repolßkij rühmlichst bekannte Theoretiker und Practiker.

XI.

Der merkwürdige evangelisch-lutherische Pastor.

Von allen Männern der Stadt aber war der Pastor der evangelisch-lutherischen Kirche, Consistorial-Rath, Johann Ambrosius R. wohl der merkwürdigste. Er war aus Breslau gebürtig, besuchte einige Zeit eine hohe Schule und wurde dann Schauspieler und Opernsänger. Als solcher wurde er von Hamburg nach St. Petersburg verschrieben, wo er am Kaiserlichen deutschen Hoftheater einige Jahre der Liebling des Publicums war. Darauf machte er Gebrauch von seinen kaufmännischen Talenten und er wurde ein reicher Mann. Als die Freimaurer noch in Rußland geduldet wurden, war er Logen-Meister. Auch war er einmal Director eines deutschen Privattheaters zu Moskau, in welcher Stadt sich aber nie eine deutsche Truppe halten konnte, so Viele es auch schon versucht hatten. Die Schauspieler machten jedesmal viel Schulden und dann stoben sie auseinander. Das veranlaßte den General-Gouverneur endlich, keinem die Concession mehr zu geben. Als R. das Alter erreicht hatte, in welchem der Sterbliche der irdischen Größe aller weltlichen Güter Eitelkeit gewahr wird, wo er sein Ende immer näher heranrücken sieht und der Glaube zum Anker des Lebensschiffes und zum Troste über des Menschen Vergänglichkeit wird: da beschloß er Pfarrer zu werden und sein noch übriges Leben der Seelsorge mit allen seinen Kräften zu widmen. Da er Protestant und seiner Confession von Herzen zugethan war, ging er nach Odessa, wo damals der gelehrte Theologe Dr. B. Superintendent war, der ihm noch einigen

Unterricht ertheilte und ihn dann zum Pfarrer weihete. Student, Schauspieler, Kaufmann, Logen-Meister, Theater-Director und dann Pastor, das ist in der That eine seltene Carrière!

Ja, Gott hat diesen Mann wunderbar durch das Leben geführt und ihn nach überstandenen Leiden und dem drückensten Mangel, mit zeitlichen und überirdischen Gütern gesegnet! Er mochte vielleicht über eine halbe Million zu verfügen gehabt haben, und sein unverwüstbarer Glaube an Gott und Tugend, an die Wahrheit des Christenthums war noch viel mehr werth! Als er von der lutherischen Gemeinde in Charkow zum Pfarrer erwählt worden war und er am Orte seiner neuen Bestimmung ankam, fand er hier kein eigentliches Kirchengebäude, sondern nur eine armselige Hütte vor, wo bisher der Gottesdienst gehalten wurde. Er legte sogleich ein bedeutendes Grundcapital von seinem eigenen Gelde nieder, welches durch seine außerordentliche Thätigkeit in mehreren Jahren zu einem solchen Fond herangewachsen, daß man den Kirchenbau beginnen und daran ununterbrochen arbeiten konnte, bis er vollendet war. So erhielt diese Gemeinde eine schöne große Kirche.

Ich hatte schon in Moskau viel Edles von ihm gehört und so machte ich ihm noch am selben Tage unserer Ankunft in Charkow einen Besuch. Er empfing mich mit großer Freundlichkeit und gewann in den ersten Augenblicken mein Herz. — Da der Optikus sich hier drei Tage aufhält und ich von den Merkwürdigkeiten der Stadt, wie auch über meine Reise von hier bis nach Kiew nur sehr wenig zu erzählen weiß, so will ich die leeren Blätter, welche ich noch übrig habe, mit einigen Zügen aus dem Leben dieses guten und seltenen Pastors anfüllen. Ich kehrte nach 10 Monaten hierher zurück und hielte mich dann mehrere Jahre hier auf, wodurch ich Gelegenheit hatte, den Mann ziemlich genau kennen zu lernen, zumal ich recht vertraut mit ihm wurde und er mich sehr liebgewonnen hatte.

Einmal hatte ich Gelegenheit seinen unerschütterlichen Glauben zu bewundern. Ich befand mich nämlich eine Viertelstunde bei einem Kranken, der hoffnungslos daniederlag, weil die tüchtigsten Professoren der Medizin ihn völlig aufgegeben hatten. Der Pastor wurde zu ihm gerufen, um ihm das heil. Abendmahl zu spenden, er fand ihn aber ganz besinnungslos.

„Er wird schwerlich mehr zu sich kommen," sagte Professor E..., der zugegen war.

Da legte der Alte, im Vertrauen auf die Verheißung Christi, die er den Aposteln gegeben, dem Kranken die Hände auf, und betete mit einer Andacht, wie ich noch Niemanden beten sah und hörte.

Nach jedem kurzen Gebet betrachtete er den Kranken genau, ob keine Veränderung in seinem Zustande sich wahrnehmen lasse.

Dieses that er aber nicht, um den Kranken wieder für das arme Erdenleben zu gewinnen, denn er pries jeden selig, der im Herrn entschlafen war, und hätte er die Gewalt gehabt, ihn wieder aufzuwecken, er würde es sicher nicht gethan haben; sondern er that es nur, um ihn in den Zustand zu bringen, aufdaß er ihm das heil. Abendmahl, welches er während seiner Krankheit nicht empfangen, spenden könnte. Endlich kam der Kranke wirklich zu sich und konnte mit Gott versehen werden. Aber dabei blieb es nicht, er wurde auch wieder vollkommen gesund, was der alles Erdenglück so wenig achtende Pastor freilich nicht verhindern konnte. Die Professoren erstaunten über diese seltsame Erscheinung und untersuchten sie gründlich. Jelinsskij schrieb sogar eine gelehrte Abhandlung darüber, in welcher bewiesen wurde, daß der Kranke durch die günstige Wirkung, welche Kunst und Zufall, zwar gegen Erwarten, hervorgerufen, wieder genesen mußte. Da ich von der Medizin so viel wie nichts verstehe, und ich auch kein Exemplar von der gelehrten Abhandlung über den merkwürdigen Gegenstand besitze, so kann ich dem Leser darüber weiter nichts sagen, als was ich eben gesagt habe.

Sein lebendiger Glaube galt bei den Ungläubigen für Scheinheiligkeit, und seine Entsagung auf alle Freuden dieser Welt, besonders aber sein beständiges Predigen über die Eitelkeit alles dessen, was irdisch heißt, machte ihn bei einem großen Theile seiner Gemeinde verhaßt. Ihn selbst aber betrübte das sehr lustige Leben der deutschen Handwerker in seiner Gemeinde, die auch alles aufboten, ihn zu ärgern. Sie spielten täglich Karten, wovon der Pastor ein entschiedener Feind war. Zweimal, öfter gelang es ihnen nicht, schickten sie ihm ein Spiel Karten zu, das durch den langen Gebrauch schwarz wie ein Schuh geworden war. Er predigte auch viel über das Sünd-

hafte des Branntweintrinkens, dem die meisten leidenschaftlich ergeben waren. Eine Viertelstunde von der Stadt stand ein Haus, das zu dem Gebiete in Kleinrußland gehörte, wo der Branntwein damals nicht Monopol, folglich um Dreiviertel wohlfeiler war, als in der Stadt selbst. Dahin gingen die deutschen Handwerker fast täglich und tranken, was das Zeug hielt, und bei ihrer Rückkehr zur Stadt lachten sie die Wächter am Thore aus, indem sie ihnen zeigten, auf welche Weise sie den Branntwein einschmuggelten. Durch den Küster erfuhr der Pastor es immer, wenn seine Pfarrkinder dahin trinken gegangen waren. Der gute Alte klagte mir dieses manches Mal. „Wenn ein junger ansehnlicher Mann,“ sagte er eines Tages zu mir, „den verblendeten Leuten das Nichtsnutzige ihres Treibens nachdrücklich vorhielt, so würde das wohl mehr frommen, als es meine eigenen Worte vermögen. Denn sobald ich darüber predige, sagen sie: ja, der Alte hat gut schwätzen! er hat in seiner Jugend Alles mitgemacht und jetzt, da er nichtsmehr dazu taugt, will er uns alles Vergnügen verleidet machen! Was hätten wir davon, wenn wir seinem dummen Geschwätze Gehör schenkten? Die verblendeten Menschen!“ seufzte der Pastor und blickte gen Himmel. „Was hättet Ihr davon?“ bemerkte er ihnen öfter in der Predigt: „O, Ihr Thoren! Ihr hättet Alles davon! oder glaubt Ihr, daß Gott etwas davon hätte, wenn Ihr Eure Gesundheit ruinirt, Eure Geschäfte vernachlässigt und Eure armen Familien in Kummer und Mangel darben laßt?“ — Doch alles Predigen half nichts, die Leute gingen vor wie nach ihren Vergnügungen nach.

Einmal sagte ich dem guten Pastor meine Meinung freimüthig heraus, sein allzusehr zurückgezogenes Leben sei wohl mit Ursache, daß sein Wort nicht die Früchte brächte, die es, eingedenk seiner wahrhaft christlichen Gesinnungen und Handlungen wohl bringen könnte. Denn er besuchte niemals eine Gesellschaft, und selbst wollte er Besuche nur unter der Beding annehmen, daß man zum Pastor, aber nicht zum Herrn N......... käme, wie er sich auszudrücken pflegte. So lehnte er es auch immer ab, ein Kind im Hause zu taufen. „Bringen Sie mir Schwarz auf Weiß, daß das Kind krank ist, so bin ich verpflichtet, es in Ihrem Hause zu taufen, im andern Falle nicht, denn dafür ist die Kirche da!“

sagte er einmal zu einem Staats-Rathe, den er sonst liebte und schätzte. Seine Absicht war dabei gut, aber man legte sie anders aus. Wie weit er von Scheinheiligkeit entfernt war, bewies der Umstand, daß es ihm zur größten Freude gereichte, wenn er zu einem Sterbenden gerufen wurde, gleichviel, ob zu einem bettelarmen oder einem steinreichen, da eilte er in Nacht und Nebel, in Hitze und Kälte, in Schnee und Regen zu seinem Wagen, der für solche Fälle immer bereit stand. Am Sterbebette, pflegte er zu sagen, kann man am besten sehen, was der Mensch ist. Er hinterließ auch ein Werk: „Meine Erfahrungen am Sterbebette," betitelt, das viel Merkwürdiges enthält. Sonst aber machte er keinem Menschen einen Besuch, das war eine Regel bei ihm, die keine Ausnahme duldete. Seine Tochter, ein vierzigjähriges Fräulein führte ihm die Wirthschaft. Ihr Tisch war, wie das bei allen wohlhabenden und reichen Leuten in Rußland der Fall ist, immer für sechs bis acht Personen mehr gedeckt, für Gäste, die unverhoffter Weise kommen konnten, denn in Rußland fragt man keinen Bekannten, der um diese Zeit erscheint, ob ihm gefällig sei, mit zuspeisen, sondern er setzt sich nieder, als sei er ein Glied des Hauses. Der Pastor aber erschien nie bei Tische, er speiste in seinem Cabinet ganz allein und nahm mit etwas Suppe und Gemüse vorlieb, während seine Tochter eine reichlich besetzte Tafel führte. Als ich ihm bemerkte, daß sein allzusehr zurückgezogenes Leben wohl das Gegentheil von dem erziele, was er damit zu erzielen hoffe, verlor er auf einige Augenblicke die Demuth aus seinen Mienen, denn er war grade kein Freund von irgend einer belehrenden Bemerkung und am allerwenigsten von der eines jungen Mannes wie ich war; doch bald wurde sein Blick und seine Sprache wieder sanft und populär wie er in seinen Predigten und Erzählungen zu sein pflegte und sagte zu mir:

„Lieber, junger Freund, so weit Sie sich auch schon in der Welt umgesehen haben mögen, so kennen Sie die Menschen doch noch nicht, weil Sie noch viel zu jung sind. Ich habe sie in meinen mannichfaltigen Lebensverhältnissen kennen gelernt und ihr Treiben unter tausend Formen beobachtet. Als ich hieher kam, um mein Amt als Pfarrer anzutreten, machte ich jedem Beamten von einigem Klange meinen Besuch, weil mich die Sitte des Landes das nicht umgehen ließ. Den Russen

stellte ich mich vor als evangelisch-lutherischer Pastor der hiesigen Gemeinde, und meinen Pfarrkindern als ihren Seelsorger. Sie können sich leicht denken, daß mich alle, wenigstens dem Scheine nach, mit Hochachtung empfingen, denn ich kam als Pastor, und bin dazu ein reicher, damit will ich sagen ein von Gott tausendfältig gesegneter Mann und Viele hielten mich auch für einen merkwürdigen Menschen, kurz, man empfing mich überall mit tiefen Verbeugungen. Alle, die ich besucht hatte, der Civil-Gouverneur und die Generale nicht ausgenommen und noch andere dazu, die ich nicht besucht hatte, eilten, was sie konnten, um mich, wie man das Ding zu nennen pflegt, mit ihrem Gegenbesuche zu beehren. Ich dankte ihnen herzlich und lud sie, dem Anstandsgebrauche in Rußland zufolge, zu mir ein, so oft es ihnen gefällig wäre. Nicht wenige fanden sich daher auch öfter bei mir ein. Mein Tisch war täglich für 16 und mehr Personen gedeckt. Die Küche meiner Tochter kennen Sie — mein Sohn schickte mir aus Moskau die köstlichsten Rhein- und französischen Weine. Das gab täglich einen Schmaus, daß ich manchmal die Hände faltete, gen Himmel blickte und seufzte: „Herr verzeihe mir, wenn ich sündige; gib mir ein Zeichen, wenn solche Gasterei dir nicht wohlgefällig ist! Ich thue es, um auch den Großen dann und wann ein Wort zu sagen, das ich auf der Kanzel vielleicht vergesse, und das ich nur allein zu deiner Ehre und zu unserer Seligkeit rede."

„Bei Tische," fuhr der Pastor fort, „lobte man die Küche meiner Tochter. Ich muß gestehen, ein feiner Lafitte! Beim Gott des Weines, ein echter Tokaier! Ein Rheinwein wie ein köstliches Oel! so sprachen der Eine und der Andere und leerten mir die Flaschen... Ei nun, zu diesem Zwecke hatte ich sie ja hinstellen lassen. Wenn ich aber nach dem Essen das Vater Unser betete, lachten sie mich aus — freilich nicht laut, aber doch so, daß ich es merken konnte. Ich ließ das einige Male gut sein und dachte in Demuth, der Wein habe ihnen die Köpfe erhitzt. Als ich aber einmal hörte, wie Einer zu dem Andern sagte, daß ich beim Beten die Augen wie ein Petschaftstecher drehe, da wurde ich doch ein wenig ärgerlich. Wartet, ich will Euch den Mund sauber halten, dachte ich. Von diesem Tage an zog ich mich in mein Cabinet zurück, wo ich Mahlzeit halte.

Wer von den Gästen noch kommen wollte, konnte kommen, der Tisch blieb für ihn gedeckt; ich aber ließ mich nicht mehr sehen. Die Urheber hiervon hielten es doch für besser, als Gäste mein Haus nicht mehr zu besuchen, sie blieben aus. Ich dankte Gott dafür." — So der Pastor.

Der Besuch des Doctors.

Als ich ihn kennen lernte, hatte er sich schon in sein Cabinet zurückgezogen, wie ein Klausner in seine Zelle. Wenn hohe Würdenträger des russischen Reiches in Charkow ankamen, und dann Geistliche und Weltliche sich, jeder nach seiner Art, in Uniform steckte, um den Excellenzen und hohen Excellenzen die Aufwartung zu machen, blieb der lutherische Pastor in seinem Cabinete, wo er in einem Lehnstuhle saß und seine Tabaksdose auf dem mit feinem Wachstafft überzogenen Tische wie einen Kreisel herumdrehete. Das war so sein Zeitvertreib. Nie, außer in der Kirche, sah ich ihn mit einem Buche in der Hand. Von den Excellenzen und hohen Excellenzen machten aber die meisten selbst ihm ihren Besuch; denn man konnte es nicht leicht über sich bringen, in Charkow zu sein, ohne den merkwürdigen Pastor persönlich kennen zu lernen. Leider, war er, trotz seines länger als dreißigjährigen Aufenthalts in Rußland noch immer ein Stümper in der russischen Sprache, und wer nicht deutsch verstand, der mußte auf den Genuß seiner herzlichen und lehrreichen Unterhaltung Verzicht leisten. Sehr gern sah er es, wenn Fremde ihn besuchten, zumal wenn sie Gefallen äußerten an seinen Erzählungen, die sich immer um die Güte und Allmacht Gottes dreheten. Was ihm aber zur besondern Freude gereichte war, wenn man Sonntags in der Kirche seiner Predigt beiwohnte, die immer so ungekünstelt und einfach war, daß man sich in der That daran erbauen konnte. Auf meine Frage, ob er seine Predigten auch ein wenig einstudire, antwortete er: „Behüte Gott! Ich weiß manchmal nicht, wie ich fortfahren soll; aber meine vielen Erfahrungen geben mir Stoff genug, und wenn ich fühle, daß es nicht recht gehen will, seufze ich leise: Herr, hilf weiter! und so geht es immer gut." Einmal erzählte er mir eine Anekdote aus seinem

Leben, die er durch seine Sprache der Herzlichkeit sehr interessant zu machen wußte.... Da klopfte es an seine Thüre und unterbrach ihn. „Herein!“ sagte der Pastor und eintrat ein kleiner untersetzter Mann mit blaßer, geistreicher Gesichtsbildung. Lavater und Gall hätten ihn augenblicklich für einen Mann der Wissenschaften erklärt. „Herr Pastor! ich habe die Ehre Ihnen in meiner Person Dr. Reich vorzustellen,“ sagte er. „Seien Sie mir recht herzlich willkommen, Herr Doctor! Haben Sie doch die Güte, sich niederzulassen.“ Der Doctor machte mir eine leichte Verbeugung und setzte sich neben mir nieder. „Sie sind ein Ausländer, das sehe ich Ihnen an. Darf ich Sie fragen, Herr Docter, was sie in unsere Stadt geführt hat?“ fragte der Pastor. „Ich bin gekommen, ein medizinisches Examen zu machen.“ — „Ei, das ist gut, das ist schön! Da wollen Sie sich in Rußland als practicirender Arzt niederlassen, ist es nicht so, Herr Doctor?“ — „So ist es, Herr Pastor!“ — „Hat unsere Stadt schon lange die Ehre, Sie zu beherbergen, Herr Doctor?“ — „Vorgestern kam ich hier an, und gestern schon besuchte ich Ihre Predigt,“ erwiederte der Doctor. „Ei, das ist ja herrlich! das freut mich sehr! Und wie gefiel Ihnen meine Predigt?“ — „Recht gut! Aber etwas sagten Sie, gegen das ich protestiren muß!“ — „Und was wäre denn das, wogegen Sie protestiren müssen, Herr Doctor?“ „Sie sagten: W e r d a g l a u b e t u n d g e t a u f e t i s t, w i r d s e l i g; w e r a b e r n i c h t g l a u b t, w i r d v e r d a m m t.“ — „Das hat Gott gesagt, verehrter Herr Doctor, nicht ich.“ — „Mag es Gott gesagt haben oder wer da will, ich protestire dagegen!“ versetzte der Doctor. „Und warum protestiren Sie dagegen?“ — „Aus dem einfachen Grunde, weil ich auf diese Art nicht selig werden könnte, was ich doch im Gegentheil eben so sehr wünsche als hoffe.“ — „Aber warum können Sie auf diese Art nicht selig werden, Herr Doctor?“ — „Weil ich Hebräer, folglich nicht getauft bin, und weil ich Philosoph bin, dessen Sache der Glaube nicht ist. Doch selig zu werden, ist mein einziges Streben und mein schönstes Hoffen auf Erden!“ sagte der Doctor. „Aber es gibt doch auch Philosophen, welche an die Wahrheiten des Christenthums glauben! Mich dünkt,“ fuhr der Pastor fort, „nicht glauben sei sehr unphilosophisch. Von Kästner, dem Mathematiker erzählt man, er habe das A B C der Rechenkunst, das

Einmaleins, nicht recht verstanden. Sie aber, Herr Doctor, verstehen das A B C der Philosophie gewiß recht gut? Davon bin ich fest überzeugt." — „Ich verstehe es," sagte der Doctor lächelnd. — „Aber wie sollte der Philosoph nicht glauben können, da doch die größten und geschmackvollsten Denker es sich seit lange zur Aufgabe machten, die Philosophie mit der Theologie zu vereinigen?" — „So arbeiten sie an einem Triebwerke, vermittelst dessen die Pole sich berühren sollen!" versetzte der Doctor.

Nun kam es, ganz gegen die Gewohnheit des Pastors, zu einer Disputation. Ich war nur Zuhörer. Der Doctor entwickelte dabei seine mit ungeheurem Fleiße erworbene Gelehrsamkeit in Auslegung und Deutung alter Schrift. Mir schien, als habe er nicht nur alle Systeme der alten und neuen Philosophen gelesen und gut verdaut, indem er augenblicklich jede beliebige Stelle aus ihnen citiren und kritisch beleuchten konnte, sondern als habe er alle Stufen menschlicher Forschung in den tiefsten Tiefen erstiegen. Ich bedauerte dabei sehr, daß es dem guten Pastor, obgleich er ziemlich stark im Griechischen und noch stärker im Hebräischen war, doch an Gelehrsamkeit gebrach, um ein würdiger Gegner dieses gelehrten Juden zu sein. Der gute Alte reterirte aus dem Gebiete, wo er sich nicht halten konnte und verschanzte sich auf der Bibel, die er mit Scharfsinn auszulegen verstand. Aber auch auf diesem Felde, sowohl im alten wie im neuen Testamente war der Doctor eben so kundig, als in den Systemen der Philosophen, und der Pastor war am Ende genöthigt, die Waffen zu strecken. — „Sie haben mich, Herr Doctor," sagte er, „gegen meinen Willen zum Disputiren gebracht, was noch kein Anderer über mich vermochte, denn ich hasse es, weil es dem Geiste des Christenthums ganz zuwider ist, folglich auch nie etwas Gutes dabei heraus kommt. Aber Sie können mich," fuhr er fort, „mit aller Ihrer Gelehrsamkeit und Schärfe des Verstandes nicht irre machen; denn was ich in meinem vielbewegten Leben erfahren habe, das kann mir kein erschaffener Geist streitig machen." Und nun erzählte er Manches aus seinem Leben, das in der That mehr geeignet war, als alle gelehrte und theologische Spitzfindigkeiten, dem Doctor zum Glauben an die christlichen Wahrheiten zu verhelfen. Wenigstens schien dieser

davon ergriffen zu sein. „Sollte man nach solchen Erfahrungen," sagte der Pastor mit Herzlichkeit, „nicht an die erste Pflicht des Christen, an das Gebet, glauben?" — „Glücklicher Mann!" rief der Doctor aus, „wie sind Sie zu beneiden! Nächte lang lag ich auf den Knieen, den Allmächtigen anflehend, mir den Geist zu senden, der in alle Wahrheiten führt, kurz, mir das Kostbarste aller Geschenke, den Glauben an das Christenthum zu verleihen; aber immer machte mich der Verstand irre; der Philosoph kann nicht beten, ohne die Gottheit und sich selbst zu entwürdigen .... Ja, könnte ich glauben und beten, Herr Pastor, ich wäre der glücklichste Mensch; aber so bin ich sehr unglücklich!" sagte der Doctor. In seinen bleichen leidenden Mienen lag auch Etwas, das dieses letztere zu bestätigen schien. „Dasselbe klagte mir noch kürzlich ein General," bemerkte der Pastor mit Herzlichkeit, „der möchte auch so gern beten können, weil er fühle, daß er so nicht ganz glücklich sei. Hohe Excellenz! sagte ich zu ihm, legen Sie einmal die stolzen Epauletts von den Schultern und die glänzenden Sterne von der Brust, dann werfen Sie sich in Demuth nieder und denken dabei, daß Gott die Welt aus Nichts gemacht hat, daß folglich auch der Mensch ein Nichts ist, so wird es gehen. So lange Sie aber denken, Sie wären Etwas und noch obendrein ein wichtiges Etwas, wird es nicht gehen!" — Der Doctor lächelte und schwieg. Er mochte wohl gedacht haben daß, wenn das Theologie sei, sie wohl in Ewigkeit nicht mit der Philosophie vereinigt werden könnte. Der Mensch ist — und er soll doch ein Nichts sein — das konnte er gewiß nicht begreifen. Der Pastor schien dies in seinem Innern zu lesen, daher sagte er schließlich: „Sie sind ein scharfsinniger Ausleger der heil. Schrift, Herr Doctor. So legen Sie sich auch einmal ruhig die Worte Christi aus: Ich danke Dir, Vater im Himmel, daß du das den Weisen und Klugen verborgen und den Unmündigen geoffenbaret hast." —

Es war schon Abend. Beim Nachhausegehen begleitete ich den Doctor Reich eine Strecke weit, wodurch ich ihn näher kennen lernte. Während der Vorbereitung zu seinem Examen besuchte er mich fast täglich und sprach dann immer davon, daß der merkwürdige Pastor einen überaus guten Eindruck auf

ihn gemacht hätte. Es sei ein alter Mann, der am Rande des Grabes stehe, warum sollte er lügen und heucheln? Einen recht gesunden Verstand habe er auch noch, materiellen Vortheil suche er nicht, weil er reich genug aus eigenen Mitteln sei und er alle Einkünfte, die ihm sein Amt eintrug, in die Armenkasse niederlege. Das Alles ist Wahrheit Herr Doctor, sagte ich, und deßhalb kann ich auch gar nicht einsehen, warum der alte Mann lügen und heucheln sollte. Der Doctor war ein sehr bescheidener Gelehrter, gern hätte ich seinen Umgang noch länger genossen. Aber er machte bald ein brillantes Examen, denn er war ein eben so gelehrter Mediziner als Metaphysiker, und folgte einem Rufe als Leibarzt zu einem Fürsten im südlichen Rußland. Als ich sechs Jahre darauf nach Odessa kam und ich eines Tages auf dem Boulevard am Meere spazierte, begegnete mir ein Mann, der mir bekannt zu sein schien, es war Doctor Reich. Er stolzirte einher, wie ein sorgloser und lebensfroher Stutzer, während er früher betrübten Blickes, wie Einer, den der Gram zu verzehren droht, überall sich gezeigt hatte. „Was ist mit Ihnen geschehen, Herr Doctor? fragte ich ihn, „woher diese seltsame Verwandlung in Ihrem ganzen Wesen?“ — „Sie sind der und der!“ sagte er und umarmte mich. „Ich bin getauft und zwar aus voller Ueberzeugung getauft! und deshalb bin ich glücklich! rief er aus. Der selige R..., den ich so gern noch einmal im Leben gesehen hätte, ist hauptsächlich Ursache hiervon, obgleich ich katholisch getauft bin.“ Dr. Reich war Leibarzt bei dem Sohne des berühmten russischen Feldmarschalls, Fürsten Wittgenstein, den er nach Odessa begleitet hatte. Sonst begegnete ich dem Doctor nie wieder.

Eine gute Handlung aus schlechten Beweggründen.

Die Anekdoten aber, welche mir der Pastor erzählte, als der Doctor erschien und dadurch unterbrochen wurde, war folgende, die ich hier mit seinen eigenen Worten wieder geben will.

„Ich befand mich einmal in einer sehr drückenden Lage, indem ich im eigentlichen Sinne des Wortes kein Stück Brot für mich und meine Familie hatte. Alles, was ich von einigem Werthe besaß, war verkauft oder verpfändet. Alle meine

sogenannten Freunde hatten sich von mir zurückgezogen, ja, sie stoben rechts und links in die Straßen ein, wenn sie mich in der Ferne erblickten, und, so wahr als Gott lebt, nur aus dem einzigen Grunde, weil ich mich in dieser entsetzlichen Lage befand, denn ich war noch immer ein ehrlicher Mann geblieben; aber ich war arm und das war Verbrechen genug, um mich zu fliehen. Weder der Bäcker, noch der Metzger, noch der Krämer wollte mir ein einziges Loth Waare geben. Und meinen armen Kindern waren fast die Nägel blau vor Hunger. Dicht neben mir wohnte ein reicher Bäcker, ein großer Wüstling, den das Glück mit dem Horn des Ueberflusses überschüttet hatte und täglich fortfuhr, ihn damit zu überschütten; denn Alles was er anfing, gelang ihm, obgleich er die Religion mit allen ihren Tugenden verlachte. Wenn er ausging, hatte er immer die Westensäcke voll Ducaten, klopfte darauf und sagte, das sei die wahre Religion. Eines Tages, als wir es vor Hunger nicht mehr aushalten konnten, schickte ich eins meiner Kinder zu ihm und bat ihn, uns ein Brot auf Borg zu geben, in einer Woche und wahrscheinlich noch früher, würde ich im Stande sein, es ihm zu bezahlen. Er aber sagte lachend zu dem armen Kinde: „Wer will borgen, der komm' morgen, denn heut' ist der Tag, daß ich nicht borgen mag, und so ließ er es leer ausgehen. Während dieses ganzen Tages war in seinem Hause ein sehr reges Leben, denn am Abend gab er einen Ball. Angesehene Leute verschmähten es nicht, bei diesem ungezogenen Knutschbäcker, der weder lesen noch schreiben noch sich wie ein anständiger Bürgersmann bewegen konnte, auf den Ball zu gehen, denn es gab ja da gut zu Essen und zu Trinken und seine beiden heirathsfähigen Töchter waren nicht übel von Gesichte. Gegen Abend sahen wir die Leute, zum Balle geputzt, zu Fuß und zu Wagen in das Bäckershaus eilen. Bald fingen auch die Musikanten an, und der Tanz ging los. Es dauerte gar nicht lange, da hörten wir auch die Gläser klingen und ein lautes Geschwätz und Gelärm, das man in solchen Kreisen Fröhlichkeit zu nennen pflegt. Ich saß da mit meinen armen Kindern und blies Trübsal in die Noten. Die Katholiken brauchen das Fegefeuer gar nicht mit Flammen und dergleichen auszumalen, ich befand mich mit meinen Kindern in einem Fegefeuer ohne Feuer und Flammen, denn wir Traurigen und Hungererfüllten hörten

die Fröhlichen und durften nicht zu ihnen hinüber und Niemand brachte uns einen Bissen.

„Gütiger Gott!" sagte ich, indem ich die Hände faltete und nach Oben blickte, „aus welchen weisen Absichten hast Du das so angeordnet? Hier Armuth und der bitterste Mangel unter Kindern, die doch noch nichts im Leben verschuldet haben und die täglich zu Dir beten; dort in eben dem Maaß Reichthum und Ueberfluß, unter Leuten, welche die Armen, die bei ihnen um ein Almosen flehen, zum Hause hinaus jagen und die Deine heiligen Gebote verlachen und verspotten!" Kaum hatte ich diese frommen Seufzer ausgesprochen, da öffnete sich unsere Thür, die älteste Tochter des Bäckers stürzte herein mit einer großen Schüssel voll gekochtem Schinken: „Um Gottes willen nehmt den Schinken! nehmt den Schinken! Herr R. und eßt ihn gleich auf!" sagte sie und stellte ihn auf den Tisch. Aber Jungfer, wie kommt Sie dazu, uns den Schinken zu bringen? Wenn das Ihr Vater gewahr wird, geht es Ihr nicht gut! sagte ich zu ihr. „Ja, der soll es eben nicht gewahr werden, d'rum eßt ihn gleich auf!" antwortete sie und fuhr fort. „Denkt Euch das Malheur! Der Vater schimpft immer, wenn der Schinken nicht gut gepfeffert ist, und da nahm ich denn die Pfefferbüchse, ihn zu pfeffern. Während ich nun dieses that, kam ein junger Mann herbei, um mit mir ein wenig zu schäkern, und ich siebte dabei immer d'rauf los, gewiß die halbe Büchse voll. Endlich sah ich, daß ich in der Eile die Zuckerbüchse ergriffen hatte. Nun ist der Schinken süß! Wenn das der Vater gewahr wird, so ist es für heute aus mit der Fröhlichkeit, der ganze Ball ist verdorben und er schimpft mich so lange aus, bis ihm der Schlaf die Augen zudrückt. Ihr kennt ihn ja, wie er ist. Zum Glücke ging er grade in den Hof. Ich hätte den Schinken dem Kettenhunde vorgeworfen, aber der Vater ist eben im Hofe, und deshalb fiel mir der Gedanke ein, ihn Euch zu bringen. Nun eßt ihn aber auch gleich auf!" sagte die Bäckerstochter. Aber Jungfer, wir haben kein Brot, ohne Brot können wir ihn nicht sogleich aufessen, er ist uns doch zu fett! sagte ich zu ihr. Da lief sie eiligst weg. Im Nu war sie wieder da und brachte eine Schürze voll Semmel. — Wir dankten Gott für diese Gabe, und untersuchten nicht vorher, ob der Schinken gepfeffert oder gezuckert war, noch aus

was für Beweggründen der Reichen dem Armen in der Regel eine Gabe giebt, sondern setzten uns sogleich nieder, um Mahlzeit zu halten." — Der Pastor schwieg. Ich fragte ihn, wie es dem Bäcker wohl sonst noch im Leben ergangen sein mochte. „Ach," antwortete er wehmüthig, „es ging ihm, wie es vielen Leuten seiner Gesinnungen und Handlungen noch auf dieser Welt zu gehen pflegt, nicht gut! Ich war schon ein wohlhabender Mann," fuhr er fort, „als der Zufall mich mit einem alten Bekannten zusammen führte, der sein siebenjähriges Söhnchen bei sich hatte. „Stellen Sie sich vor," sagte er zu mir, „was der Bäcker Schneider für ein trauriges Ende nahm. Er betrieb den Kornhandel wie ein Millionair und das Glück schien ihn gar nicht verlassen zu wollen. Aber auf einmal erlitt er einen solchen Verlust, daß er förmlich ruinirt war. Aus Verzweiflung darüber ging er auf den Speicher und erhängte sich." — Eije, er war nichts Besseres werth! sagte der siebenjährige Knabe. Ein solcher Heimgang war dem gläubigen Pastor immer etwas entsetzliches. „Es ist ein furchtbarer Gedanke," sagte er, „wenn die Seele eines solchen Menschen plötzlich in die Ewigkeit eingeht und ihre Werke ihr nachfolgen, von denen sie Rechenschaft ablegen muß. Nicht der Zorn Gottes, unsere eigene Werke werden dereinst unsere Richter sein." — Aber glücklich pries er Jeden, der im Herrn entschlafen. Ich sah ihn einige Male am Todesbette, wo die Angehörigen des Seligen die Hände rangen und sich der Verzweiflung hinzugeben schienen, und denen er keinen andern Trost gab, als: Gott sei gelobt und gepriesen, daß er heimgegangen ist. Mit diesem Gott sei gelobt und gepriesen tröstete der Pastor sich auch selbst, nicht bloß, wenn einer seiner theuersten Freunde starb, sondern auch, als sein eigener Sohn in einem Walde von Räubern erschlagen worden war, denn er wußte, daß er Glauben bis an seinen Tod behalten hatte. Schon in früheren Jahren, als der Pastor noch ein von Natur starker und rüstiger Mann war, hatte er von dem ganzen Erdenleben eine so schlechte Meinung, daß er den Tod des Christen über alles Irdische pries.

Gott sei Lob und Dank! daß er heimgegangen ist! hörte ich ihn einmal in seinem Gartenhause sagen, und sogleich vernahm ich auch darauf die Antwort eines Andern: „Ich begreife nicht, Herr Pastor, wie Sie so etwas sagen können;

im Gegentheil möchte ich fast mit Gott hadern, daß er uns den guten, edeln, talentvollen Junker genommen hat!" Ich trat in das Gartenhaus und setzte mich auf den freundlichen Wink des Pastors nieder. Der Bruder des berühmten russischen Feldmarschalls, Fürsten Paskewitsch, früher Vice-Gouverneur in hiesiger Stadt und später Civil-Gouverneur von Kursk, ein überaus liebenswürdiger Mann, befand sich bei ihm. Er war es, der durchaus nicht in das Gott sei Lob und Dank des Pastors einstimmen wollte. Der Mann, dessen Tod er beklagte, war der Kaiserliche Stabsarzt, Dr. Junker, ein berühmter practischer Arzt, und ausgezeichnet durch seine Humanität, der durch rastlose Thätigkeit seinen Tod beschleunigt hatte. Der Pastor liebte und schätzte den Herrn Paskewitsch und auch dessen Vater, der hier in der Nähe in seinem kleinen Dorfe wohnte, überaus. Beide hatten auch ihr Scherflein zum Aufbaue der lutherischen Kirche zu Charkow mit Freuden gegeben, was den Alten sehr erfreute; allein was diesen Punct betraf, da blieb er hartnäckig bei seinem: Gott sei Lob und Dank!

Der sarkastische Superintendent.

In den letzten Jahren seines Lebens wurde der gute Pastor manchmal im Geiste sehr betrübt. Der größte Theil seiner Pfarrkinder hatte sich, wie gesagt, einem wüsten Leben ergeben, und auch unter den vornehmern sahe er keinen lebendigen Glauben, ja, zwei von den deutschen Professoren, die er andern immer als Muster vorgestellt hatte, geriethen einmal so heftig mit einander in Streit, daß sie den gemeinen Wüstlingen in der That Anlaß zu Aergerniß und Spöttereien gaben. Das schmerzte ihn sehr, und einmal sagte er zu mir: Ich glaubte bisher fest, daß diese beiden Herren, die immer mein Trost waren, den Pastor so gern und oft besucht hätten; jetzt aber sehe ich, sie kommen nur zum Herrn R........., nicht zum Pastor. Gott mit ihnen! Was ihn aber am tiefsten betrübte, war der Superintendent, Dr. B., der ihn zum Pfarrer ordinirt hatte. Dieser gelehrte Theologe war ein Alles umfassendes Genie. Unter seinen berühmten Schriften zeichnet sich sein Werk „Beobachtungen über die Pest," vortheilhaft aus. Er war lange im Orient, wo er die furchtbare Seuche in ihrem

ganzen Wesen beobachtet und die merkwürdigsten Resultate erzielte, wodurch er bewieß, daß er Philosoph im ganzen Umfange des Wortes war. Seine Predigten, von denen mehrere im I. Bande zu Moskau erschienen, sind der Art, daß der Rationalist sowohl als der Supernaturalist Hochachtung vor ihnen haben muß. Auf diesen gelehrten und sonst so würdigen Mann hielt der Pastor N . . . außerordentlich viel. Seine Predigten achtete er fast höher, als die der berühmtesten deutschen Kanzelredner. Und das konnte er, in einer Hinsicht auch mit vollem Rechte: denn bei aller Gelehrsamkeit mit der sie verfaßt sind, tragen sie doch den echten Stempel eines offenbarungsgläubigen Autors. Eines Tages erfuhr er, daß eben dieser gelehrte Mann sehr schlimme Streiche begangen hatte und noch obendrein mit der Kirchencasse durchgegangen war. Das schmerzte den Pastor unbeschreiblich, er war außer sich vor Erstaunen und Wehmuth. Lange bemühete sich die russische Justiz, den Aufenthalt dieses pflichtvergessenen Geistlichen ausfindig zu machen, denn er war spurlos verschwunden. Endlich erfuhr sie, daß er sich in Leipzig aufhielt, wo er unter einem fremden Namen philosophische Vorlesungen hielt.

Die Studenten strömten in Massen herbei, um die Weltweisheit dieses grundgelehrten Mannes zu vernehmen. Aber der russische Gesandte zu Dresden verlangte die Auslieferung des Pflichtvergessenen. Und so ward der gewesene Superintendent nach Rußland transportirt, wo er auch zu einer gemeinen Strafe verurtheilt wurde. In seiner Noth und Geldverlegenheit schrieb er an den Pastor, den er, wie gesagt, zum Geistlichen geweiht hatte, und bat ihn um Unterstützung. Dieser aber antwortete ihm, daß er keiner Unterstützung würdig sei, indem nicht die Ungläubigen und Wüstlinge aus dem gemeinen Haufen, sondern grade nur Leute seines Gleichen der christlichen Religion den größten Schaden verursachten. Das konnte Dr. B. dem Pastor nicht vergessen und wo er sich über ihn lustig machen konnte, unterließ er es nicht.

Der gewesene Superintendent Dr. B. wäre zu einer furchtbaren Strafe verurtheilt worden, hätte sich nicht eine hohe Person für ihn verwendet. Doch wurde er in die Verbannung nach dem gelinden Sibirien verwiesen. Auf dem Wege zu seinem Bestimmungsorte wurde er durch Charkow gebracht,

wo Pastor R . . . bereits verstorben war. Der Medizinal-Inspector in hiesiger Stadt, ein Deutscher, der sich viel mit Schriftstellerei beschäftigte, ließ selten einen hohen Beamten oder eine Celebrität der Kunst und Wissenschaft hier durchreisen, ohne es zu unterlassen, ihn bei sich zu Tische einzuladen. Er bat beim Gouverneur um die Erlaubniß, den Arrestanten, Dr. B. zu sich einladen zu dürfen. Er erhielt sie. Ich war mit dem Inspector sehr befreundet. Er lud mich, wie gewöhnlich, wenn er einen interessanten Gast hatte, auch diesmal zu sich ein.

Außer mir waren noch viele andere Gäste, namentlich viel Damen, hier erschienen, die alle vor Neugierde brannten, den gelehrten und geistreichen Mann persönlich kennen zu lernen. Dr. B. erschien, von einigen Gensd'armen begleitet. Es war schon ein alter Mann mit weißem Haupthaar; aber sein Gesicht war noch frisch und jugendlich. Auf seinen Lippen spielte ein beständiges Lächeln; und dabei war er sorglos ironisch. Den Damen wußte er so viele Artigkeiten zu sagen, daß sie entzückt waren. In seinem ganzen Thun und Wesen glich er auch mehr einem geschmeidigen Hofcavalier, als einem deutschen Gelehrten und am allerwenigsten einem orthodoxen lutherischen Geistlichen. Mit einer eben so interessanten als kecken Freimüthigkeit sprach er über alles, auch über seine begangenen Fehltritte, die er keineswegs zu entschuldigen trachtete. Denn wir seien, sagte er, indem er den hier anwesenden Frauen eine leichte Verbeugung machte, wir seien, wenn wir eben diese Damen ausnähmen, alle Sünder! Und dabei appellirte er an die grundlose Barmherzigkeit Gottes. Das gefiel den Damen ganz außerordentlich gut. Mit gespannter Aufmerksamkeit hörten sie dem ausgezeichneten Gesellschafter und Gelehrten zu. „Nur Eine Sünde," fuhr der ironische Theologe fort, „habe ich begangen, die Gott mir nie vergeben wird. Es ist dies nicht die Sünde wider den heiligen Geist, nein, die beging ich nicht! es ist eine andere Sünde, die mir weder in diesem noch in jenem Leben vergeben werden kann . . ." — Die Damen wurden jetzt bis zum höchsten Grade neugierig, sie hätten so gern diese Sünde wissen mögen. Aber der Philosoph schwieg und nickte ernst lächelnd mit dem Kopfe, woraus zu schließen war, daß diese Sünde ein Geheimniß für die Welt bleiben müßte. Ein Geheimniß aber, welcher Art es auch sein mag, ist für das schöne Geschlecht eine allzuschwere Bürde. Der

geschwätzige Philosoph schwieg. Die Neugierde der Damen würde sich jetzt gesteigert haben, wäre sie noch der Comparation fähig gewesen. Endlich konnten sie es nicht mehr aushalten und einige von ihnen sagten, der Herr Doctor sei ja der freimüthigste und offenherzigste Mann von der ganzen Welt, daher hofften sie, daß er ihnen auch diese begangene Sünde beichten würde. Und nun baten sie ihn mit den schmeichelhaftesten Worten und Mienen. „Es ist die Sünde," antwortete er mit seinem ironischen Lächeln, „daß ich den Schauspieler R . . . zum Pastor gemacht habe." —

So wurde der frühere Stand des in jeder Beziehung würdigen Mannes nicht selten Ursache, daß Spötter ihn einen Heuchler und Scheinheiligen nannten, welche Namen er aber gewiß nicht verdiente. Er klagte mir dieses öfter. Einmal erzählte er mir, er habe auf seine Predigt, in welcher er das wilde Treiben gewisser Leute gerügt, einen anonymen Brief erhalten, in welchem er ersucht wurde, doch auch das Sprichwort, nach welchem er lebe und gelebt habe, nämlich: Lustig gelebt und selig gestorben, hat dem Teufel die Rechnung verdorben, in seine Predigten einzuflechten. „Die verblendeten Menschen!" sagte er, „sie denken nicht daran, daß der Tod noch in dieser Nacht, in diesem Augenblicke ihnen einen Strich durch die Rechnung machen kann. — O, Du Gott der Barmherzigkeit! seufzte er oft einsam, Du kennst mein Herz besser, als es die Menschen kennen. Aber sie sollen es kennen lernen, mehr durch meine Handlungen, als durch meine Worte. Diesem feierlichen Schwur blieb er auch treu bis in den Tod. Bei einem nur seinen Pflichten gewidmeten Leben behielt er von allen Einkünften, die ihm sein Amt eintrugen, nichts für sich. In frühern Jahren sammelte er sie zum Besten des Kirchenbaues, in spätern legte er sie in die Armencasse nieder. Diese Einkünfte waren schon allein durch den Umstand sehr bedeutend, daß in Tschuguiew, ein paar Meilen von Charkow, beständig ein ganzes Corps Cavallerie stand, in welchem sich eine Menge Offiziere aller Grade befanden, die zur lutherischen Kirche gehörten und die, dem Befehle der Regierung zufolge, alljährlich vor Ostern zum heil. Abendmahl gingen, und dann den Pastor beim Einschreiben reichlich beschenkten. 25 Rubel B. Ass. war wohl das Wenigste, was Einer gab. Das ist so Sitte in Rußland, die den lutherischen Pastoren zwar viel einträgt,

aber in anderer Beziehung üble Folgen hat: denn mancher Mensch von Stand und Bildung geht lieber nicht zum heil. Abendmahl, wenn er dem Pastor beim Einschreiben kein solches Geschenk machen kann. Man erzählt, daß ein finnischer Pastor, der aber auch seines Amtes entsetzt wurde, gar Keinen einschreiben wollte, der ihm nicht 5 Rubel B. Ass. geben konnte. Die lutherische Gemeinde zu Charkow hat ihrem gewiß unvergeßlichen Pastor nicht nur die prächtige Kirche, sondern auch ein schönes großes Schulgebäude mit der ganzen Einrichtung zu verdanken.

Merkwürdig wie sein Leben, ist auch, in einer Beziehung, sein Tod. Am 5. December 1835 alten Styls schrieb er an seinen Sohn, der in Moskau lebte. Der Diener wurde mit dem Briefe zur Post geschickt. Kaum war er ein paar Minuten damit fort, als der Pastor ihm eiligst nachschickte, um den Brief wieder zurück zu erhalten. Als er ihn wieder in Händen hatte, sagte er zu seiner Tochter: Ich schrieb unserm J., daß ich morgen zur Feier des Namensfestes Sr. Majestät des Kaisers Gottesdienst und Predigt halten würde, und denke Dir, ich vergaß mein gewöhnliches „So Gott will" hinzu zu fügen. Das darf nicht fehlen, sagte er, öffnete den Brief, fügte diese Worte hinzu und schickte ihn fort. Am andern Tage fühlte er sich ziemlich munter. Als er sich aber vorbereitete, den Gottesdienst zu halten, rührte ihn der Schlag und eine Stunde darauf lag er, eine Leiche, da. Er starb in seinem 68. Lebensjahre.

Nach seinem Tode lernte die lutherische Gemeinde zu Charkow erst erkennen, welchen Segen sie in diesem wahrhaft gläubigen Pfarrer gehabt hatte. Denn sein Nachfolger, Herr Pastor L..., predigte zwar in demselben Geiste, wie sein Vorgänger und vermied auch die Schmausereien, aber mehr aus Liebe zu seinem Geldbeutel, als aus lebendigem Glauben; er war daher, was das Geben betrifft, grade das Gegentheil von ihm. Aber er war ja auch von Gott nicht in den Stand gesetzt, so reichlich geben zu können. Iwan Iwanowitsch behauptete, daß jede Gemeinde es sich als Gnade Gottes anzurechnen habe, wenn ihr Pfarrer den Ausspruch Christi „Arme habt ihr allezeit," mehr durch die That, als durch den Text beweise, und zur Strafe, wenn das umgekehrt der Fall sei.

XII.
Originelles und glückliches Heilverfahren eines russischen Professors der Medizin bei Cholerakranken.

Als ich mit dem Opticus nach Charkow kam, hatte die Cholera ihre Opfer schon empfangen. Sie hatte schreckliche Verheerungen hier angerichtet. Diese Stadt war eine der ersten aller großen russischen Städte, welche von der Seuche heimgesucht wurde, als sie ihren Tod tragenden Gang von Asien nach Europa machte. Sobald man in St. Petersburg die Kunde erhielt, daß die Cholera in Charkow eingebrochen war, gerieth die ganze Residenzstadt in Schrecken und in eine unbeschreibliche Verwirrung. Man traf in Eile alle nur erdenkliche Vorkehrungen, zum Theil auch sehr lächerliche. Das kam daher, weil man das Wesen dieser Seuche nicht im entferntesten kannte. Man hielt es für gefährlicher als die Pest und für ein ihr verwandtes Wesen.

Sogleich fing man an, förmliche Rüstungen machen zu lassen, in welche die Todtenträger vom Kopf bis zu den Füßen eingehüllt werden sollten. Der Medizinal-Behörde zu Charkow wurde sogleich der Befehl von St. Petersburg zugestellt, dafür zu sorgen, daß alle Aerzte, welche Cholerakranken in Behandlung hatten, ihre Resultate einsendeten; doch mit dem Bemerken, daß Keiner, bei Verlust seines Amtes, die Nichtansteckung der Seuche vertheidige, wahrscheinlich, auf daß die Regierung in ihren getroffenen Maßregeln nicht irre geleitet werden würde. Unter allen Medizinern des ganzen Gouvernements war es der Professor P., ein geborner Russe, aber ein heller Kopf, der sich

über diesen seltsamen Befehl am meisten entrüstete. „Also auch hier," sagte er, „ist es wieder die verhaßte Censur, die dem strebenden Geiste so schmähliche Fessel anlegt!" Er hatte schon viele Cholerakranken mit Glück behandelt und behauptete fest, daß die Seuche nur bedingt, nicht absolut wie die Pest, ansteckend sei. „Schrecken, Zorn, Aerger und die Angst vor der Seuche selbst, kurz, jede heftige Gemüthsbewegung, sind die bösen Dämonen, welche das ganze Nervensystem erschüttern, schwächen und die Empfänglichkeit für Ansteckung erzeugen. Meine Herren, ich will Ihnen beweisen," sagte er zu den Professoren und Medizinalräthen, „daß die Cholera nicht absolut ansteckend ist!" Damit machte er in Gegenwart dieser Herren an Kranken, deren Zustand schaudererregend war, die eckelhaftesten Manipulationen, wozu sich allerdings nur ein so origineller und echt russischer Kauz, wie Professor P. war, verstehen konnte; aber er blieb völlig gesund dabei. „Wenn die Regierung beim Ausbruche der Cholera Hospitäler errichtet und andere nothwendige Vorkehrungen trifft, so ist das sehr löblich," sagte er; „allein sie soll alle Maßregeln vermeiden, die oft große Summen kosten und zu weiter nichts dienen, als das unwissende Volk und selbst gebildete Leute in Angst und Schrecken zu versetzen. Für das Geld, das man auf solche Weise verschleudert, sollte man lieber kräftige Suppen kochen und sie den Aermsten geben, so hätten sie weniger Appetit zu rohem Kraute und ungekochtem Obste, und denen, die bei nasser Witterung am schlechtesten mit Schuhzeug versehen sind, sollte man ein paar Sohlen anschaffen. Das wäre doch noch Etwas. Man sollte dafür sorgen, daß die Straßen, besonders die engen, täglich mehrere Male gesäubert und die Wohnungen der Armen öfter gelüftet und ausgefegt würden. Was ist es denn, was das Volk so im Wahne befangen hält, überall seien die Brunnen vergiftet? Es sind die angsterregenden Maßregeln der Regierung, die solche Verwirrung unter den Menschen hervorbringen! Würde man bei den verschiedenen Fiebern, die zuweilen heftig grassiren, solchen Lärm machen und solche Verordnungen treffen wie bei der Cholera, ich will des Todes sein, wenn nicht eben so viel Menschen daran stürben. So furchtbar auch diese Seuche sein mag, der Schrecken liegt fast mehr im Worte und in der Vorstellung, als im Wesen selbst. Man gehe einmal seinen gewöhnlichen Geschäftsgang,

setze seine Lebensweise in Speisen, Trank und Ruhe wie gewöhnlich fort, vermeide alle Verstöße gegen Diät, hüte sich bei erhitztem Leibe vor Zugluft und Erkältung, reinige und säubere seinen Körper öfter und versorge ihn so oft als möglich mit frischer Wäsche, lüfte und fege die Zimmern und Betten, je öfter, je besser! und dann wird man erfahren, daß die Cholera noch lange keinen so furchtbaren Charakter hat, als man ihr beilegt." Das waren so die Ansichten des Dr. Professors P., der, wie bereits gesagt, eine Menge Cholerakranken mit vielem Glücke behandelt hatte. Der Mann, ein heller Kopf, hat in den meisten Stücken gewiß nicht Unrecht. Alles Furchtbare gewinnt unter furchtbaren Formen und strengen Befehlen noch an Furchtbarkeit. Die russische Regierung hat beim ersten Erscheinen der Cholera mit ihren Maßregeln und Befehlen, mit denen sie Gutes beabsichtigte, nur Böses angerichtet; sie hat damit den Aufstand des gemeinen Volkes veranlaßen helfen. In den russischen Städten, namentlich in St. Petersburg und Moskau sieht man täglich Betrunkene auf den Straßen liegen, die aber, sobald sie umgefallen sind, sogleich von den Polizeisoldaten in Arrest gebracht werden, wo sie, je nach dem man sie einer bessern oder schlechtern Führung zeihen kann, entweder eine Tracht Prügel erhalten oder zum Fegen der Straßen verurtheilt werden.

In der Zeit der Cholera war man so verwirrt und ängstlich, daß man solche Leute, die der Branntwein auf der Straße umgeworfen hatte, in die Hospitäler schleppte, zumal wenn sie ein wenig krank und blau aussahen, was doch nur eine Folge des spirituösen Getränkes war. Hier, zuweilen in Menge aufgeschichtet, bekamen sie erst die Cholera, und bei der schlechten und verkehrten Behandlung erlagen sie der Seuche. Viele Aerzte nahmen ihre Zuflucht zu dem Brown'schen System, ließen den Betrunkenen und Kranken zur Ader, was das Zeug hielt, und opferten sie so hin.

Einmal wühlte sich ein Betrunkener, den man für leblos auf den Haufen geworfen, wo er nüchtern wurde, unter den Todten heraus und lief, nackt wie er war, in seine Herberge, wo er seinen Cameraden grade kein glänzendes Bild von den Hospitälern und den Aerzten entwarf. Dergleichen Fälle benutzten die Umsturzliebenden und Unzufriedenen, und hetzten das gemeine Volk auf. „Seht Ihr," sagten sie, so ermordet

man Eure armen Brüder, die bloß ein bischen getrunken hatten." Und so setzte es böses Blut unter den Taglöhnern, deren es in den beiden Residenzstädten immer eine Masse giebt. Die untern Polizeibeamten und die Aerzte waren es daher auch besonders, die von dem wüthenden Volke gehetzt wurden. Nicht Wenige fielen ihm als Opfer anheim.

Zwei Fälle sind mir aus der Praxis des Dr. Professors P., mit dem ich sehr befreundet war, bekannt und intereſſant genug, um sie hier kurz zu erzählen.

Einmal wurde ein Mann auf der Straße von der Cholera so heftig angegriffen, daß er wie ohnmächtig nieder sank. In Zeit von einigen Minuten hatten sich alle untrüglichen Symptome dieser Seuche gezeigt: Erbrechen einer schmutzig weißen Flüssigkeit mit eiter- oder eiweißartigen Brocken vermischt, Durchfall, heftige Krämpfe in Händen und Füßen, eine Zunge wie trockenes blaugelbes Leder, blaue Flecken im Gesichte wie am ganzen Körper, tief eingefallene Augen mit starrem Blicke, verzerrtes Gesicht und ein Puls, schwach wie bei einem der in den letzten Zügen liegt. Zwickte man ihm die Haut mit zwei Fingern zusammen, so blieb sie so stehen, als ob sie eine weiche Thonmasse gewesen wäre.

Dieses Alles hatte sich bei dem Kranken plötzlich eingestellt. Wahrscheinlich hatte er das von großer Angst begleitete Unwohlsein, das dem völligen Ausbruche dieser Seuche immer kürzere oder längere Zeit voranzugehen pflegt, nicht beachtet, sonst wäre er wohl zu Hause geblieben. Der Professor war grade dieses Weges gekommen und nahm sich seiner an. Die Polizeisoldaten packten den Kranken auf, um ihn in's Hospital zu tragen, das aber ziemlich weit entfernt lag. „Er stirbt Euch auf dem Wege!" schrie der Doctor, und schob die Kerle mit dem Kranken in die Werkstätte eines Kupferschmieds, die nur einige Schritte weit und auf ebener Erde war. Hier lag Alles so voller Kesseln, Theemaschinen und anderm Kupfergeräthe, daß kein Platz war, den Kranken hinzulegen. Es lag aber da flach auf der Erde ein Dutzend langer und breiter Kupfertafeln. Darauf ließ der Doctor ihn legen, nachdem zwei Schafspelze darüber ausgebreitet worden. Der Blasebalg wurde in Bewegung gesetzt, um heißes Wasser zu machen. Ein anderer der fünf Arbeiter mußte die Badstube heizen, wie sie fast ein jedes Haus in Rußland, zumal in der Provinz, in seinem

Hinterbaue hat. Die andern drei wärmten wollene Lappen und Strümpfe, mit denen der Kranke so lange gerieben wurde, bis sich Schweiß einstellte. Ein Senfteich wurde zurecht gemacht und ihm in die Herzgrube und auf die Waden gelegt. Eine Abkochung von Krausemünze, Flieder und Zimmt, jedes für sich allein, wurde abwechselnd und löffelweise dem Kranken eingegeben. Der Doctor aber rieb immer d'rauf los mit Campher- und Seifenspiritus, auf welche Mittel er außerordentlich viel hielt, und die er beständig bei sich führte. Die vom Krampf gewaltig zusammen gekrümmten Hände und Füße wurden mit einer starken flüchtigen Salbe eingerieben und förmlich getränkt und dann mit heißen Lappen umwickelt. Der Senf hatte gewirkt, Durchfall und Erbrechen ließen nach, der Puls gewann wieder Leben und der Kranke erlag einem sehr kurzen, aber stärkenden Schlummer. Als er erwachte, schleppte man ihn in die geheizte Badstube, legte ihn auf eine Bank und strich ihn mit einem Seifenwische vom Halse bis zu den Füßen herab. In der Badstube war eine Hitze von wenigstens 45 Grad Reaum. Als der Kranke auf solche Weise wohl eine Viertelstunde lang behandelt worden war, wurde er mit warmem Wasser von allem Seifenschaum rein abgewaschen und völlig abgetrocknet. Jetzt sah man, wie der Schweiß aus allen Poren herausdrang. Nachdem er so eine Viertelstunde lang geschwitzt und wohl zehnmal mit warmen Tüchern abgetrocknet worden, wurde er wieder in den Schafspelz gehüllt und in die Werkstätte auf sein früheres Lager gelegt. Mit Weinessig und Wasser wurde dem Kranken dann und wann das Gesicht abgewaschen, ihm wieder löffelweise Thee eingegeben, Füße und Hände aber mit warmem Branntwein gewaschen. Die ganze Werkstätte war mit Essigdämpfen angefüllt. Darauf schlief der Kranke wohl zwei Stunden ununterbrochen fort. Als er erwachte, fühlte er sich gestärkt und wohl. Sein früher in die Länge gezogenes und verzerrtes Gesicht hatte wieder ein freundliches Ansehen. Der Doctor rieb sich vor Freude die Hände und hüpfte wie ein Kind. So einen gefährlich Erkrankten hatte ich noch niemals in Behandlung, aber er ist gerettet! sagte er. Jetzt wurde der Kranke in seine Wohnung gebracht und der gute Arzt leistete ihm auch hier allen Beistand. In Zeit von einer Woche war er wieder völlig gesund.

Bald darauf bekam der Professor wieder einen Cholera-

kranken in die Cur, den er auf dieselbe Weise behandelte, der ihm aber, obgleich er viel gelinder von der Seuche angegriffen war, als jener, unter den Händen starb. Das brachte den Doctor zum tiefsten Nachdenken. Am Ende entschied er, daß jene Werkstätte, nämlich das viele Kupfer specifisch gewirkt haben müßte. Er begründete diese Vermuthung noch fester dadurch, daß zwei jener Arbeiter, die nur mit Angst, Eckel und Widerwillen den Kranken hatten reiben helfen, trotzdem, vollkommen gesund blieben, wahrscheinlich, weil sie aus ihrer Werkstätte nicht heraus gegangen waren. Als er darauf wieder einen schwer Erkrankten in Behandlung bekam, ließ er ihn in dieselbe Werkstätte tragen und sagte zum Meister, daß er ihm die Versäumniß, die er dadurch hätte, doppelt bezahlen würde. Pflicht und Kunst erforderten diese beiderseitigen Opfer. In einem andern civilisirten Staate kann ein Meister, wie jener Kupferschmied, gegen solch eine Zumuthung ganz entschieden protestiren; aber in Rußland muß er sich dem Willen eines hohen Beamten, wie der Professor, der wirklicher Staatsrath und Ritter war, durchaus fügen. — Der Kranke wurde wieder auf Kupfertafeln gelegt und behandelt wie Jener, und siehe da, dieselben Resultate wurden auch wieder erzielt!

Von jetzt an ließ der Doctor sich allerlei kupferne Apparate, Arm- und Beinringe u. dgl. m. anfertigen, die er auf allerlei Weise bei der Behandlung in Anwendung brachte. Nur immer viel Kupfergeräthe in der Nähe des Krankenlagers, das war seine Lust! Späterhin legte er auch Zink auf die eine und Kupfer auf die andere Seite des Bettes, das er immer in die Mitte des Zimmers stellen ließ. Auch Stahl- und Eisengeschirr legte er umher. Dabei versäumte er aber keineswegs die Hauptsache, die bei Heilung aller Cholerakranken in heißen Bädern, schweißtreibenden Mitteln, Senf und Meerrettig und vorzüglich im Reiben mit Campher-, Seifenspiritus und scharfen zertheilenden Salben besteht, um den erstarrten Gliedern wieder Leben einzuflößen. Dieser Doctor war unstreitig einer der berühmtesten und in seinen Curen glücklichsten Aerzte beim ersten Erscheinen der Cholera in Europa. Seine Heilmethode und seine pharmaceutischen Mittel haben sich bis auf den heutigen Tag als die bewährtesten erwiesen. Die vornehmsten Leute fragten ihn oft, was es, nach seiner Kunst und Erfahrung, wohl für Abwehrungs- oder Vorbauungsmittel

wider die Cholera gäbe, und er antwortete, er wisse keins. „Aber setzen Sie Ihre Lebensweise, nur darf sie nicht ausschweifend sein, so fort, als wüßten Sie nichts von dieser Krankheit. Doch essen Sie kein fettes Backwerk und überhaupt keine zu fetten und schweren Speisen. Eingemachte Gurken, grüner Salat u. dgl. m. sind schädlich, desgleichen saure Milch, und wäre sie durch Gewürze noch so köstlich zubereitet, sie taugt nichts! Wenn das Essen Ihnen am besten schmeckt, so hören Sie auf damit. Trinken Sie während des Essens ein Glas alten rothen französischen Wein, auch zwei Glas, auch drei, aber nicht mehr! Gehen Sie nicht nüchtern aus; hüten Sie sich, zumal wenn Sie erhitzt sind, vor Zugluft und Nässe. Trinken Sie am Morgen und auch dann und wann am Tage einen guten Schnaps mit Pfeffer. Vermeiden Sie allen Aerger, Zorn und Verdruß, lassen Sie keine Traurigkeit, Furcht und Sorgen in sich aufkommen; vermeiden Sie alle zu schwere oder zu anstrengende Arbeiten. Der Mensch kann das Alles, wenn er nur will und selbst dem ärmern ist die Hauptsache hiervon möglich." Solche Lehre gab der Professor einmal dem alten General Nigitin, dem Chef des ganzen Cavallerie-Corps zu Tschuguiew. Der Doctor selbst war ein von Natur kräftiger Mann und aller Verweichlichung größter Feind. Er hatte seinen Körper gegen die Einflüsse der Witterung eisenfest gemacht. Noch ehe die Fluth von Broschüren über die Heilkräfte des kalten Wassers, Deutschland und Rußland überschwemmte, trank er viel gutes frisches Quellwasser, aber nie in Uebermaß; auch setzte er sein Baden im Flusse täglich fort bis in den Oktober hinein. Bei 8 bis 12 Grad Kälte ging er im Fracke, den er immer bis über die Hälfte zugeknöpft hatte. Nur bei einer wahren russischen Kälte trug er einen leicht wattirten Mantel. Ein Feind der wollenen Unterkleider rieth er indeß allen, die ihn während der Zeit der Cholera um seinen ärztlichen Rath fragten, den Unterleib mit einer wollenen Binde warm zu halten. Als er den Damen, die ihn um ein Schutzmittel fast anfleheten, nicht mehr widerstehen konnte, rieth er ihnen, ein Säckchen mit Campher flach auf der Magengrube zu tragen. In spätern Jahren rieth er das Jedermann und ließ auch noch etwas Bisam hinzufügen. Ein besseres Mittel, sagte er, wüßte die Kunst bis jetzt nicht zu bieten. Und in der That wissen wir bis auf den heutigen Tag kein

Vorbeugungsmittel, welches diesem an guter Wirkung gleich käme. Später, als die sogenannte Galvano-Plastik erfunden worden, machte der Doctor mit dem galvano-magnetischen Fluidum an Cholerakranken allerlei Versuche, ohne indeß sein früheres medizinisches Heilverfahren dabei außer Acht zu lassen. Jetzt rieth er auch allen, die ihn um Rath fragten, eine in feine alte aber reine Leinwand eingenähete und bequem geformte Kupfertafel auf der Magengegend und eine Zinkplatte auf dem Rücken zu tragen; denn er war der festesten Ueberzeugung, daß im Kupfer eine spezifische Heilkraft wider die Cholera enthalten sei. Was er für Resultate damit erzielte, weiß ich nicht, weil ich nie wieder in die Ukraine zurückkehrte und ich mich weiter nicht mehr um diese Sache bekümmerte. Indem wir hier eine kurze Geschichte wiedergeben, die der Doctor uns selbst erzählte, und die sehr bezeichnend ist für die gefährliche Wirkung, welche die Furcht vor der Cholera auf schwach geistige Personen ausübt, fassen wir nochmals das Heilverfahren des originellen Arztes in einige Punkte zusammen.

Ein schon bejahrter russischer Gutsbesitzer, ein überaus lebenslustiger Mann, lebte fast beständig in Charkow, weil er in seinem Dorfe nicht genug Zerstreuung fand und es ihm so manchen Lebensgenuß, wie es eine große Stadt vermag, nicht bieten konnte. Er war sehr neugierig und las immer die neuesten Broschüren und Zeitungen, die zu haben waren. Ein ganz besonderes Interesse fand er an der Erfindung der Eisenbahnen. Der Mensch muß einen göttlichen Geist haben, sagte er, sonst könnte er unmöglich so etwas erfinden. Wenn sein beschränkter Verstand eine Sache nicht begriff, ließ er sie sich von einem, der sie verstand, erklären. Einmal las er von den Lebens-Versicherungen, welche durch Gesellschaften, die sich bildeten, auch in Rußland in's Leben traten. Das gefiel ihm überaus gut, aber er verstand die figürliche Bedeutung des Wortes nicht und glaubte, es sei Betrügerei. Deshalb ging er zu dem Medizinal-Inspector, um dessen Meinung darüber zu vernehmen. Dieser antwortete ihm, daß, wenn es Betrügerei wäre, die Sache, bei der strengen Censur, gewiß nicht durch Zeitungen in die Oeffentlichkeit hätte gelangen können. Nun, dachte er, sei der Stein der Weisen endlich gefunden, und es stellte sich dabei heraus, daß er nicht anders geglaubt, als daß er durch Geld sein Leben auf 10, 20 bis 100 Jahre verlängern könnte.

Der Inspector lächelte und erklärte ihm das Ding wie es war. Pah! sagte er, wenn das so ist, da wäre ich doch ein Narr, die Capitalien meiner zwei Söhne zu vergrößern, die mir den abscheulichen Prozeß an den Hals gehenkt haben, der mir schon so viel Geld gekostet hat. Er war mit seinen Söhnen in einem Prozesse, der viele Jahre dauerte.

Dieser bejahrte und reiche Edelmann hatte eine solche Furcht vor der Cholera, daß er, als er hörte, sie sei im Anzuge, aus der Stadt in sein Dorf eilte, wie einer, der den gefährlichsten Feind im Rücken hat, und bezog sogleich sein Lustschloß, das auf einer sanften Anhöhe inmitten eines blühenden Blumen- und Fruchtgartens lag. Hier schloß er sich ein, Niemand ließ er zu sich, mit Ausnahme seiner Kljutschniza (Beschließerin, Kellnerin), die ihm das Essen brachte und das Bett machte. Um aber auch mit dieser so wenig als möglich in Berührung zu kommen, ließ er sich von ihr das Essen durch ein Fensterchen reichen, das ihm ein Tischler zu eben diesem Behufe sehr geschickt in die Thür seines Gastzimmers gemacht hatte, und wenn sie zu ihm einging, das Bett zu machen, mußte sie vorher eine Viertelstunde in einem Nebenzimmer verweilen, wo er mit verschiedenen Species räuchern und in alle vier Ecken Chlorkalk hatte aufstellen lassen. Aber die Cholera fand ihn auch hier und griff ihn so heftig an, daß er in Zeit von zwei Stunden gesund und todt war, während kein einziger Mensch im ganzen Dorfe, auch keiner von den drei Dienern, die ihn aus der Stadt hieher begleitet hatten, von der Seuche befallen wurde.

Das Heilverfahren dieses originellen, und talentvollen Arztes in einigen Punkten zusammengefaßt, war Folgendes.

Dem Ausbruche der Cholera geht immer ein Unwohlsein vorher: Kopfweh, Reißen und Ziehen in allen Gliedern, Kälte auf der Brust und in der Gegend des Magens, Mattigkeit, Niedergeschlagenheit, Ekel vor Allem, Neigung zum Erbrechen, wenig Abgang des Urins, Schlaflosigkeit u. dgl. m., sind die gewöhnlichen Symptome, die dem förmlichen Ausbruche dieser Krankheit, zumal, wenn sie sich in ihrer ganzen Bösartigkeit zeigen will, vorher gehen. Befindet man sich an einem Orte oder in der Nähe, wo die Seuche schon grassirt, und es stellen sich einige der genannten Zeichen ein, zumal wenn dabei Ausleerungen nach oben oder unten oder beide zugleich Statt

finden, so ist es die höchste Zeit, daß man zum Schwitzen gebracht werde, gleichviel, ob durch heiße Bäder oder vermittelst Schweiß treibenden Thees. In das Bad von 25—35 Grad Reaum. thut man eine Hand voll Senfmehl oder zwei bis drei Pfund Holzasche. Der Kranke im Bade wird mit einer wollenen Decke bis an den Hals eingehüllt; liegt er im Bette, wird er gut zugedeckt und doch dabei mit warmen wollenen in Campher- oder Seifenspiritus getränkten Tüchern beständig gerieben. Dabei gibt man ihm in kleinen Gaben Flieder-, Camillen- oder Krausemünzethee zu trinken. Die Herbeiziehung eines Arztes ist unumgänglich nothwendig. Dieser hat dann vor allen Dingen dafür zu sorgen, daß der Magen des Kranken durch ein zweckmäßiges Abführungsmittel gereinigt und von allem Unrathe, der unglaublich schnell in eine giftige Fäulniß übergeht, befreit werde. Mit der förmlichen Ausleerung und Säuberung des Magens, welche letztere dadurch bewirkt wird, daß man eine Birken- oder Lindenholzkohle zu Pulver macht und mit Wasser oder mit Honig vermischt, eingibt, ist schon viel gewonnen, denn der furchtbare Krampf im Magen, in Händen, Füßen und Waden wird dann einen gelindern Charakter annehmen. Stellt er sich ein, so müssen diese Theile mit einer flüchtigen Salbe eingerieben und dann mit warmen Tüchern eingehüllt werden. Hilft das nicht, so hilft die Opiumtinctur in den meisten Fällen, die aber nur von einem Sachverständigen gegeben werden darf. Mit Schweiß treibendem Thee oder einem warmen Bade, mit Senfteig auf Brust und Waden, und dem ununterbrochenen Reiben mit Campher- oder Seifenspiritus bringt man wieder Leben in die kalten erstarrten Glieder, und das ist beim Cholerakranken die Hauptsache. Ist das Unwohlsein, das dem Ausbruche der Seuche vorhergeht, nicht so heftig, und zeigen sich dabei weniger Symptome, als oben bemerkt, so ist in der Regel ein gutes Kornschnäpschen mit gestoßenem Pfeffer, eine kräftige heiße Fleischbrühe oder ein Glas Glühwein und darauf das unentbehrliche Schwitzen hinreichend, den Ausbruch dieser gefährlichen Krankheit zu verhindern. Wer in der Zeit der Cholera alle oben und hier genannte Mittel gleich bei der Hand hat, ist wohl vom Glücke vor allen Andern begünstigt. Und wer es vermag, soll sie immer zu jeder Stunde in Bereitschaft haben.

XIII.

Der zornige Gymnasial=Director und sein böses Schicksal.

Neben dem deutschen Pastor und dem russischen Professor lernte ich hier auch einen Gymnasial=Director kennen, der dadurch, daß er seinen Zorn nicht meistern konnte, in die abscheulichsten Widerwärtigkeiten gerieth. Da es bezeichnend ist für russisches Leben und russisches Schulwesen, so wollen wir diese Geschichte kurz fassen und sie hier noch erzählen.

Der russische Student steht so gut wie der Soldat unter Subordination; er muß daher auch stets in Uniform erscheinen. Seine Staatsuniform besteht in einem nach militärischem Schnitte gemachten Frack und Beinkleid, einem dreieckigen Hute und Degen.

Es ist allen Professoren auf das strengste untersagt, in ihren Vorlesungen Gegenstände zu berühren, die dem Freiheitsgeiste der Musensöhne, welcher trotz jener militärischen Disciplin unter ihnen lebt, Nahrung verschaffen könnten. Daher kommt es auch, daß man auf den russischen Hochschulen die alten Classiker so jämmerlich verstümmelt findet. Aber dennoch wächst der Freiheitsgeist unter den russischen Studenten dermaßen, daß der Despotismus mit jedem Jahre mißtrauischer wird. Aber wie kam im Lande des Despotismus dieser Freiheitsgeist in die jungen Gemüther? Die französischen Erzieher und Gouvernanten thaten es mit den Lehren von den Revolutionen, die sie ihnen vortrugen. Die Untersuchungsberichte

aus der russischen Verschwörung der Zwanziger Jahre haben dies bis zur Ueberzeugung bewiesen.

Mit solchen Lehren, im Gewande der Romantik, beziehen die jungen Leute die Hochschulen, mit ihnen treten sie in die Regimenter ein, wo sie, trotz der strengen Disciplin, eher verbreitet als vergessen werden.

Das Ministerium des Cultus hat in der russischen Sprache einen gar herrlichen, glänzenden Namen, nämlich: ministerija naródnowa prossweschtschénija, d. h. Ministerium der Volksaufklärung.

Die Lehrer steigen schneller in den Classen-Ranglisten als fast alle Beamten in den übrigen Ministerien. Wer als ordentlicher Professor an einer russischen Universität angestellt wird, steht schon sogleich im Range eines Oberstlieutenants oder Hof-Raths. Nach vier Jahren erhält er sein Diplom über diesen Rang, und nach sieben Jahren Dienstzeit, d. h. drei Jahre darauf, wird er im Range eines Obersten bestätigt und heißt Collegien-Rath. Einige Jahre darauf wird er Staats-Rath, und endlich Wirklicher Staatsrath, welcher Rang das Prädicat „Excellenz" mit sich bringt. Höher kann er als Professor nicht steigen. Die außerordentlichen Professoren stehen sogleich im Range eines Majors und die Gymnasiallehrer im Range eines Hauptmannes. Diese letzteren können in ihrem Dienste nicht höher als bis zum Range eines Obersten emporrücken. Hat ein junger Mann seine Studien auf einer Universität gemacht, und er tritt darauf in den Militairdienst, so dient er sechs Monate als Junker (adeliger Unteroffizier) und wird nach Verlauf dieser Frist unfehlbar zum Offizier befördert. Tritt er in den Staatsdienst, so steht er sogleich im Range eines Ober-Lieutenants, und war sein Examen vorzüglich gut, so kommt er noch einen Rang höher. In den anderen Ministerien steigen die Beamten kaum so schnell im Range. Auch haben jene nur fünfundzwanzig Jahre bis zur Beziehung ihrer Pension, die im vollen Gehalte ihres activen Dienstes besteht, zu dienen, während die Beamten aller anderen Ministerien fünfunddreißig Jahre dienen müssen, ehe sie Ansprüche auf ihr volles Gehalt als Pension haben.

Die russischen Rangclassen in ihrer Reihenfolge.

Civil:	Militär:
1) Wirklicher Geheim-Rath I. Classe.*)	1) General-Feldmarschall.
2) Wirklicher Geheim-Rath II. Classe.	2) General en chef.
3) Geheim-Rath.	3) General-Lieutenant.
4) Wirklicher Staats- oder Wirklicher Etatsrath.	4) General-Major.
5) Staats- oder Etats-Rath.	5) Fehlt.
6) Collegien-Rath.	6) Oberst.
7) Hof-Rath.	7) Oberst-Lieutenant.
8) Collegien-Assessor.	8) Major.
9) Titulär-Rath.	9) Hauptmann I. Classe.
10) Collegien-Secretär.	10) Hauptmann II. Classe.
11) Die Elfte Classe.	11) Fehlt.
12) Gouvernements-Secretär.	12) Ober-Lieutenant.
13) Die Dreizehnte Classe.	13) Seconde-Lieutenant.
14) Collegien-Registrator.	14) Praporschtschik beim Fußvolk, Cornet bei der Reiterei (schon Officier).

Bis zum Jahre 1844 brachte die Achte Klasse den Erbadel mit sich. Die meisten Ausländer, welche diesen Rang erhielten, was besonders den Lehrern leicht wurde, legten sich sodann das Wörtchen „von" oder „de" bei, obgleich der russische, moscowitische Adel nichts davon weiß, indem sein Name schlechtweg dasteht, und sein Titel und Rang davor, wie z. B. „General Fürst Trubezkoi".

*) Die zwei höchsten Ranghabenden Civil und Militair werden mit: „Hohe Excellenz" angeredet. Die der zwei darauf folgenden mit „Excellenz"; die der Fünften Classe wurden bis zum Jahr 1844 mit „Hochgeboren" Wüssokoródije; seitdem aber werden sie mit „Hochwohlgeboren" Wüssokoblagoródije angeredet. Die drei darauffolgenden hatten bis zum Jahr 1844 das Prädicat: „Hochwohlgeboren" und gehörten zum Erbadel; seitdem aber gehören sie dem persönlichen Adel an und werden daher bloß mit „Ew. Wohlgeboren" Blagowòdije, angeredet; zu ihnen gehört jetzt auch noch die Neunte Classe; die andern fünf stehen mit den Ehrenbürgern auf Einer Linie. Die Sechste, Siebente und Achte Classe im Militärdienste aber behielten ihn früheres Prädicat, denn auch nach dem Reglement von 1844 gehört jeder Stabsoffizier dem Erbadel an.

Seit 1844 fängt der Erbadel erst mit der fünften Classe, dem Staatsraths-Range, an, im Militair aber mit dem Majorsrange.

Der Kaiser stellt gern einen Mann aus dem Militär an die Spitze der Hochschulen. Dadurch erhält das russische Unterrichtswesen jenen disciplinarischen Charakter, der in vollem Einklange mit der überall in Rußland hervortretenden Disciplin steht. Daher sieht man so oft General-Majors oder General-Lieutenants als Curatoren an den russischen Universitäten fungiren. Auch viele Directoren, höchste Chefs der Gymnasien, sind gewesene Militärs. Die Disciplin kann aber nur immer die eine Seite eines Gymnasiums bilden; die andere Seite ist die des Unterrichts, und diesen zu ertheilen und zu controliren, ist ein vom russischen Militär herüber genommener Director in den wenigsten Fällen die geeignete Person. Deßhalb steht neben dem Director an der Spitze eines Gymnasiums ein Inspector, der mit dem Unterrichtswesen betraut ist, um das jener sich wenig kümmert. Außer der Disciplin ist der Director hauptsächlich für das ökonomische Fach dieser Schulen bestimmt; der Inspector dagegen muß Universitäts-Studien oder wenigstens ein Oberlehrer-Examen in allen Wissenschaften, die hier gelehrt werden, als: Rhetorik, Mathematik, allgemeine Geschichte, lateinische, deutsche und französische Sprache und Literatur, gemacht haben. In manchen Gymnasien kommen noch dazu die griechische und die englische Sprache. Auch hierin muß der Inspector einige Kenntnisse besitzen, damit er, im Fall ein Lehrer krank oder sonst seine Lection zu geben verhindert ist, dessen Stelle vertreten kann. Der Unterricht wird durch zehn bis vierzehn Lehrer besorgt.

An jedem großen Gymnasium befindet sich eine ökonomische Anstalt für diejenigen Schüler, die außer dem Unterrichte auch Wohnung und Beköstigung wünschen. Diese Anstalt nennt man „Pension" und die Schüler „Pensionärs." Die Pensionärs sind in der Regel junge Edelleute, deren Eltern auf ihren Gütern (Dörfern in demselben Gouvernement, manchmal auch in einer andern Statthalterschaft) wohnen. Für sie sind vier bis sechs Aufseher angestellt, welche die Ordnung in den Classen, Schlafzimmern und im Garten oder auf dem Hofe während des Spielens handhaben. Zu solchen Aufsehern wählt man in der Regel Deutsche und Franzosen, damit die Schüler Gelegenheit haben, sich auch praktisch in

diesen Sprachen zu üben. Diese Herren rufen beim Spielen, Essen und dergleichen Verrichtungen wohl tausend Mal in einer Stunde: „Sprechen Sie Deutsch, meine Herren!" oder „Parlez Français, Messieurs!" Auch sie stehen im Lieutenants=Range, haben aber einen sehr schweren Dienst, zumal wenn der Director ein stolzer, harter Mann ist, der sie dann nicht besser als seine Lakaien behandelt.

Zum Unterschiede von den Pensionärs nennt man diejenigen Schüler, welche das Gymnasium bloß des Unterrichtes wegen besuchen (d. h. ohne Kost und Wohnung daselbst zu haben), schlechtweg „Schüler".

Für den Unterricht selbst wird auf russischen Hochschulen eigentlich nichts bezahlt, indem die Professoren, Lehrer u. s. w. vom Staate besoldet werden. Doch hat der Cultus=Minister in neuerer Zeit bestimmt, daß jeder Schüler des Gymnasiums 3 bis 6 Thlr. jährlich zu bezahlen hat. Wer ein Zeugniß von der Stadtbehörde bringt, daß er arm sei, hat jedoch nichts zu entrichten.

In allen russischen Schulen, mit Ausnahme der Universitäten, ist das Ruthen=System eingeführt, und Kinder aus dem ältesten Adel, sowohl Knaben als Mädchen, werden hier nicht selten ganz gehörig abgepeitscht, ganz so, wie die Bürgerlichen, alt und jung, auf der Policei. Auf der Policei aber darf niemand, der einen jener Classenränge besitzt, noch dessen Kind gezüchtigt werden; denn diese Strafanstalt ist in solcher Beziehung nur für den Nichtadeligen bestimmt. Einige Bilder aus dem Leben dürften geeigneter sein, als Raisonnements, um zu veranschaulichen, wie es in der Praxis hergeht.

Vor Jahren lebte ein Ulanen=Rittmeister, ein feiner, schlauer Kopf, ein geborener Deutscher, dem seine Schwadron kein glänzendes Auskommen verschaffte, zumal er eine zahlreiche Familie hatte. Da kam er auf den Einfall seinen Abschied zu nehmen und sich um die Directorstelle eines Gouvernements=Gymnasiums, die gerade offen war, zu bewerben. Weil er viele Jahre als Rittmeister gedient hatte, so erhielt er seinen Abschied als Major mit der Hälfte seines Gehaltes als Pension, und weil er mit dem Gehülfen des Curators der Universität, in dessen Lehrbezirk dieses Gymnasium gehörte, sehr bekannt war, so erhielt er auch sogleich das erwünschte Amt. Eine Menge der reichsten Schüler aus demselben Gouvernement waren in der Pensions=Anstalt. Das war ein

großes, fruchtbares Feld für den neuen Director, der sich vortrefflich auf Oekonomie verstand. Selten hatte ein Gymnasium einen Chef, der so musterhaft die Ordnung zu handhaben verstand und so gut die Küche besorgen ließ, als eben der gewesene Rittmeister.

Im Winter waren am Tage alle Classen und Zimmer frisch gelüftet und doch dabei angenehm warm, und am Abend war Alles schön hell erleuchtet, — eine Ordnung, bei der andere Directoren in der Regel viel knausern. Das Essen war vortrefflich; ein deutscher Koch stand in der Küche an der Spitze, wozu sich früher kein Director bequemt hatte. — Kam der Curator-Gehülfe oder sonst ein hoher Beamter in die Pensions-Anstalt, so fand er diese zu jeder Zeit in der schönsten Ordnung. Und dies kann auch von jedem Director mit vollem Rechte verlangt werden; denn der Staat hat für die Beköstigung solcher Pensionärs, welche bezahlen, für Holz und Licht im Allgemeinen und für Alles, was in einem so großen Gymnasium nöthig ist, eine solche Summe bestimmt, daß, wenn der Chef nur einiger Maßen zu wirthschaften versteht, ihm schlechterdings noch Wirthschafts-Geld übrig bleiben muß. In dortiger Gegend sind alle Lebensmittel überaus wohlfeil, und da der Director das Wirtschaften so verstand, als ob er bei dem größten Oekonomen von der Welt lange als Lehrling gedient hätte, so läßt sich denken, daß bei 200 bis 300 Kindern, nach Bestreitung aller Ausgaben, Geld genug übrig blieb. Und wer hatte die nächsten Ansprüche darauf? Unstreitig der Director selbst, da der Staat damit zufrieden ist, daß für die Summe, die er bestimmt hat, „die gehörige Ordnung" Statt findet. Hätte der Director aber diesen Ueberschuß der Krone zurückerstatten wollen, so würde diese ihn wohl auch nicht von sich gewiesen haben, und der Curator konnte ihn dann als einen Mann, der dem Staate große Ersparnisse macht, zu Rang und Orden vorstellen. Der Director aber geizte nicht danach, denn er hatte sich bereits als Officier ein paar Orden erworben und war auch schon als Major in den Erbadelstand erhoben; andere Orden und höherer Rang mußten ihm nach einigen Dienstjahren ohnehin werden. Daher hielt er es für besser, von dem Geldüberschuß allenfalls dem Inspector ein Prozent abzugeben. Der Curator-Gehülfe, ein Mann von glänzender Herkunft, regierte fast allein, da

der Curator selbst, ein alter schwacher Mann, sich wenig um sein Amt bekümmerte und nur selten in der Universitätsstadt, sondern entweder auf seinen Gütern oder auf Reisen lebte. Dieser Curator-Gehülfe, ein geborener Graf, liebte und schätzte den Director dergestalt, daß er in öffentlichen Gesellschaften äußerte: er möge die Pension oder auch die ganze Lehranstalt besuchen, wann er wolle, er finde immer Alles in größter Ordnung, und es könne in ganz Rußland keinen besseren Director geben, als eben dieser sei. Ein solches Geständniß des Grafen erwarb dem Director denn auch gar bald die Liebe und Achtung aller Edelleute, welche Kinder in dieser Schule hatten. Der Gymnasialchef erhielt daher auch von allen Seiten werthvolle Geschenke; denn der russische Edelmann ist, wo er Vortheil für seine Kinder sieht, großmüthiger und freigebiger als sonst ein Edelmann von der Welt.

Was sich sonst noch von diesem Schulchef sagen ließe, so war er ein Mann im schönsten Alter, fein im Umgange, schön von Gestalt, witzig und wissenschaftlich gebildet. Als geborener Deutscher liebte er seine Muttersprache und sprach sie vorzüglich schön. Aber auch Russisch sprach er, wie ein Russe, und Französisch wie ein Franzose.

Der Graf hatte Recht: denn einen feinern und fähigern Director hatte Rußland nie an einem seiner Gymnasien gehabt. Aber etwas gab diesem Manne großen Schatten: es war sein unbegrenzter Hochmuth und aufbrausender Charakter, der ihn nicht selten zu wahren Grausamkeiten hinriß. Schon als Officier und besonders als Schwadronschef hatte er seine Soldaten öfter so unbarmherzig durchprügeln lassen, daß seine militärische Dienstliste sogar durch solche Grausamkeit befleckt werden mußte, woraus hervorgeht, daß er, selbst nach dem Militärgesetz, zu stark hatte prügeln lassen. Es läßt sich denken, daß er nun als Chef einer großen Schule öfter Gelegenheit fand, seinem Jähzorn in Prügelstrafen die Zügel schießen zu lassen.

In den Städten Rußlands fährt der hohe Adel in der Regel mit vier Pferden und einem Vorreiter. Dieses Fahren nennt man „lang fahren," und es ist nur dem höheren und Erbadel gestattet.

Es waren keine zwei Jahre vergangen, als der Director, der, ohne ein Pferd zu besitzen, sein Amt angetreten hatte,

schon einen Gallawagen mit vier prachtvollen Rappen besaß. Ein solches Thun und Wesen ertragen die Menschen selten ohne Neid! Außer dem fähigen Geiste für sein Amt, war auch der Director in anderen Beziehungen ein großer Gewinnforscher und speculirte mit seinem Gelde so kühn und glücklich, daß sein Wohlstand immer größer wurde und unglaublich schnell heranwuchs. Seine Neider aber wollten nicht glauben, daß dies allein die Frucht seiner gut angewandten Fähigkeiten und glücklicher Speculationen sei, weßhalb sie ihn im Geheimen der Unterschleife von Staatsgeldern beschuldigten. Daß dem aber nicht so war, bestätigten die öfteren Untersuchungen, wie auch die unverbrüchliche Ordnung in seiner Verwaltung.

Einmal bot sich dem Director ein großes, schönes Grundstück, das ganz in der Nähe der Stadt lag, zum Verkauf dar. Er kaufte es und wandte auf die Verschönerung desselben große Summen. Nun wuchs der Haß seiner Neider noch mehr. „Der ruht nicht eher, als bis er ein ganzes Dorf mit fünfhundert oder tausend Bauern an sich gebracht hat“, sagten sie. Während der Ferien wohnte die Familie des Directors auf diesem freundlichen Landgute. Er selber fuhr ab und zu und wandte viel von seiner freien Zeit an dieses sein Grundeigenthum.

Unter den Pensionärs des Gymnasiums befand sich ein siebenzehnjähriger adeliger Bursche, der sich stets zu allen schlimmen Streichen fähig, aber zum Lernen wie zum Gehorsam desto ungeschickter bewies. Schon im Hause seines Vaters, der auf seinem Edelgute in demselben Gouvernement wohnte, hatte er die Beinamen: Negódnik, Taugenichts, Besdélnik, Nichtswürdiger, erhalten. Diesen adeligen Schüler hatte der Director schon oft peitschen lassen und erhielt vom Vater desselben ein Dankschreiben nach dem andern dafür. Doch weder gute Worte noch Vorstellungen, weder Drohungen noch Strafen vermochten in ihm eine Aenderung seiner Gesinnungen und Handlungen hervorzubringen.

Einmal erzählte ein zehnjähriger Pensionär, daß sein Vater, der auf seinem Edelgute lebte, allerlei schöne Sachen, wie z. B. goldene Ringe mit blitzenden Steinen, auf seinem Schreibtische liegen habe. Der „Taugenichts“ hörte es, rief den Kleinen bei Seite und sagte zu ihm: „Wenn Du in den künftigen Ferien“ (die russischen Schüler haben deren, außer

den sechswöchentlichen Hundstagen, die Woche vor und nach Weihnachten und die Woche vor und nach Ostern und noch andere) „nach Hause fährst und wieder zurückkommst, so bringe einen solchen Ring mit und gib ihn mir, ich werde Dir andere schöne Spielsachen dafür geben, hörst du? Aber sage keinem Menschen etwas davon, sonst bekommen wir beide Ruthen.“ Der Kleine versprach es. Und richtig, als er nach den Ferien ins Gymnasium zurückkehrte, brachte er einen Ring mit kostbarem Brillant mit und gab ihn ganz im Geheimen dem Taugenichts, der ihm ein paar Kopjeken mit den Worten dafür gab: „Da, nun kannst Du Dir Prätzelchen und anderes Naschwerk kaufen. Aber sage ja Niemandem etwas davon, sonst bekommen wir beide Ruthen!“ fügte er hinzu. Die beiden Diebe waren so verschwiegen, daß kein Mensch etwas von der Sache erfuhr noch ahnte.

Unterdessen vermißte der Edelmann seinen kostbaren Ring. Wie manchen seiner Diener und sonstiger Leibeigenen, die zu dieser Zeit in seinem Hause oder auch nur in der Nähe desselben gewesen, hatte er in Verdacht gehabt und durchprügeln lassen! aber Alles umsonst, der Ring war spurlos verschwunden, und er ahnte nicht im entferntesten, wer der Dieb war. Nun wurden die Policei, alle Juweliere und Krämer weit und breit auf den Ring aufmerksam gemacht; allein auch das war umsonst, der Ring blieb verschwunden und der Dieb unentdeckt. Der Director, dem dies auch zu Ohren gekommen, besaß selber manchen kostbaren Schmuck und mag wohl durch diesen Diebstahl auf den Gedanken gekommen sein, die theuren Sachen gut zu verwahren. Er ließ sich bei einem geschickten deutschen Tischler eine große Schatulle mit Geheimfächern machen und legte seine Schmucksachen hinein. Der Taugenichts war pfiffig, er vermied jedes Gespräch und allen Umgang mit dem kleinen Diebe, um dem schlauen und zornigen Director keinen Verdacht gegen sich einzuflößen. Auch der Kleine war pfiffig; als er erfuhr, welches Aufsehen die Entwendung des Ringes hervorgebracht hatte, vermied er sorgfältig alles, was an den Ring erinnern konnte, und that, als ob er den Taugenichts nie gesehen hätte.

Eines Tages ging der Director zu einem Geldwechsler, um eine große Banknote zu wechseln. Dieser hatte die Geldsorte, welche jener wünschte, nicht auf dem Tische und öffnete

ein Kästchen, um sie heraus zu holen. Der Director richtete seinen Blick dahin und sah einen großen Brillant blitzen. Plötzlich kommt ihm der gestohlene Ring in den Sinn. „Was hast Du da für einen Brillant?“ fragte er den Wechsler. Dieser schloß das Kästchen eiligst zu und sagte nicht ohne Verlegenheit: „Es ist ein Ring, der bei mir in Versatz ist.“ „Ich will ihn sehen! den Augenblick zeig ihn her!“ entgegnete der Director und trat an das Kästchen.

Die Geldwechsler gehören alle dem Bürgerstande an und müssen sich solche Worte der Hochwohlgebornen Herren gefallen lassen und sich in dergleichen Befehle fügen.

Mochte der Mann wollen oder nicht, er mußte sogleich das Kästchen wieder öffnen und den Ring dem Director einhändigen. „Der Ring ist gestohlen!“ sagte dieser, „wo hast Du ihn her? Sprich offenherzig, sonst wird es Dir schlecht gehen!“ Der Geldwechsler wurde noch verlegener und schwieg. „Was! Du schweigst? So muß ich annehmen, daß du selbst der Dieb bist! Auf welche Art hast Du den Ring gestohlen?“ — „Ich habe ihn nicht gestohlen, sondern er ist zu mir in Versatz gebracht worden!“ antwortete der Wechsler. — „Wer hat ihn Dir gebracht?“ — „Ein Pensionär, ich gab ihm fünf Rubel Silber darauf (5 Thlr. 10 Sgr.)“ — „Wie heißt er? oder wirst Du ihn wiedererkennen, wenn er Dir vorgestellt wird?“ — „Ich werde ihn wiedererkennen! wie er heißt, weiß ich nicht.“

Der Director rief nun die Policei herbei und ging mit ihr und dem Wechsler ins Gynasium, wo man den Taugenichts sogleich hervortreten ließ. „Derselbe ist es!“ sagte der Geldwechsler. Und nun erfuhr man, auf welche Art der Ring gestohlen worden war.

Nachdem man nun die beiden Diebe, besonders den großen Taugenichts, mittels des eingeführten Strafe-Werkzeuges im Gymnasium gehörig abgefaßt hatte, erhielt der Edelmann seinen Ring zurück, und der Taugenichts sollte aus der Schule gejagt werden; aber der Vater desselben bat flehentlich, dies nicht zu thun, indem er dann gar nicht wisse, was er mit dem ungerathenen Sohne, der noch so viel wie nichts gelernt hatte, anfangen sollte. „I s l o m á j e t j e j e m ú K o s t í (zerbrechen Sie ihm die Knochen), wenn er nicht gut thun will,“ schrieb er dem Director.

Der Curator erbarmte sich des armen Edelmannes und ließ den Taugenichts in der Pension, der denn auch versprach, sich zu bessern. Der Director war nicht wenig stolz darauf, daß er den Ring zu Tage gefördert hatte, nachdem es dem ganzen Policei-Personal unmöglich gewesen war. Aber dieser Ruhm sollte gar bald schwinden; denn einige Zeit darauf wurde ihm, während er auf seinem Landgute war, die Schatulle mit einem Inhalt von 20,000 Rubeln und all seinen Schmucksachen aus seiner Wohnung im Gymnasium gestohlen.

Wie an schweren Gewittertagen der Blitz durch die Lüfte zuckt, so fuhr der Director in der Stadt umher, um dem Dieb auf die Spur zur kommen und seines gestohlenen Schatzes wieder habhaft zu werden. Das ganze Policei-Personal setzte er in ähnliche Bewegung; ja, selbst die alte Kartenlegerin, die wegen ihrer Kunst und Schlauheit weit und breit berühmt und deßhalb geduldet war, ließ er deuten und prophezeien. Allein es half Alles nichts, der Dieb war nicht ausfindig zu machen und die Schatulle sammt dem kostbaren Inhalt blieb spurlos verschwunden.

Aber einige Wochen darauf wurde die Schatulle von der Policei in einem sehr tiefen Graben unfern der Stadt gefunden; sie war leer, doch das Geheimfach, das der Dieb nicht erkannt hatte, enthielt noch die Schmucksachen. Von dem Diebe selbst aber war keine Spur gefunden. Der Director machte nun alle Kaufleute, Krämer und jedermann, der Geld in Hände zu bekommen pflegte, darauf aufmerksam, daß das gestohlene Geld in lauter Zweihundert-Rubelzetteln bestehe.

Der Taugenichts war an jenem Tage, als die Schatulle gestohlen wurde, vor der Wohnung des Directors, wo er spielte, gesehen worden, und es schien, als ob er seitdem fleißiger und folgsamer denn je gewesen wäre, was dem Director sehr auffiel. Deßhalb hatte er ihn schon am dritten Tage nach dem Schatullen-Diebstahl ins Verhör genommen. Natürlich läugnete er hartnäckig. Der Director schöpfte immer mehr Verdacht gegen ihn, und da er leicht in Zorn gerieth, so ließ er ihn durchpeitschen, um ihn zum Geständniß zu zwingen. Der arme Pensionär bat, man möge mit dem Peitschen aufhören, er wolle bekennen. Man ließ ihn los und fragte, wo die Schatulle sei. „Das weiß ich nicht! Ich habe Ihre Schatulle in meinem Leben nicht gesehen,“ sagte er. Der Director ge-

rieth mehr in Wuth und ließ ihm aufs Neue Hiebe aufzählen, die Unterofficiere schlugen stärker als gewöhnlich, und der Pensionär bat aufs Neue, ihn los zu lassen, und fügte hinzu, er habe die Schatulle gestohlen. Sobald man ihn aber zu schlagen aufhörte, sagte er, er wisse nicht das Mindeste von dem Diebstahl. Dieses Foltern wurde einige Male fortgesetzt, und der Geprügelte widerrief seine Aussage eben so oft. Nun gerieth der Director auf den unglücklichsten Gedanken, auf den ein Beamter aus dem Straf=Austheilungs=Ressort je gerathen kann, nämlich den jungen Edelmann auf der Policei peitschen zu lassen, da er ihn auf diese Weise zum Geständniß zu bringen dachte. Die ganze Aufführung des jungen Menschen und daß ihm der Vater geschrieben hatte, „er möge dem Ungerathenen die Knochen zerbrechen,“ hatten den Director dergestalt verblendet, daß er die große Gefahr, in die er durch diesen Schritt gerathen, nicht sehen konnte. Der stellvertretende Policeimeister, ebenfalls ein gewesener Ulanen=Officier, und der älteste Tschassnü Pristaw müssen sammt dem Director in der Hitze ihr Reglement vergessen haben, denn Beide willfahrten dem Schulchef. Der Pensionär wurde auf die Policei gebracht, wo das Peitschen fortgesetzt wurde und wo der Unglückliche zum dritten, vierten und fünften Male gestand, die Schatulle gestohlen zu haben, es aber sogleich widerrief, als man mit den Streichen aufhörte.

Nachdem die drei Executoren des Folterns müde waren, wurde die Sache dem Gerichtshof übergeben; aber es fehlten alle Beweise, den jungen Menschen des Diebstahls anzuklagen, geschweige ihn überführen zu können. Er entschuldigte seine öfteren Aussagen, den Diebstahl begangen zu haben, damit, daß ihm die Pein sie entlockt hätte. Was war zu thun? Er war Edelmann und durfte nicht auf einen ungegründeten Verdacht hin eingesperrt werden. Daher ließ man ihn frei wie vorhin in seiner Pension.

Aber nun erwachten der Director, der stellvertretende Policeimeister und der Tschassnü Pristaw, (Policei=Inspector,) wie aus einem schweren Traume! . . . Von ihren Freunden wurden sie gefragt, ob sie alle drei verrückt geworden wären, daß sie einen Edelmann auf der Policei hätten peitschen lassen, und noch obendrein auf einen so ungegründeten Verdacht hin. Was aber die Sache noch gefährlicher für die drei

Peiniger machte, war, daß sie gegen das Allerhöchste Gesetz Katharinens II. die Folterstrafe dabei in Anwendung gebracht hatten. Die Schulchefs könnten in ihrer Behausung die adeligen Zöglinge nach Noten abhauen lassen; aber auf der Policei darf, wie gesagt, kein Edelmann, sondern nur ein Bürger oder Bauer gepeitscht werden. Dieses Gesetz hält der russische Adel hoch! Der Curator-Gehülfe, der aus einer der glänzendsten Familien Rußlands stammte, that alles, was er konnte, um den Director zu retten. Die beiden Policeimänner hatten gar keine Fürsprache, sie lebten in Todesangst — und der Director schob alle Schuld auf sie, da sie das Gesetz besser kennen sollten, als er. Was noch einen Strahl von Hoffnung in ihre düsteren Seelen senkte, war erstens die schlechte Aufführung des Taugenichts von Jugend auf, die Entwendung des Ringes, wodurch Mancher nicht nur in Verdacht, sondern auch in peinliche Untersuchung gerathen und unschuldiger Weise bestraft worden war, und zweitens die vielfältige Erfahrung, daß russische Policeileute für Vergehen, die sie verüben, nur sehr selten die Strafe erleiden, welche sie nach dem Gesetze verdient hätten. Einen Umschwung konnten sie der so schwer auf ihnen lastenden Sache geben, wenn der „Taugenichts" den Diebstahl begangen oder dabei betheiligt gewesen wäre und sie ihn dessen hätten überführen können.

Es läßt sich denken, daß sie weder Arbeit scheuten noch im Forschen ermüdeten; aber bald mußte auch dieser Hoffnungsstrahl von ihnen weichen; denn der Dieb wurde entdeckt und gefänglich eingezogen, und der Taugenichts war dabei so unschuldig, wie nur einer sein konnte.

Eines Tages brachte die Policei aus einer Kreisstadt einen jungen Burschen in die Gouvernementsstadt, wo er bei einem Schreiner in der Lehre gestanden. Derselbe wollte bei einem Krämer eine Kleinigkeit kaufen und brachte eine Zweihundert-Rubelnote zum Vorschein, um die Sache zu bezahlen. Der Krämer, der von dem Schatullen-Diebstahl gehört hatte, schöpfte sogleich Verdacht und ließ den Burschen auf der Stelle verhaften. Man untersuchte ihn und fand noch gegen 3000 Rubel bei ihm, und er gestand sogleich, den Diebstahl begangen zu haben.

Die Sache klärte sich nun folgender Maßen auf: Der Director hatte während der Sommer-Ferien verschiedenes seines

Hausgeräthes verbessern und poliren lassen. Zwei Lehrburschen, von denen der eine Schreiner und der andere Schlosser war, hatten die Arbeit verrichtet, und während der Director sich auf seinem Landgute befand, stahlen sie die Schatulle auf eine so pfiffige Art, daß man Anfangs gar keinen Verdacht gegen sie hegte.

Erst als der „Taugenichts" auf der Policei so unbarmherzig durchgeprügelt war und das Gericht die Sache genauer geprüft hatte, schöpfte man Verdacht gegen jene Burschen, die auch von dem Augenblicke an spurlos verschwunden waren. Und das war es eben, was den Director wie auch die beiden Policeimänner in eine so große Angst versetzt hatte.

Die Unschuld des adeligen Schülers war also klar am Tage, und die Neider des Directors fingen an, nicht nur ihre Schadenfreude öffentlich zu äußern, sondern mit vereinten Kräften danach zu streben, den hochmüthigen, bisher so glücklichen Menschen ins Unglück zu stürzen. Es wäre dem Director mittelst der Gunst des Curator-Gehülfen, der ihn noch immer in Schutz nahm, und seiner eigenen Fein- und Schlauheit ein Leichtes gewesen, den „Taugenichts" zum Schweigen zu bringen, wenn jene Neider nicht gewesen wären. Sie ließen nicht nach, in den jungen Edelmann zu dringen, bis er den Director verklagt hatte. Ein tüchtiger Rechtsgelehrter hatte die Klageschrift verfaßt, zufolge derer die drei pflichtvergessenen Executoren nothwendig den Hals brechen mußten. Der Curator-Gehülfe versuchte noch immer, seinen Liebling aus der gefährlichen Lage zu reißen — und vermochte er das nicht, so brachte er es doch dahin, daß die Klageschrift des jungen Mannes auf die lange Bank geschoben wurde. Aber die Feinde des Directors fragten den „Taugenichts" von Tag zu Tag, welches Resultat auf seine Klage erfolgt sei.

Es war gerade ein neuer General-Gouverneur gewählt, der aber noch in St. Petersburg lebte. Dieser hatte entweder noch nichts oder wenig von diesem Ereigniß gehört; denn der Civil-Gouverneur hatte sich nicht beeilt, ihn davon in Kenntniß zu setzen; er that das dem Curator und dem Director zu Lieb. „O, wenn der Gouvernements-Chef und Andere die Sache auf die lange Bank schieben wollen, so kommen Sie bei dem Gensd'armen-Oberst mit Ihrer Klage ein!" sagten die Neider, und im Nu war eine Bittschrift an den Gensd'armen gerichtet, die

auch sogleich an den Chef der ganzen geheimen Policei und von hier aus direct zum Kaiser gelangte, als dieser gerade im Begriffe stand, in die Provinz zu reisen, um eine große Heerschau abzuhalten.

Der neue General-Gouverneur war Adjutant des Kaisers und durfte als solcher bei der großen Heerschau nicht fehlen; er reis'te jedoch nicht mit ihm, sondern nach der Haupt-Gouvernementsstadt seines neuen Verwaltungs-Bezirkes, wo er sich eine kurze Zeit aufhielt und dann seine Reise zum Kaiser fortsetzte. Sei es nun, daß er von dem Diebstahl und von dem, was daraus erfolgt war, auch hier nichts gehört hatte, oder sei es, daß er, zufolge der Bitte des Curator-Gehülfen, den Director nicht unglücklich machen wollte, oder endlich, daß er die ganze Geschichte als etwas Alltägliches betrachtete, genug, als er zum Kaiser kam und von diesem gefragt wurde, was es Neues in seinen drei Gouvernements gäbe, antwortete er: „Nichts von Bedeutung, Ew. Kaiserliche Majestät!“ — „Was! nichts von Bedeutung?“ entgegnete der Kaiser; „Du bist mir ein schöner General-Gouverneur, da du nicht weißt, daß man in deiner Hauptstadt Edelleute auf die Policei bringt und peitschen läßt, peitschen läßt auf einen ungegründeten Verdacht hin! Oder ist das in deinen Augen nichts von Bedeutung? Ein schöner General-Gouverneur!“

Diese Demüthigung war zu groß und unverhofft, als daß der stolze General-Adjutant seinen Grimm über den Director hätte verbeißen können. Auf der Stelle beschloß er, ihn nach der ganzen Strenge der Gesetze bestrafen zu lassen, und gab dem Gerichtshofe Befehle und Ermahnungen. Als er nach Beendigung der großen Heerschau in seine Gouvernementsstadt zurückkehrte, um seinen Wohnort daselbst zu nehmen, hatte es der Director mit allen Mitteln, die ihm noch zu Gebote standen, schon dahin gebracht, daß der „Taugenichts“ nicht nur seine Klage zurückgenommen, sondern auch öffentlich vor Gericht gestand: „seine schlechte Aufführung und besonders die Entwendung des Ringes sei einzig und allein Ursache, daß der Herr Director sich zu der gesetzlosen Handlung habe verleiten lassen; und dieses Ereigniß sei für ihn, den Schüler vom größten Nutzen, indem er nur dadurch eingesehen hätte, wie verächtlich eine Aufführung wie seine bisherige sei, und welches Unglück sie nicht nur für ihn selbst, sondern auch noch für Andere zur Folge haben

könnte; er betrachte demnach die unschuldig erlittene Strafe als eine Wohlthat für sich, und gebe hiermit das feierliche Versprechen, von nun an mit allen seinen Kräften dahin zu streben, ein ordentlicher und dem Staate nützlicher Mensch zu werden."

Durch dieses Geständniß hatte der Director viel für sich gewonnen, und der Gerichtshof begnügte sich damit, nur folgendes Urtheil über ihn auszusprechen: 1) Entsetzung von seinem Amte, 2) Entziehung seiner bisher bezogenen Militär-Pension, 3) einige Wochen Arrest und 4) daß der gewesene Director für jeden Dienst im Staate unfähig und seiner Ansprüche auf irgend ein Amt verlustig sei.

Der vierte Punct war allerdings ein schlimmer Punct! Was sollte der Mann jetzt anfangen? Von seinem gestohlenen Gelde hatte er kaum 3000 Rubel zurückerhalten, die übrigen 17,000 hatten die lustigen Burschen schon auf eine gar lustige Art durchgebracht, und es ist anzunehmen, daß der Taugenichts für sein freimüthiges Geständniß, „wie ein Geohrfeigter," nicht etwa bloß mit einer, sondern mit einigen Jahresgagen des Directors sich abfinden ließ. Wenn ein Adeliger in Rußland geohrfeigt wird, hat er Ansprüche auf das ganze Jahresgehalt dessen, der ihm die Ohrfeige gab. Was dem Director auf dieser verhängnißvollen Fahrt noch blieb, mußte er in St. Petersburg verbrauchen, wohin er appellirte, da er mit dem Urtheil nicht zufrieden war. Man sagt, er habe es hier denn doch dahin gebracht, daß der dritte und vierte Punct gestrichen worden. Späterhin war er irgendwo Policeimeister. Der andere Ulane hatte mit dem Director gleiches Loos; wohin er kam, weiß ich nicht. Dem Tschassnü Pristaw ging es besser; er war zwar lange Zeit „unter Gericht" (pod sudóm), blieb aber doch in seinem Amte, und ich glaube, daß der Vice- und nachherige stellvertretende Gouverneur, der ihm sehr gewogen war, ihn nach und nach aus dem Schlamme gezogen hat.

XIV.

Das unerwartete Ereigniß.

Nun müssen wir sehen, was unser Reisegefährte, der Opticus, macht. Am vierten Tage meines Aufenthalts in Charkow hatte er seine Geschäfte verrichtet, und des Morgens in aller Frühe machten wir uns auf den Weg nach Kiew. Der Mann nannte sich Salzfisch. Es sei doch ein sonderbarer Name, sagte ich einmal lächelnd zu ihm. Ja, aber ein Salzfisch ist vor Fäulniß bewahrt, antwortete er. — Viele in Rußland geborene Juden mußten sich zur Zeit Familiennamen geben, die sie bisher nicht gehabt hatten. Da gaben sie sich denn sehr auffallende, meist deutsche hochtrabende, z. B. Sternfürst, Goldsand, Diamantstein, Kaiserzepter, Königsmann u. dgl. m. Alle Juden sprechen das sogenannte jüdische Deutsch. Nie hörte ich sie anders sprechen, außer in Fällen, wo sie gezwungen waren, russisch oder polnisch zu reden. Man kann daher jeden hier lebenden Juden dreist deutsch anreden, er wird es verstehen. Und wenn der Deutsche ein wenig aufmerksam zuhört, kann er auch fast Alles verstehen, was sie in ihrer Sprache reden.

Nach einer Tagereise kamen wir in Pultáwa an, wo wir beim Schächter einkehrten. Da wir hier einen halben Tag verweilten, besuchte ich den hiesigen Pastor der lutherischen Gemeinde, Herrn Dickhoff, der auch Divisionsprediger war, einen überaus freundlichen und gelehrten Mann, den ich früher kennen gelernt hatte. Er begleitete mich hinaus auf das Schlachtfeld, das in der Nähe der Stadt liegt, wo der tapfere und verwegene Schwedenkönig, Carl XII. seinem berühmten Gegner,

Peter dem Großen, erlag. Ein ungeheurer Hügel, auf dem ein Kreuz steht, deckt das vereinte Grab der vielen tausend Russen und Schweden, die in dieser Schlacht fielen.

Der Feldzug der Franzosen nach Moskau hat mit dem der Schweden nach der Ukraine viel Aehnlichkeit. Umsonst riethen die schwedischen Generale ihrem Könige, nicht nach Kleinrußland zu ziehen. Der verwegene Held aber spottete ihres Rathes, denn er hoffte hier für seine Armee Alles zu finden; fand aber grade das Gegentheil.

Von seinem Heere, das vielleicht aus kaum 50,000 Mann bestand, mit dem er sich so tief ins feindliche Land wagte, erlag schon ein bedeutender Theil dem Hunger und der Kälte auf dem Marsche, und trotzdem drang der unbeugsame Carl immer tiefer und tiefer in das Land ein, bis sein ganzes Heer bei Pultáwa theils gefallen, theils gefangen genommen worden war. Die Schweden mußten der Uebermacht des Feindes erliegen. Aber die Russen waren auch nicht mehr dieselben, die sie bei Narwa waren, wo Carl mit einer handvoll Schweden das ganze russische Heer auf's Haupt schlug; sondern sie waren durch ausländische Offiziere, die sich im russischen Dienste befanden, wie auch durch eine practische Kriegsschule tüchtig gemacht worden.

Peter der Große feierte hier seinen glänzenden Sieg, der die schwedische Macht auf dem Festlande für immer vernichtete. Wie ganz anders war doch das Schicksal, das seinen großen Ahn Swiätosslaw Igórowitsch, 764 Jahre früher in hiesiger Gegend traf! Unglücklich im Kampfe mit den Griechen, wollte Swiätosslaw, nachdem er ganz Bulgarien erobert und wieder verloren hatte, zwar mit reichen Schätzen, aber mit einem nur kleinen Haufen seiner Leibgarde, wieder nach Kiew zurückziehen, als ihn die Petschenegen, wie früher erwähnt, an den Wasserfällen des Dnjepr erschlugen. Kuria, Chan der Petschenegen, ließ sich ein Trinkgeschirr aus seinem Schädel machen.

Von Pultáwa nach Kiew hatten wir noch eine Reise von anderthalb Tagen. Endlich, endlich erblickte ich die heiß ersehnte und sehr hoch gelegene Stadt!

Wie ganz anders mag sich diese Mutter aller russischen Städte, wie sie einst Oleg nannte, in der Zeit ihres Glanzes sowohl in der Ferne, als in der Nähe ausgenommen haben!

Die Stadt Kiew war bis zu ihrem Untergange durch die Mongolen nicht bloß im byzantinischen Reiche, sondern auch in Deutschland ihres Reichthums und Handels wegen berühmt, ja, sogar arabische Geschichtschreiber thun ihrer bis dahin Erwähnung. Die malerische Lage Kiew's auf dem steilen Ufer des majestätischen Stromes Dnjepr, die glänzenden Kuppeln einer großen Anzahl Kirchen, mitten im dunkeln Grün der Gärten, die hohen weißen Mauern mit ihren stolzen Thürmen und Thoren, alle diese, in den glücklichen Tagen Jarosslaw's des Großen (1019 — 1054) erbauten und mit byzantischer Kunst verherrlichten Prachtwerke, waren in der That ganz geeignet, die rohen Steppenbewohner, die Mongolen, in Erstaunen zu setzen. Die verlorenen Schlachten der Russen an der Kalka und am Sitj, die in Asche gelegten Städte Rjäsan, Wladimir, Tschernigow und andere waren Beweise genug von der Mongolen großen Macht. Ein langer Widerstand Kiew's schien daher vergeblich. Doch das Ehrgefühl eines heldenmüthigen Volkes kennt die Eingebungen einer kleinmüthigen Ueberlegung nicht. Und so beschlossen Rußlands edelsten Söhne, damals ein freies Volk, lieber auf dem Felde der Ehre zu sterben, als ihren Nacken unter das verhaßte Mongolenjoch zu beugen. Mehrere russische Fürsten hatten ihr Volk im Stich gelassen und waren entflohen, meist nach Ungarn. Die Mongolen gebrauchten immer die List, Völker, die sie zu unterjochen beschlossen, vorher durch allerlei Schmeicheleien und falsche Versicherungen zur freiwilligen Uebergabe ihrer befestigten Städte zu bewegen. Das versuchten sie auch hier, indem sie Gesandten nach Kiew schickten. Allein die Kiewer beschlossen, ihre Schätze und Freiheit wenigstens nicht so leichten Kaufes hinzugeben, sie ermordeten diese Abgesandten und rüsteten sich, dem Sturme so lang als möglich den heftigsten Widerstand zu leisten. Da erschien Baty's Heeresmacht, die sich gleich einer schweren Gewitterwolke von allen Seiten um die Stadt lagerte. Der zahllosen Fuhrwagen Getöse, der Kameele heiserer Ruf, der Stiere Brüllen, der Rosse wiehern, und der Barbaren wildes Geschrei, verstatteten, nach des russischen Annalisten Worten, den Einwohnern der hochgelegenen Stadt kaum, einander im Gespräche zu verstehen. Baty mit allen mongolischen Heerführern und seiner ungeheuren Streitmacht, die auf mehr als eine halbe Million Mann stark

angegeben wurde, stand unter Kiew's Mauern. Seine vornehmsten Feldherren waren: Gajuk, des Groß-Chans Sohn; Mangu und Bajadar, Tschingis-Chans Enkel; Ordu; Chadan; Sudaj-Bagadur, Ueberwinder der njutschen Chinesen, und Bastür, Eroberer der Kasanischen Bulgaren und des Fürstenthums Susdal. Ein gefangener Mongole sagte in Kiew aus, dieses Heer sei zahllos wie der Sand am Meere. Des Feindes Sturmböcke und Mauerbrecher waren ununterbrochen Tag und Nacht in Bewegung. Endlich stürzte die Mauer Kiew's am polnischen Thore. Die Russen stellten sich kämpfend auf die Trümmer derselben dem Feinde entgegen. Der Kampf wurde furchtbar: die Menge der schwirrenden Pfeile verdunkelten die Luft; Lanzen rauschten und brachen; Todte und Sterbende wurden unter die Füße getreten. Lange hielt sich die verzweifelte Wuth der Russen gegen die Uebermacht des Feindes. Endlich drangen die Mongolen durch die zertrümmerte Mauer und über die Leichname der Gefallenen in die Stadt ein. Ein Haufen Russen hatte sich in die Kirche „zur heiligen Muttergottes," die von einer festen Mauer umgeben war, geflüchtet. Aber bald hatte der Feind auch dieses heilige Bollwerk zertrümmert, drang in den Tempel ein und würgte alle, die sich hierher geflüchtet hatten. Das geschah am St. Nikolaustage 6. December 1240. Die Mongolen feierten einige Tage hindurch ihren Sieg mit ihrer gewöhnlichen Mord- und Zerstörungslust. Kiew lag in Trümmern und seine Herrlichkeit war dahin auf immerdar! Die heutige Stadt ist nur ein Schatten ihrer vergangenen Größe.

Die Mongolen waren ein tapferes Volk. Dschingis-Chans Geist und ein vierzigjähriger Krieg hatten sie damals fast unüberwindlich gemacht. Ganz Europa zitterte vor ihnen, indem es im Geiste auf die Trümmer Rußlands, Polens und Ungarns blickte. Der deutsche Kaiser schrieb an alle Fürsten, daß sie Truppen sammeln möchten zur Rettung der christlichen Länder und des Glaubens. Papst Innocenz IV. versuchte durch friedliche Unterhandlungen mit dem Groß-Chan den drohenden Sturm zu beschwören und schickte Mönche als Abgesandte mit Geschenken und freundschaftlich verfaßten Schreiben an ihn ab. Johannes de Corpini, einer dieser Gesandten, reiste im Jahr 1246 aus Italien durch Rußland in die goldene Horde. Die Briefe des heil. Vaters waren in's Slawonische, Arabische

und Tatarische übersetzt. Nach dem Willen Tschingis-Chans sollten die Mongolen das ganze Weltall erobern. Mehrere seiner Nachfolger, welche die Eroberungen dieses Groß-Chans fortsetzten, glaubten auch, daß dieser Willen der Wille Gottes des Allmächtigen sei, daher ihr Hoch- und Uebermuth. Der Groß-Chan Gajuk ließ, wie Karamsin erzählt, durch seinen Feldherrn Bajotoni dem heil. Vater auf seine Briefe ein Schreiben folgenden Inhalts abfassen und ihm zustellen.

„Wisse Papst, daß Deine Gesandten bei uns waren und uns Deine Briefe einhändigten. Sie führten sonderbare Reden. Geschah dies auf Deinen Befehl oder war es ihre eigene Sprache? In den Briefen heißt es, wir rotteten die Menschheit aus. — Allein so spricht Gott: Sei unterthan dem Allgewaltigen, damit Du in Frieden des Landes und des Wassers genießest, das Du ererbt hast! oder es sterbe der Ungehorsame. Wir sagen Dir dieselben Worte: wenn Du besitzen willst das Land und die Wasser, die Du ererbt hast, so stelle dich persönlich bei uns in der Horde, oder es wird Dir, Papst, geschehen, was nur dem alleinigen Gott bekannt ist." —

Der Groß-Chan Gajuk starb frühe und sein Nachfolger Mangu hatte zu thun, um den Frieden in seinem eigenen Reiche aufrecht zu erhalten. Ludwig der Heilige, König von Frankreich, glaubte einem Gerüchte, demzufolge Mangu die christliche Religion angenommen hätte. Daher schickte auch er einen Gesandten, Namens Rubruxuis, an den Groß-Chan ab. Dieser antwortete dem Könige noch viel hochmüthiger, als Gajuk dem Papste geantwortet hatte. Der Schluß des Briefes lautete also: „Im Namen Gottes des Allmächtigen befehle ich Dir, König Ludwig, mir zu gehorchen und feierlich zu erklären, was Du begehrest: Friede oder Krieg? Wenn der Wille des Himmels erfüllt sein wird und die ganze Welt mich als ihren Herrscher anerkannt hat, dann soll auf Erden eine heilbringende Ruhe herrschen, und die glücklichen Völker sollen erfahren, was wir für sie thun werden; doch wenn Du es wagst, den Befehl Gottes von Dir zu weisen, wenn Du meinst, daß Dein Reich entfernt, Deine Berge unübersteigbar, die Meere zu tief seien, und Du uns nicht fürchtest: so wird der Allgewaltige, der das Schwert leicht macht und das Entfernte nahe zu bringen weiß, Dir zeigen, was wir vermögen."

— So groß war der Uebermuth der Herrscher dieses einst so mächtigen Volkes.

Die Mongolen zogen mit ihren Heerden von Ort zu Ort; auf Karren führten sie ihre Familien mit sich. Im Kriege bedienten sie sich lange Zeit scharfer Pfeile, großer Schwerter, Lanzen mit Widerhaken und Schilde aus Weidenholz oder geflochtenen Ruthen. Gewöhnlich geschah ihr Angriff durch einen Hagel von Pfeilen und Wurfspießen, die sie auf den Feind schnellten, um das Handgemenge zu vermeiden und ihre Krieger zu schonen. Ihre Hauptanführer leiteten den Kampf aus der Ferne, durch Zeichen, die sie gaben, ohne sich selbst in das Schlachtgewühl zu stürzen. In ganzen Haufen sich zurückzuziehen, war ihnen erlaubt und war nicht schimpflich: aber den einzelnen Flüchtling erwartete der Tod.

„Ja, du kannst nichts weiter als ein Schatten deiner ehemaligen Herrlichkeit sein!" sagte ich öfter laut in der Kibitke neben dem Opticus sitzend, als wir durch die Hauptstraße der Stadt fuhren, in welcher dieser wohnte. Der Häbräer sah mich verwundert an und fragte am Ende, was für einen Schatten ich meinte. Ist das Kiew? ist das seine Hauptstraße? fragte ich ihn. „Freilich! Aber was setzt Sie in ein solches Erstaunen?" Diese hölzernen einstöckigen Häuser! Diese Hütten in der Hauptstraße Kiew's, in dem einstmaligen zweiten Constantinopel! rief ich aus. Ja, ein zweites Petersburg finden Sie in Rußland freilich nicht mehr wieder! bemerkte der Opticus. Die Kibitke hielt still. Hier wohne ich, sagte Salzfisch, kommen Sie nur ungenirt mit herein? Sein Weib und seine Tochter, ein hübsches junges Mädchen, eilten heraus und hüpften vor Freude über die Ankunft des Vaters. Der Caffee war fertig, man lud mich dazu ein. Aber ich dankte und eilte dieselbe Straße entlang in das Haus, wo Herr Röhr eingekehrt war oder wenigstens einkehren wollte. Angekommen führte man mich in ein Zimmer, wo die beiden ältesten Töchter sich befanden. Aber welch eine Nachricht mußte ich hier vernehmen! .... Die beiden Mädchen waren in tiefe Trauer gekleidet. „Großer Gott! wo sind Sie gewesen? Wo kommen Sie her?" fragte die Aelteste, als ich eintrat. Ich habe die Reise über Moskau und Charkow gemacht, sagte ich, weil sie sich nicht anders machen ließ. Ist das möglich? staunte die jüngere. Ja, so ist's, mein Fräulein! Von St. Petersburg

bis Moskau und von Moskau bis Orel mußte ich zu Fuße reisen, weil's nicht anders gehen wollte. — „Ach! die unglückliche, für uns arme Mädchen ewig unglückliche Reise!" rief die älteste wieder schmerzlich aus und ein Thränenstrom stürzte aus ihren Augen — sie war fast ohnmächtig. Als sie sich wieder erholt hatte, sagte sie ruhig: „Sie haben gewiß schreckliche Dinge auf einer so großen Reise erleben müssen? Aber alles, was Ihnen auch begegnet sein mag, ist gewiß nicht mit dem Unglücke zu vergleichen, das uns arme Mädchen traf: Die schreckliche Cholera hat uns Vater, Mutter, Geschwister und auch die Fuhrleute auf dieser Reise entrissen! Ich kann Ihnen unser Elend in das wir auf dem Wege geriethen, nicht beschreiben! Kamen wir in die Nähe eines Dorfes, so thaten die Raserei des Pöbels und das Wüthen der Cholera sich uns schon in der Ferne kund, und wir mußten doch durch das Dorf oder ihm vorbei passiren, da es keinen andern Weg gab. Stellen Sie sich unser Entsetzen vor, unsere Angst, die uns peinigte, ehe wir an das Dorf kamen. Und gelang es uns, glücklich durchzukommen, so wiederholten sich dieselben Schrecknisse wieder, denn unser Weg führte durch eine Menge Dörfer, wo die Seuche wüthete. Unsere armen Eltern erlitten wohl zehnmal den Tod in der Einbildung, ehe er sie in der Wirklichkeit traf.

Ueberall streiften auch die Kosaken umher und schleppten Alles, was ihnen verdächtig vorkam, in die nächste Ortsbehörde, zumal solche Leute, an deren Sprache sie merkten, daß es keine Russen waren. Diese rohen habsüchtigen Menschen thaten das zwar auf Befehl der Obrigkeit, aber mit welcher frechen Willkür mögen sie es gethan haben! Nicht selten sahen wir, wie sie die Leute auf der Straße anhielten, sie knebelten, ihnen Klötze an die Beine legten und sie so mit sich fort trieben, trotzdem sie es Manchem wohl ansehen mußten, daß er ihnen unmöglich hätte entlaufen können. Aber nein, einen Klotz mußten sie ihm an's Bein hängen! Und am Ende waren die Mißhandelten an Cholera, Aufruhr und Brunnenvergiftung eben so unschuldig als wir. In jedem Nichtrussen witterten sie einen Polen, einen Verräther, einen Aufrührigen, einen Giftmischer.

„Stellen Sie sich vor," fuhr das Fräulein fort, „welche Sorgen wir um Sie wohl hegen mußten, da wir wußten,

daß Sie nicht russisch sprachen. Der junge Mann ist gewiß schon todtgeschlagen, sagte unser Vater oft, und da machte er sich die bittersten Vorwürfe, daß er sie, am Moskauer Thore, eigentlich gegen seinen Willen, voraus schickte, auf welche Weise Sie uns nicht mehr wieder fanden. Wenn der Herr doch so klug wäre, sagten wir oft, daß er seine schönen Kleider anbehielt und sich keine geringere anschaffte — so würden die Kosaken es nicht so leicht wagen, ihn anzureden oder übel zu behandeln. Denn ein vornehmes Aussehen ist schon ein Schutz gegen die Willkür der niedern Diener des Ordnungsgerichtes. In Rußland, sagt das Sprichwort, bewirthet man den Menschen nach dem Kleide...." Es ist überall so! mein Fräulein, fiel ich ihr in die Rede. Und wären alle Kleider, die ich an hatte, aus dem feinsten Lyoner Sammet gemacht gewesen, fügte ich hinzu, ich hätte sie anbehalten, so lange sie ganz geblieben wären. Sich in solcher Zeit und in solchen Umständen noch mit einem Bündel herum zu schleppen,... auf solch einen Gedanken hätte nur ein Filz kommen können! — „Es ist uns unbegreiflich," fuhr das Fräulein fort, „wie wir Alles, was uns traf, aushalten konnten und wie wir beide mit dem Leben davon kamen. Was man doch für Erfahrungen in solcher Zeit und auf solch einer Reise macht! Ungefähr eine halbe Werst vor einem Dorfe hörten wir aus demselben her ein unheimliches Gewimmer und Gewühl von Menschen. Ein Schauer nach dem andern überfiel uns, wir waren erstarrt vor Angst und Schrecken. Wir mußten durch das Dorf, da es sich nicht umfahren ließ. Unser Vater befahl den Fuhrleuten Halt zu machen, denn er wollte vorher wissen, was das für ein Gewimmer und Gewühl in dem Dorfe wäre. Aber wo sollen wir denn hin? sagten die Fuhrleute, auf der Straße können wir nicht bleiben, und zurückfahren auch nicht, Sie wissen doch, wie unruhig und unheimlich es auch dort ist, es ist überall nicht anders. Da kam uns eine alte Frau entgegen, die fragten wir, wie es in dem Dorfe aussähe. Tam úschaß! da ist Schrecken! Entsetzen! sagte sie, fast in jedem Hause liegen Todte, die fährt man fort in eine große Kalkgrube. — Fort mit dir, du alte Hexe! sagten die Fuhrleute, und schimpfend ging die Alte ihres Weges. Unsere Eltern wollten nun nicht durch das Dorf. Aber die Fuhrleute machten uns allerlei Vorstellungen. Es sei so Gottes Willen, wir

seien ja glücklich durch alle Dörfer gekommen, und würden auch glücklich durch dieses gelangen. Da hilfe keine Angst, Schrecken mache den Weg noch schlimmer, kurz, es sei nun einmal nicht zu ändern. Wenn sie überall unnützer Weise Halt machen oder gar zurückkehren sollten, würden sie mit ihren Pferden mehr verzehren, als sie für die ganze Reise erhielten, sagten sie. Unsere Mutter war am meisten in Angst. Nitschewó, mátuschka! nitschewó! es hat nichts zu bedeuten, Mütterchen! gar nichts! sagten sie und trösteten die Arme nach ihrer Art.

Da hörten wir den Klang einer Bügelglocke, eine Post-Teläga, in welcher zwei hübsche junge Herren, wahrscheinlich zwei Deutsche, saßen, flog, gezogen von drei tüchtigen Rennern, pfeilgeschwind an uns vorüber und jenem Dorfe zu.

Ach, wie glücklich sind doch diese zwei Herren, dachte ich, daß das Schicksal ihnen gönnt, auf solche Art zu reisen! Denn unsere elenden Fuhrwerke gingen auf dem ganzen Wege so langsam, daß ein dreijähriges Kind recht gut mit ihnen hätte Schritt halten können. Ach, fuhr das Fräulein fort, so beneidet man oft Menschen in ihrem Leben und Treiben, die im Grunde nicht zu beneiden sind — sie eilten um so schneller einem abscheulichen Tode entgegen!

Als wir nun in das Dorf kamen, begegneten wir ganzen Karren voll Todten, die man fortfuhr. Wir zogen die Matten der Kibitken, die statt der Thüren dienen, herunter, als wollten wir uns vor dem Tod verstecken, der im ganzen Dorfe umher zu streichen und alles Lebendige zu würgen schien. Trotz der Versicherung, welche die Fuhrleute der Mutter gaben, hielten sie doch im Dorfe an, denn die Pferde müßten getränkt werden, sonst fielen sie vor Durst um, sagten sie. Plötzlich wurden unsere armen Eltern von der Cholera so heftig ergriffen, daß sie todt waren, ehe zwei Stunden verstrichen. Unter den schrecklichsten Qualen fern von aller ärztlichen oder zweckdienlichen Hilfe mußten sie den Geist aufgeben. Gott, wie waren sie entstellt, im Gesichte wie am ganzen Leibe! Lebt die Mutter noch? stammelte unser Vater mit sterbenden Lippen und gab den Geist auf. Die Mutter war schon eine viertel Stunde früher verschieden. Da starb auch der eine Fuhrmann — und in einem andern Dorfe bald darauf auch der zweite. Aber wir jetzt, wir armen Mädchen! ...."

„Um des Himmels willen! Fräulein!“ sagte ich, „lassen Sie ab von dieser Erzählung, Sie erliegen der schrecklichen Erinnerung!“ Denn ihr Gesicht war blaß wie die zwei Wachskerzen, die neben ihr auf dem Tische standen, sie schien wieder einer Ohnmacht nahe zu sein.

„Welche Summen haben wir armen Mädchen opfern müssen!“ fuhr sie weinend fort, „man wollte die Leichen unserer Eltern zu den andern in die Kalkgrube werfen. Wir schrien wie Wahnsinnige und wollten es nicht zulassen. Was haben wir opfern müssen, daß man ihnen ein Grab in der Erde gab.

In diesem Dorfe starben auch die beiden jungen Herren, zwei Liefländer, die uns so schnell vorüber fuhren. Der pflichtvergessene Mensch, der Stanzionüsmotritel, war schuld daran. Sie wollten in aller Eile die Pferde wechseln und ihre Reise fortsetzen, aber der Spitzbube sagte: njätj loschadji! es sind keine Pferde da! Sei es, daß diese Herren nicht wußten, daß der pflichtvergessene Mann ein gutes Trinkgeld, na wodkú, haben wollte, oder sei es, daß sie ihm nichts geben wollten, denn wer kann auch auf jeder Station immer geben? Die Pferde und der Postpaß kosten ohne dies genug. Kurz, er sagte, daß er ihnen vor drei Stunden keine Pferde schaffen könnte. Wo sollten die armen Herren hin? Sie blieben in dem elenden Stübchen dieses Schändlichen, wo die Cholera sie hinweg raffte, ehe die erwarteten Pferde ankamen.

Sind Sie denn nicht von der gefährlichen Seuche befallen worden?“ fragte mich das Fräulein. — Ich nicht! sagte ich, ich habe auf dem ganzen Wege nicht einmal einen Cholerakranken gesehen! „Das ist nicht möglich!“ rief sie aus. Und doch ist es so! antwortete ich. Aber das habe ich wahrscheinlich einem Manne aus Braunschweig zu verdanken, dessen Gesellschaft mich bewog, nicht über Smolensk, sondern über Moskau zu reisen. —

Und so war es auch; denn auf dem ganzen Wege, den ich ging, vielleicht mit Ausnahme der Stadt Twer, hatte die Cholera ihre Opfer schon empfangen und machte jetzt ihre Springe auf dem Wege, den ich eigentlich hätte gehen sollen, und den Herr Röhr mit seinen Kibitken gefahren war. Die beiden Fräulein verkauften in Kiew alle ihre Mobilien, die sie mit so großer Mühe hieher geführt hatten, und fuhren wieder zurück nach St. Petersburg.

Daß diese Erzählung Wahrheit und keine Dichtung ist, können noch manche meiner Bekannten in St. Petersburg bezeugen und auch die beiden Töchter des sel. Hrn. Röhr, die ich später in der Residenz an der Newa besuchte.

Was mir begegnet wäre, hätte mich mein Schicksal von dieser Reisegesellschaft nicht getrennt, weiß ich nicht, und ich muthe es Niemanden zu, es mir zu sagen.

Schließlich darf ich nicht unterlassen, dem Leser meinen Besuch, den ich in Gesellschaft einer adeligen Dame dem petscherischen Höhlenkloster mit seinen vielen Heiligen machte, hier kurz zu erzählen. Zwei unterirdische Gänge, durch Felsen gehauen, führen fast eine halbe Stunde Weges entlang. Sie sind so schmal, daß kaum zwei Menschen bequem neben einander gehen können; ihre Höhe ist über mannhoch. Rechts und links sind Särge in die Felsenwand gehauen und darin liegen die unverwesten irdischen Ueberreste der Heiligen, über hundert an der Zahl. Es sind die Leichname von Mönchen, welche in dem petscherischen Kloster einst lebten. Sie liegen in ihren Ordenskleidern da und werden jedem frommen Pilger gezeigt. Ueber jedem ist eine mit Gold und Silber reich gestickte Decke gebreitet, die nur von geweiheten Händen, d. h. von denen eines Mönches, aufgehoben werden darf. Als bei einem der heil. Leichname die Decke weggehoben wurde, fiel meine Dame in Ohnmacht und mich selber ergriff ein Schauder, daß ich fast ohnmächtig wurde. Zum Glücke kam die Dame durch Hilfe wohlriechender Wasser bald wieder zu sich. Der Heilige hatte sich noch bei Lebzeiten, also lebendig, in seinen Sarg eingraben lassen; bis am Kopfe steckt er im Grabe, sein Gesicht ist in der That Schauder erregend! Ich dankte Gott, als ich wieder aus der Höhle an's liebe Tageslicht kam. Alle andern heil. Leichname, die sich nicht lebendig eingraben ließen, bieten fast keinen freundlichern Anblick dar. Wir gönnen Jedermann die Ehre und Freude, diese Heiligen anzuschauen. Die adelige Dame besaß ein Dorf mit 500 Leibeigenen, aber sie war zu Fuße mehr als 100 Meilen weit hieher gepilgert, um, wie man das im Russischen nennt, den lieben Gott zu bitten. Sie versicherte mir, daß sie auf dieser mühsamen Pilgerreise nicht so erschöpft gewesen wäre, als bei dem Besuche der Heiligen, wo sie Erquickung erwartete. Mir selbst war es fast eben so gegangen, trotz dem Fastenessen.

Schauderhafte russische Großmuth.

(Frei aus dem Russischen des Puschkin.)

Wir standen im Städtchen ***. Das Leben eines russischen Armee-Offiziers ist bekannt, wir fassen es in einen Punkt zusammen. Morgens Exercitium, Mittags beim Regiments-Commandeur oder beim Juden-Traiteur,*) Abends Punschgelage und Kartenspiel.

Im Städtchen * * * war kein einziges gastliches Haus, kein einziges heirathsfähiges Mädchen. Wir Offiziere versammelten uns abwechselnd bald bei dem Einen, bald bei dem Andern, wo wir dann außer unserer Uniform Niemanden sahen. — Doch ein Mann gehörte zu unserer Gesellschaft, der kein Militair war; er mochte gegen die fünf und dreißig gezählt haben und deshalb rechneten wir ihn schon zu den Alten. Er hatte, zufolge seiner Erfahrungen manchen Vorzug vor uns jungen Leuten. Und obendrein übten seine gewöhnliche Kaltblütigkeit, sein verschlossenes Wesen und seine böse Zunge einen großen Einfluß auf unsern jungen Verstand aus. Irgend ein Geheimniß umgab sein ganzes Thun und Wesen; er schien ein Russe zu sein, aber er führte einen ausländischen Namen. Früher diente er unter den Husaren und zwar glücklich diente er. Niemand wußte die Ursache, warum er seinen Abschied genommen und sich in dem elenden Städtchen *** niedergelassen hatte, wo er zugleich eingezogen und verschwenderisch lebte, denn er ging beständig zu Fuß*) und trug einen schäbigen schwarzen Oberrock; aber er hielt eine offene Tafel

---

*) Der Dichter spricht hier von einer Gegend, in welcher die Juden noch geduldet sind oder damals geduldet waren.

**) Die Equipage ist in Rußland zum guten Tone unumgänglich nothwendig.

für alle Offiziere unseres Regiments. Es ist wahr, das Essen, das ein verabschiedeter Soldat zubereitete, bestand nur aus zwei oder drei Gerichten, aber der Champagner floß dabei in Strömen. Niemand kannte weder seine Herkunft noch seine Einkünfte, und Niemand wagte es, ihn hierüber zu fragen. In seinem Stübchen trieben sich Bücher umher, größtentheils Romane und auch einige über Kriegskunst. Mit Vergnügen lieh er Jedem, der ihn darum ansprach, seine Bücher, ohne dieselben je wieder zurückzufordern; dafür aber gab auch er nie ein Buch, das ihm geliehen worden, ungefordert zurück. Seine tägliche und Hauptbeschäftigung war mit Pistolen zu schießen. Die Wände seines Stübchens waren dergestalt von Kugeln, die er abgefeuert hatte, zernagt, daß sie einer Wabe ähnlich sahen. Die große und prachtvolle Sammlung von Pistolen, die er besaß, war der einzige Aufwand, der in seinem Stübchen zu sehen war. Seine große Fertigkeit im Schießen war unbeschreiblich, und, wenn er Einen ersucht hätte, sich hinzustellen, um ihm auf 12 Schritt eine Birne vom Kopfe zu schießen, so würde es ihm Keiner aus unserm Regimente abgeschlagen haben.

Das Gespräch zwischen uns hatte oft den Zweikampf zum Gegenstande. Silvio (so will ich ihn nennen), mischte sich aber niemals in ein solches Gespräch. Auf unsere Frage, ob er sich auch schon geschlagen habe, antwortete er immer kurz und trocken, das sei wohl schon geschehen, aber in eine deutliche Erklärung hierüber ließ er sich niemals ein und wir merkten, daß ihm solche Fragen höchst unangenehm waren. Uns schien, daß irgend ein unglückliches Opfer auf seiner Seele lastete, und ihn schrecklich quäle. Uebrigens kam es uns nicht in den Sinn, das von ihm zu glauben, was der Feigheit ähnlich sieht. Es giebt Menschen, die schon allein durch ihr bloßes Aeußere einen solchen Verdacht von sich entfernen. Ein unverhoffter Vorfall jedoch setzte uns in kein geringes Erstaunen.

Eines Tages nämlich speisten gegen zehn unserer Offiziere bei Silvio zu Mittage und man trank wie gewöhnlich, d. h. recht wacker. Nach dem Essen suchten wir den Wirth zu bereden, uns Bank zu halten. Er aber lehnte dies anfangs von sich, denn er spielte nur höchst selten. Endlich befahl er seinem Diener, einige Päcke Karten hervorzubringen, darauf schüttete er

ein halbes Hundert Ducaten auf den Tisch und setzte sich nieder, uns Bank zu halten. Wir umringten ihn und das Spiel verwickelte sich. — Silvio hatte die Gewohnheit, wenn er spielte, ein völliges Schweigen zu beobachten: niemals zankte er, und niemals ließ er sich in Erklärungen ein. Geschah es, daß ein Pointeur sich zu seinem eigenen Schaden verrechnete, was leicht geschehen kann, wenn der Wein ihm den Kopf erhitzt hat, so gab Silvio, der selbst im Rausche nie die Fassung verlor, was ihm zukam; geschah es aber zu Silvio's Nachtheil, so schrieb dieser sich es gut. Wir kannten schon diese seine Art zu wirthschaften und verloren kein Wort darüber; es befand sich aber ein Offizier unter uns, der erst vor kurzem zu unserm Regimente übergeführt war, der die Sonderbarkeiten Silvio's nicht kannte, er pointirte und in der Zerstreuung bog er einen Winkel zu viel. Silvio nahm die Kreide und schrieb es sich an, den Fehler des Offiziers nicht achtend und ohne ein Wort dabei zu sagen. Der Offizier aber glaubte, Silvio habe sich geirrt, und wollte sich in Erklärungen einlassen. Silvio schwieg mäuschenstill und fuhr fort, die Karten zu werfen. Der Offizier verlor die Geduld, er nahm ein Bürstchen und strich aus, was jener angeschrieben hatte. Silvio nahm die Kreide und schrieb es aufs Neue an. Der Offizier, vom Wein und Spiel erhitzt und durch das Lächeln seiner Kameraden gereizt, glaubte sich hart beleidigt und in der Wuth ergriff er einen Leuchter vom Tische und schleuderte ihn nach Silvio, der jedoch durch eine schnelle Wendung dem Wurfe ausbog.

Wir geriethen alle in große Bestürzung.

Silvio stand auf, er war blaß vor Zorn und mit funkelnden Augen sagte er: „Mein Herr, haben Sie die Güte, sich den Augenblick von hier zu entfernen; aber danken Sie ihrem Schicksale, daß es in meinem Hause war, wo Sie sich so etwas unterstanden!" —

Der Offizier entfernte sich mit den Worten, daß er bereit sei, sich für diese Beleidigung zu verantworten, ganz so, wie es dem Herrn Bankhalter gefällig wäre. Was uns Offizieren nun betraf, so zweifelten wir nicht an den Folgen, welche dieser Vorfall haben müßte und hielten unsern Lieutenant schon so gut als erschossen. — Das Spiel dauerte noch einige Minuten, aber wir fühlten, daß es unserm Wirth nicht mehr

um's Spielen war, daher standen wir auf, uns zu entfernen. Unterwegs schwatzten wir viel von der nun bald wieder erledigten Lieutenantsstelle in unserm Regimente.

Am andern Morgen, als wir in der Manege wieder zusammen kamen, fragten wir einander, ob der arme Lieutenant wohl noch leben möge, als dieser plötzlich zu uns kam. Lebst Du noch? fragten wir ihn lächelnd. Er antwortete, daß er von Silvio gar keine Nachricht habe. Dies wunderte uns nicht wenig.

Darauf gingen wir zu Silvio und trafen ihn auf dem Hofe, wo er Kugel auf Kugel in das Aß einer Karte schoß, das er an das Thor geheftet hatte.

Er empfing uns wie gewöhnlich; aber er sprach kein Wort über das, was gestern vorgefallen war. Es vergingen drei Tage und der Lieutenant lebte immer noch. — Mit Erstaunen fragten wir einander: ob Silvio dies wohl so hingehen läßt, ohne sich zu schlagen? sollte es wohl möglich sein? Silvio aber schlug sich nicht. Er begnügte sich mit einem gelinden Verweise, den er seinem Beleidiger gab und versöhnte sich mit ihm.

Das schadete ihm aber in der Meinung, welche alle Offiziere unsers Regiments von ihm hatten, überaus; denn junge Leute, welche die Tapferkeit als die höchste Würde des Menschen betrachten, verzeihen den Mangel an Herzhaftigkeit weniger als Alles, sie verzeihen lieber alle erdenkliche Laster, und so sahen wir ihn mit Verachtung an. Es war einige Zeit vergangen, und siehe da, Silvio hatte nach und nach seinen früheren Einfluß wieder gewonnen, die jungen Leute vergaßen jenes widrigen Vorfalls und fanden sich nach wie vor wieder in seiner Gesellschaft ein. Nur ich allein hielt mich fern von ihm. Ich habe von Natur eine lebendige Einbildungskraft und war bis zu jenem Vorfalle fester als alle Andern an diesen seltsamen Menschen gefesselt, dessen Leben so räthselhaft war, und der mir der Held irgend eines Romans zu sein schien.

Silvio liebte mich auch; wenigstens vermied er gegen mich allein seine spitzfindigen Bemerkungen und sprach mit mir über manchen Gegenstand offenherzig und mit selter Anmuth. Aber nach jenem unseligen Abende fing etwas an, mich zu zu quälen: es war der Gedanke, daß seine Ehre einen Flecken

habe, den er eigenwillig nicht abwaschen wolle, sei es aus Leichtsinn oder Feigheit, genug, ich schämte mich, ihn anzusehen, wenn ich zufälliger Weise mit ihm zusammen traf. Silvio war klug und erfahren genug, dieses zu merken und die Ursache hiervon zu errathen. Es schien, daß mein verwandeltes Wesen gegen ihn einen höchst unangenehmen Eindruck auf ihn machte; wenigstens merkte ich einige Male in ihm den Wunsch, sich gegen mich erklären zu wollen; allein ich vereitelte dies sein Vorhaben und Silvio ließ ab von mir. So geschah es, daß ich ihn seitdem nur in Gesellschaft meiner Kameraden sah und an eine offenherzige Erklärung gegen mich war nicht mehr zu denken.

Die in der Zerstreuung lebenden Bewohner der Residenzstädte haben von so Manchem im Leben keinen Begriff, wie ihn die Bewohner kleiner Flecken und Städte haben, so z. B. von der Sehnsucht nach einem Posttage.

In großen Städten gehen die Posten täglich ab und kommen täglich an. In kleinen Städten ist das anders. Dienstags und Freitags, nur zweimal in der Woche, hatten wir Posttag. An diesen Tagen war unsere Regimentskanzlei immer von Offizieren angefüllt: der Eine erwartete Geld, der andere Briefe, ein Dritter Zeitungen. Die Packete wurden hier entsiegelt, es thaten sich Neuigkeiten kund und so stellte unsere Kanzlei ein höchst lebhaftes Bild dar. Silvio's Briefe waren alle hieher adressirt, und deshalb fand auch er sich an beiden Posttagen immer hier ein. Einmal erhielt er ein Packet, das er mit dem Anscheine heftiger Ungeduld entsiegelte. Er durchlief das Schreiben, seine Augen funkelten. Die Offiziere, mit Dem, was ihnen zugesandt war, beschäftigt, sahen die heftige Bewegung seiner Seele nicht. Die Nachricht, welche er in diesem Schreiben erhielt, regte sein ganzes Innere gewaltig auf, was in seinen Blicken und Mienen deutlich zu sehen war. „Kameraden!" sagte er laut, daß Jeder es hörte, „meine Verhältnisse rufen mich fern von hier! noch heute in der Nacht reise ich ab. Ich hoffe, Sie werden mir's nicht abschlagen, heute Abend zum letzten Male bei mir zu speisen. Ich kann Euch also erwarten?" fuhr er fort, und sich zu mir wendend, fügte er schließlich hinzu: „Sie aber erwarte ich unfehlbar!" Damit entfernte er sich eiligst. Wir Offiziere waren alle einstimmig, seiner Einladung zu folgen, und darauf ging ein Jeder

seines Weges. Als ich mich zur bestimmten Stunde zu Silvio begab, fand ich meine Kameraden schon hier versammelt — fast das ganze Regiment hatte sich zum Abschiedsschmause eingefunden. Seine Habseligkeiten waren schon alle eingepackt und nur die kahlen von Kugeln zernagten Wände waren zu sehen. Wir setzten uns zu Tische, der Wirth war überaus fröhlich und die ganze Gesellschaft stimmte mit in seinen Ton; die Pfropfen der Flaschen knallten beständig und in den Gläsern zischte und schäumte es ohne Unterlaß. Wir tranken mit Eifer auf das Wohl unseres Wirths und wünschten ihm eine glückliche Reise. Es war schon spät am Abend, als wir von Tische aufstanden. Die Gesellschaft griff endlich nach den Mützen, um sich zu entfernen. Silvio nahm Abschied von Jedem. Als ich mich aber entfernen wollte, drückte er mir heftig die Hand und sagte leise zu mir: „Bleiben Sie noch ein wenig, denn ich habe mit Ihnen noch über etwas zu sprechen." Ich blieb. Die Gäste hatten sich bald entfernt, wir beide waren allein, setzten uns, einer dem andern gegenüber und rauchten schweigend unsere Pfeifen. Silvio saß, wie mir schien, sehr bekümmert da, von seiner vorigen Fröhlichkeit war nicht mehr die Spur zu sehen. Seine Marmorblässe und seine funkelnden Augen in den dicken Wolken von Tabaksqualm, die er aus dem Munde blies, gaben ihm ein Ansehen, wie man das böse Prinzip abzubilden pflegt. Es waren mehrere Minuten verstrichen, als Silvio das Schweigen unterbrach.

„Wir sehen uns vielleicht nie wieder," sagte er, „und vor der Trennung möchte ich mich doch gegen Sie erklären. Wie wenig ich mir aus vielen Andern mache, das haben Sie wohl schon oft bemerkt; Sie aber sind es, den ich liebe und schätze, daher fühle ich, daß es unharmonisch thätig in meiner Seele wiederklänge, so oft ich mich der Worte meines Beleidigers an jenem unglücklichen Abende erinnern würde, ohne mein Betragen gegen Sie gerechtfertigt zu haben." Hiermit brach er ab und stopfte sich seine ausgerauchte Pfeife wieder. „Es war Ihnen sehr auffallend," fuhr er fort, „daß ich von jenem betrunkenen Schlingel keine Genugthuung forderte? Sie wissen doch, daß ich der Beleidigte war, daß ich also auch über die Wahl der Waffen beim Duell zu bestimmen gehabt hätte — und der Erste Schuß war auch mein, sein Leben stand daher in meiner Hand; das meinige war vollkommen geschützt! . . .

Ich könnte meine Mäßigung bei jenem Vorfall einzig und allein meiner Großmuth zuschreiben; allein ich will nicht lügen! Wenn ich mich an jenem Schlingel hätte rächen können, ohne mein Leben, das trotz meiner Geschicklichkeit im Schießen doch immer noch auf dem Spiele stand, der Gefahr auszusetzen: so hätte ich ihm um nichts in der Welt verziehen!" —

Silvio schwieg, ich sah ihn mit Erstaunen an: ein solches Geständniß peinigte mich. Silvio fuhr fort. „Ja, so ist es, ich habe das Recht nicht, mein Leben der Gefahr auszusetzen: denn es sind jetzt bereits sechs Jahre, als ich eine Ohrfeige erhielt und mein Feind lebt noch!" —

Meine Neugierde wurde jetzt gewaltig angeregt. „Und Sie haben sich nicht mit ihm geschlagen?" fragte ich ihn. „Es muß ein wunderbarer Fall eingetreten sein, der Sie daran verhinderte?" — „Ja, ich habe mich mit ihm geschlagen!..." antwortete Silvio, „und hier ist das Andenken unseres Zweikampfes."

Er stand auf und nahm aus seiner Hutschachtel eine Mütze, die mit einem goldenen Quast und mit Tressen geschmückt war, eine Kopfbedeckung, welche die Franzosen bonnet de police nennen; er setzte sie auf und so sah ich, daß sie einen Zoll hoch über der Stirn von einer Kugel durchbohrt war. „Sie wissen wohl," fuhr Silvio zu erzählen fort, „daß ich im ***schen Husarenregimente diente? Meinen Charakter kennen Sie auch. Ich bin gewöhnt, überall den Vorzug zu haben, das war meine Leidenschaft von Jugend auf. Zu dieser Zeit war die Rauferei an der Tagesordnung; — ich war der größte Händelmacher der ganzen Armee. Wir wetteiferten im Raufen und Zechen, und ich übertraf noch den in seiner Art berühmten Rauf- und Trunkenbold B..., den unser Dichter D. D. so schön besungen hat. Duelle gab es in unserm Regimente tagtäglich, ich war bei allen zugegen, entweder als Kampfzeuge oder selbst als Zweikämpfer. Meine Kameraden vergötterten mich und die Obersten unseres Regiments, deren wir jährlich viele hatten, so oft wurden sie versetzt — betrachteten mich als ein unentbehrliches Uebel.

So genoß ich (ruhig oder unruhig) meines Ruhmes, als ein junger Mann aus einer berühmten Familie seinen Namen will ich nicht nennen, in unser Regiment eintrat. In meinem ganzen Leben begegnete ich einem solchen Günstlinge des Glückes

nicht. Man stelle sich einen Menschen mit folgenden Eigenschaften vor: jung, schön, reich, witzig, kühn, gewandt, einschmeichelnd und sorglos, dabei einen glänzenden Namen und Geld ohne Zahl, das stets bei ihm stand, wie ein voller Sack, der nicht leer wird, so ist es Jedem einleuchtend, welche Eindrücke dieser Mensch überall, wo er hinkam, machen mußte. Er war es, der mir den Vorrang streitig machte. Gereizt von meinem Ruhme, suchte er meine Freundschaft; ich aber empfing ihn mit Kälte. Er geberdete sich mit Gleichmuth hierüber und besuchte mich nicht mehr. Jetzt fing ich an, ihn zu hassen.

Seine Fortschritte, die er in unserem Regimente, und vorzüglich in der Gunst der Frauen machte, brachten mich in Verzweiflung. Ich suchte, besonders auf schriftlichem Wege, Händel mit ihm anzufangen; auf meine Epigrammen antwortete er mit Epigrammen, die mir, zu meinem größten Aerger, immer beißender vorkamen, als die meinigen. Und in der That! er wußte den Geist des Spottgedichtes immer besser zu regieren, als ich: denn er scherzte nur und ich wüthete.

Einmal sah ich ihn auf einem Balle, den ein polnischer Edelmann gab; ich wollte rasend werden, als ich sah, wie er ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und Huldigung aller Damen und ganz besonders der Frau vom Hause war, mit der ich früher in einem vertrauten Verhältnisse stand; ich sagte ihm eine gemeine Grobheit in's Ohr. Er drehete sich um und gab mir eine Ohrfeige. Wir griffen zu den Säbeln. Die Damen fielen in Ohnmacht. Die Offiziere brachten uns auseinander. Aber noch in derselben Nacht gingen wir hinaus auf's Feld, um uns zu schlagen. Es war in einem schönen Frühjahre. Ich stand schon lange auf dem bestimmten Platze, von meinen drei Secundanten umgeben und wartete mit Ungeduld auf meinen Gegner. Die Frühlingssonne war schon aufgegangen und entfaltete ihre Strahlen, da sah ich ihn endlich in der Ferne herankommen; er trug seinen Uniformrock auf dem Säbel, und nur ein Kampfzeuge begleitete ihn. Wir gingen ihm entgegen, und näher zu ihm gekommen, sah ich, daß er seine Mütze, auf dem linken Arm liegend, voll Kirschen hatte.

Die Secundanten maßen zwölf Schritte für uns ab. Ich sollte zuerst schießen; aber die Wallung meines Blutes, durch meine Wuth in heftige Thätigkeit gesetzt, ließ mich an der

Sicherheit meiner Hand zweifeln, und um zu einiger Kaltblütigkeit zu gelangen, wollte ich ihm den ersten Schuß überlassen. Er aber hatte Ehre genug, mein Anerbieten abzulehnen. Endlich wurden wir einig, das Loos zu ziehen, wer zuerst schießen sollte. Es geschah. Der ewige Günstling des Glückes zog die erste Nummer. Er zielte und schoß mir durch diese Mütze, die ich auf hatte. Jetzt war die Reihe an mir, sein Leben stand endlich in meiner Hand. Mit übermäßiger Begierde betrachtete ich ihn, um mich an seiner Angst zu weiden; allein er zeigte keine, auch nicht eine einzige Spur von Unruhe konnte ich an ihm wahrnehmen. Sorglos, wie er war, stand er meiner gegen ihn gerichteten Pistole gegenüber, suchte sich die reifsten Kirche aus seiner Mütze, verschluckte sie und spie die Steine gen Himmel. Seine Gleichgültigkeit machte mich rasend wie vorhin.

Was für eine Genugthuung wäre mir sein Leben, sein Leben, auf das er nicht einmal den Werth eines Hellers legt! Wäre das eine Genugthuung für die tausenden von Qualen, die er mir bereitete? Nein und ewig nein! . . . Ein teuflicher Gedanke blitzte mir jetzt im Kopfe auf. Ich senkte die Pistole und sagte zu ihm: „Mein Herr, ich sehe, Sie haben jetzt keine Zeit zu sterben, denn Sie sind mit Frühstücken beschäftigt, ich möchte Sie nicht daran stören." — „O, Sie stören mich ganz und gar nicht! schießen Sie nur zu!" entgegnete er mit seiner natürlichen Herzhaftigkeit. Ich machte keine Miene, seinem Zurufe Folge zu leisten. „Uebrigens, wenn Sie grade keine Lust zum Schießen haben, so thun Sie was Sie wollen; aber den Schuß bleiben Sie mir jedenfalls schuldig, und ich stehe zu jeder Zeit zu Ihren Diensten!" fügte er nach einer Pause hinzu. Ich bleibe Dir den Schuß schuldig, dachte ich, und werde die Zeit abwarten, um Dir die Schuld zu entrichten. Jetzt wandte ich mich zu meinen Secundanten und sagte, daß ich heute nicht Willens sei zu schießen. So endigte dieses unser Duell. Ich nahm meinen Abschied und ließ mich hier in diesem Städtchen nieder. Seitdem verging kein Tag, an dem ich nicht auf Rache sann. Jetzt aber ist meine Stunde gekommen! . . ." Silvio sprach's, nahm den Brief, den er heute erhalten, aus seiner Tasche und gab ihn mir zu lesen. Ich ersah daraus, daß Jemand in Moskau, der um Silvio's geheimste Verhältnisse wußte, ihm kund that,

daß eine gewisse Person sich in kurzem mit einem jungen, schönen und sehr reichen Mädchen verheirathen würde.

„Sie errathen wohl," sagte Silvio zu mir," wer diese gewisse Person ist? Ich fahre nach Moskau und will sehen, ob dieser Person der Tod vor der Hochzeit eben so gleichgültig sein wird, wie einst beim Frühstücken." — Als er dieses gesagt hatte, stand er von seinem Sitze auf, warf die Mütze zu Boden und schritt im Zimmer umher, wie der Tiger in seinem Käfige. Ich hatte ihm schweigend zugehört; seltsame Gefühle durchzogen meine Brust.

Endlich trat sein Diener ein und meldete, daß die Pferde vorgespannt seien. Silvio ergriff meine Hand, drückte sie heftig und küßte mich. Darauf stieg er in seinen Wagen, wo ich zwei große Mantelsäcke sah, der eine war mit Pistolen angefüllt und der andere enthielt seine sonstigen Habseligkeiten. Wir küßten uns nochmals, darauf rollte der Wagen in die umnachtete Ferne hinaus. — —

Es waren ein paar Jahre verflossen, als meine Verhältnisse es erheischten, mich in einem elenden Dörfchen des Woltschanskischen Kreises niederzulassen.

Mich mit der Landwirthschaft beschäftigend, unterließ ich doch auch nicht im Stillen über mein früheres zwar geräuschvolles, aber sorgenloses Leben nachzudenken und ihm manchen Seufzer zu weihen. Es fiel mir überaus schwer, mich an die lange Winterabende in der tiefen Einsamkeit zu gewöhnen. Bis zum Mittage ging die Zeit noch so erträglich für mich dahin, ich schwatzte mit dem Dorfschulzen, fuhr zur Arbeit oder besichtigte die neuen Anpflanzungen; sobald es aber Abend wurde, wußte ich gar nicht, wo ich mich lassen sollte. Die kleine Anzahl von Büchern, die ich unter den Schränken und in der Vorrathskammer meines Hauses, das mir zur Wohnung angewiesen war, vorfand, hatte ich schon alle durchgelesen, so daß ich den Inhalt fast auswendig wußte. Alle Mährchen, die meine Haushälterin, ein Bauernweib, nur wußte, hatte sie mir schon einige Male erzählt. Die Liebeslieder, welche das junge Völkchen des Dorfes sang, stimmten mich zur Schwermuth. Ich fing an, Schnaps aus Gram zu trinken, allein ich bekam immer heftige Kopfschmerzen darauf; aber das nicht allein, ich lief auch dabei Gefahr, ein Säufer aus Gram zu

werden d. h. ein Trunkenbold im ganzen Umfange des Wortes, wovon ich eine Menge Beispiele in unserem Bezirkskreise sah.

Nahe Nachbarn, die mit mir auf einer Stufe der Bildung gestanden hätten, hatte ich nicht, außer zwei oder drei Unglücklichen, deren Unterhaltung in Klagen und Seufzen bestand. Meine Einsamkeit war mir daher erträglicher, als deren Gesellschaft. Endlich machte ich es mir zur Regel, so früh' als möglich schlafen zu gehen und so spät als möglich zu Mittag zu essen. Auf diese Art verkürzte ich den Abend und verlängerte den sonst so schnell vorübergehenden Tag, und ich machte die Erfahrung, daß mir diese Lebensordnung recht wohl zusagte.

Im Frühlinge des zweiten Jahres meiner Niederlassung hierselbst, ging das Gerücht im Dorfe, daß der Graf Molodez mit seiner Gemahlin den Sommer auf einem ihrer Landgüter, welches in unserer Nachbarschaft lag, verleben würde. Und in der That!, sie kamen schon Anfangs Juni in ihrem Dorfe an. Dieses reiche und prachtvolle Gut lag eine starke Stunde Weges von meinem Orte entfernt. Das Grafenpaar hatte nur einmal, und zwar im ersten Jahre seiner Verheirathung hier gelebt. Sonst bewohnte das Schloß nur der Verwalter dieses Gutes.

Die Ankunft eines reichen und im Dienste des Staates hochgestellten Nachbarn ist eine wahre Epoche für alle Dorfbewohner der ganzen Umgegend. Die Gutsbesitzer und ihre Dienerschaft schwatzen davon zwei Monate vorher und drei Monate darnach. Was mich selbst betraf, so muß ich gestehen, daß die Ankunft der Gräfin, die als ein Ideal von Schönheit bekannt war, einen unbeschreiblich angenehmen Eindruck auf mich machte; ich brannte vor Neugierde, sie zu sehen. An einem Donnerstage kam sie nebst ihrem Gemahl an, und den darauffolgenden Sonntag nach dem Essen, fuhr ich hin, um mich dem Grafenpaar als seinen nächsten Nachbarn und gehorsamen Diener vorzustellen. Im Schlosse angekommen, führte mich ein Diener sogleich in das Cabinet seines Herrn und darauf ging er zu ihm, mich zu melden. Dieses Cabinet war mit großem Aufwande ausgeschmückt. Da ich ein schlechter Maler bin, so möge die Einbildungskraft des Lesers sich dasselbe als das Werk eines Mannes von feinem Geschmacke und großem Reichthume vorstellen. In meiner elenden Hütte aller Pracht ent-

wöhnt und seit lange keines fremden Reichthums ansichtig, wurde es mir seltsam zu Muthe, ich erwartete die Ankunft des Grafen mit einer gewissen Art von Zittern und Zagen, dem Bittenden aus der Provinz gleich, der mit ängstlichem Gefühle auf das Erscheinen des Ministers wartet.

Da öffnete sich plötzlich die Thüre, ein Mann, schön von Gestalt und noch im Anfange des männlichen Alters, trat ein, es war der Graf. Mit unbeschreiblicher Artigkeit kam er auf mich zu, als ob ich mich seit lange seiner lieben Bekanntschaft zu erfreuen gehabt hätte. Ich strengte mich an, die gewöhnlichen Formeln des Besuchers zu beobachten; er aber kam mir zuvor, ließ mich nicht ausreden und behandelte mich in der That wie seinen lieben Freund. Ein Mensch ist oft nur aus Schüchternheit ein Stümper in seinen Wendungen wie in der Unterhaltung, aber er bringt es oft zur Meisterschaft darin, hat er es mit einem gebildeten, umgänglichen und bescheidenen Manne zu thun. Ich saß neben dem Grafen. Er wußte seinen Worten so viel Charakter zu geben; er sprach so frei und allerliebst, daß ich mich in seiner Nähe ganz heimisch fühlte und schon in den ersten Minuten zu meiner gewöhnlichen Ruhe wieder gelangt war. Plötzlich trat die Gräfin, eine vollendete Schönheit, ein, ich verlor mehr als vorhin meine Fassung. Der Graf stellte mich ihr vor, ich strengte mich an, ihr eine gute Meinung von meinem Umgange mit der eleganten Welt beizubringen; aber je mehr ich das that, desto linkischer wurde ich, meine Verlegenheit war groß. Aber die Gräfin, ein Muster von Güte und Bescheidenheit, half mir aus der Verwirrung, wie vorhin ihr Gemahl. Um mir Zeit zu verschaffen, damit ich wieder zu mir selber käme, sprach sie mit dem Grafen über Dinge in der Art, wie man das nur in Gegenwart eines bewährt gefundenen Freundes und Nachbarn zu thun pflegt. Ich trat unterdeß an die Wand, um die Gemälde, die da hingen, in Augenschein zu nehmen. Ich bin kein Kenner von solchen Werken, aber eins derselben, das eine Schweizergegend vorstellte, fesselte meine ganze Aufmerksamkeit. Doch weder die Zeichnung noch das Colorit u. dgl. m., was den Kenner fesseln kann, machte mir diese Landschaft interessant, sondern die beiden Kugeln, die in das Bild geschossen und

auf einander stecken geblieben waren, denn ich sah deutlich, daß die erstere der anderen als Ziel gedient hatte.

„Das ist ein guter Schuß!“ sagte ich, mich zum Grafen wendend, indem ich zugleich auf das Gemälde zeigte.

„O ja,“ antwortete der Graf, „dieser Schuß ist bemerkenswerth. Schießen Sie auch gut?“ — „So ziemlich, Gräfliche Erlaucht,“ sagte ich, erfreut, daß ich das Gespräch auf einen Gegenstand lenken konnte, den ich zu beurtheilen im Stande bin, „ich treffe ein Kartenblatt auf dreißig Schritt, aber, es versteht sich von selbst, nur mit einer Pistole, an die ich gewöhnt bin.“ —

„Wirklich?“ staunte die Gräfin mit großer Aufmerksamkeit. „Und Du, mein Lieber,“ fragte sie ihren Gemahl, „triffst Du auch ein Kartenblatt auf dreißig Schritt?“

„Wir wollen es einmal versuchen,“ antwortete der Graf, „vor Zeiten schoß ich nicht schlecht; aber jetzt.... es sind schon vier Jahre, seitdem ich keine Pistole zur Hand nahm.“ —

„O, in diesem Falle wollte ich wetten, daß Ew. Erlaucht auf zwanzig Schritt ein Kartenblatt fehlen werden; denn das Schießen erfordert eine tägliche Uebung, das weiß ich aus eigener Erfahrung. In unserm Regimente galt ich für den besten Schützen. Einmal traf es sich, daß ich während eines ganzen Monats keine Pistole zur Hand nahm, da die meinigen alle in Reparatur waren. Und was sagen Ew. Erlaucht dazu? als ich darauf zum erstenmale wieder schoß, fehlte ich auf 25 Schritt, viermal nach der Reihe, eine Weinflasche. Unser Rittmeister, ein großer Spottvogel, war zugegen, er lachte mich aus und behauptete, ich würde nie wieder gut schießen können. Es war aber nur sein Spott, denn meine Ungeschicklichkeit hatte bloß seinen Grund darin, daß ich so lange außer Uebung war. Ja, so ist es, Gräfliche Erlaucht, um gut zu schießen, muß man sich täglich üben. Der größte Schütze, den ich kennen lernte, schoß wenigstens dreimal täglich vor dem Essen, das war bei ihm zur Regel geworden, wie täglich einen Schnaps zu trinken,“ sagte ich schließlich. — Der Graf und die Gräfin freuten sich sehr, daß ich gesprächig geworden war.

„Aber wie schoß denn dieser große Schütze?“ fragte mich der Graf. —

„Er schoß also, Gräfliche Erlaucht: wenn er in seinem Zimmer eine Fliege auf der Wand sah... aber Sie lächeln, Gräfin? — Ich will des Todes sein, wenn es nicht wahr ist. — Sobald er eine Fliege auf der Wand sah, schrie er: „Kuska, eine Pistole!" Kuska, sein Diener brachte eine geladene Pistole, Jener nahm sie, baff!! und die Fliege steckte in der Wand.

„Das war in der That ein eben so großer als seltsamer Schütze," bemerkte der Graf lächelnd, „Und wie hieß er?" —

„Silvio, Gräfliche Erlaucht." —

„Silvio!" rief der Graf aus und sprang von seinem Sitze empor. „Sie kannten Silvio?" —

„Wie sollte ich ihn nicht gekannt haben, Gräfliche Erlaucht? ich war ja sein vertrautester Freund; er war von allen Offizieren unseres Regiments wie ein Bruder aufgenommen. Aber jetzt sind es schon fünf Jahre, daß ich keine Nachricht von ihm habe. Also auch Ew. Erlaucht kannten unsern Silvio?" —

„Ja, ich kannte ihn recht gut. Hat er Ihnen nicht einmal, da Sie sein vertrautester Freund waren, eine seltsame Geschichte aus seinem Leben erzählt?" fragte mich der Graf.

„Meinen Ew. Erlaucht vielleicht die Geschichte von der Ohrfeige, die ihm ein Taugenichts auf einem Balle gab?" —

„Nannte er Ihnen nicht den Namen dieses Taugenichts?" —

„Nein, Herr Graf, er nannte mir ihn nicht.... Ach! Gräfliche Erlaucht," sagte ich und eine drückende Angst trat auf mich ein, „verzeihen Sie... ich wußte nicht... Sind Sie es vielleicht, der ihm..."

„Ja, ich bin es!" fiel der Graf ein, „ich bin es, der ihm die Ohrfeige gab, und dieses Gemälde ist das Denkmal unseres letzten Duells."

„Ach, mein Geliebter! schweige von dieser schrecklichen Geschichte, Du tödtest mich sonst!" rief die Gräfin schmerzlich aus.

„Sei doch kein Kind!" entgegnete der Graf. Da der Herr nun einmal weiß, wie ich seinen Freund beleidigt habe, so kann er auch wissen, auf welche Art Silvio an mir Rache nahm." —

Der Graf schob mir einen Sessel näher und bat mich zu sitzen. Ich setzte mich und hörte mit größter Neugierde folgende Geschichte.

„Vor fünf Jahren heirathete ich," hub der Graf also an. „Den ersten Monat „the honny moon“ verlebte ich mit meiner Gemahlin hier im Dorfe. Wie ich die schönsten Minuten meines Lebens in diesem Hause verlebte, so verlebte ich auch die schrecklichsten darin. Doch zur Sache.

„Eines Abends ritt ich mit meiner Frau spazieren, ihr Pferd wurde scheu und sie fürchtete sich, länger aufzusitzen, daher stieg sie ab und ging zu Fuß nach Hause; ich aber nahm das Pferd beim Zügel und ritt voraus. Auf meinem Hofe angekommen, sah ich hier einen Reisewagen, und die Diener meldeten mir, daß ein Herr, der ein Geschäft mit mir abzumachen hätte, mich in meinem Cabinette erwartete. Seinen Namen wollte er nicht nennen, indem er versicherte, daß er ein alter Freund des Grafen sei. Ich begab mich sogleich in mein Cabinet und sah hier in der Dämmerung einen Mann, der sich seit mehreren Tagen nicht rasirt hatte; der stumpfe Bart entstellte seine Züge und dicker Staub lag auf seinen Kleidern. Er stand hier am Kamin. Ich trat vor ihn hin, ihn genau zu betrachten.

„Kennst Du mich nicht mehr, Graf?" sagte er mit gebrochener Stimme.

„Silvio?" sagte ich mit lauter Stimme, und ich muß gestehen, ich fühlte, wie sich in diesem Augenblicke meine Haare zu Berge richteten.

„Ja, ich bin es," antwortete er, „und bin gekommen, hier meine Pistole zu entladen; Du weißt, ich bin Dir noch einen Schuß schuldig. Bist Du bereit? . . ." — Die Pistole guckte ihm aus der Seitentasche. Ich maß sogleich zwölf Schritte ab, stellte mich dort in die Ecke und bat ihn, schnell zu schießen, damit meine Frau, die noch auf dem Heimwege war, uns nicht unterbrechen könnte. Silvio aber zögerte — er verlangte Licht. Man brachte Licht. Ich verschloß die Thüre und befahl, daß Niemand mit Gewalt einbräche. Jetzt nahm er die Pistole aus der Tasche und zielte . . . ich zählte die Secunden . . . ich dachte an mein Weib. Die schreckliche Minute ging vorüber! Silvio senkte die Waffe. Ich bedauere, sagte er, daß die Pistole nicht mit Kirschkörnern ge-

laden ist... die Kugel ist zu schwer. Mir ist, als sei dies kein Zweikampf, sondern ein Todtschlag, denn ich bin nicht gewöhnt, auf einen zu schießen, der keine Pistole in der Hand hat. Wir müssen das Duell daher von vorn anfangen, also das Loos ziehen, wer den ersten Schuß habe." —

Mein Kopf drehte sich in die Runde.... Wie mich dünkt, schlug ich ihm den Vorschlag ab... Aber es wurde noch eine Pistole geladen. Silvio rollte zwei Papierchen zusammen, legte sie in dieselbe Mütze, die ich ihm einst durchschossen hatte und reichte sie mir hin, ich zog wieder die erste Nummer.

„Graf, Du hast ein teuflisches Glück!" sagte er mit einem grausenerregenden Lächeln, das ich ewig nicht vergessen werde. Ich begreife noch nicht, was in diesen Augenblicken mit mir vorging und wie es dem schrecklichen Menschen gelang, mich zum Schießen zu bringen — doch genug, ich schoß — und schoß fehl, die Kugel fuhr in dieses Gemälde."

Der Graf zeigte mit dem Finger auf die Landschaft, sein Gesicht glühete wie Feuer; die Gräfin aber war bleicher, als ihr weißes Kleid; ein Ach! drängte sich aus meiner Brust.

„Ich schoß, und gottlob! ich schoß fehl," wiederholte der Graf. „Aber jetzt Silvio! Wahrhaftig, in dieser Minute war er ein Ungeheuer. Er schickte sich an, auf mich zu zielen. Urplötzlich ward die Thür gesprengt, meine Frau stürzte herein und mit einem Schrei des Entsetzens fiel sie mir um den Hals. Ihre Gegenwart brachte mich wieder zur Besinnung. „Meine Theure!" sagte ich zu ihr, „siehst Du denn nicht, daß wir Spaß treiben? Warum erschrickst Du doch sogleich? Gehe und trinke ein Glas Wasser, komme wieder und dann stelle ich Dir diesen meinen alten Freund und Waffengefährten vor." Meine Frau aber wollte mir nicht glauben.

„Spricht mein Mann die Wahrheit? treiben Sie wirklich nur Spaß mit einander?" fragte sie den schrecklichen Silvio.

„Er spaßt immer, Gräfin," antwortete er, „spaßend gab er mir einst eine Ohrfeige, spaßend durchschoß er mir diese Mütze, als ich sie auf dem Kopfe hatte, und spaßend schoß er vor einigen Minuten nach mir! Jetzt ergreift mich die Lust zu spaßen...." Und indem er dieses sagte, zielte er nach mir.... In ihrer Gegenwart. Meine Frau fiel ihm zu Füßen.

„Stehst Du auf! oder schämst Du dich nicht!“ schrie ich in der Wuth. Und Sie, mein Herr, wollen Sie aufhören, ein schwaches Weib zu beängstigen? Schämen Sie sich nicht! Wollen Sie schießen oder nicht?“ —

„Ich will nicht schießen!“ antwortete er, „ich bin damit zufrieden, daß ich Deinen Wankelmuth, Deine Feigheit sah. Ich ließ Dich nochmals auf mich schießen und damit bin ich zufrieden; aber Du wirst noch an mich denken, ich übergebe Dich Deinem eigenen Gewissen.“ Damit schritt er der Thüre zu, blieb stehen, warf einen Blick auf die Kugel in dem Gemälde, und ohne darauf zu zielen, schoß er seine Kugel auf die meinige. Das ist der bemerkenswerthe Schuß. Meine Frau lag in Ohnmacht, fuhr der Graf fort, meine Diener wagten es nicht, den schrecklichen Menschen aufzuhalten, sie sahen ihm mit Entsetzen nach. Er ging ungehindert auf den Hof, rief seinem Postillon und fuhr von dannen, noch ehe ich zu meiner völligen Besinnung zurückgekehrt war.“ —

Der Graf schwieg.

Also erfuhr ich das Ende dieser Geschichte, deren Anfang meine Neugierde so gewaltig angeregt hatte.

Dem Helden dieser Novelle begegnete ich nie wieder. Man erzählt, daß Silvio, als Ypsilanti den geschichtlich bekannten Aufruhr erregte, Anführer einer Partei gewesen sei, und den Tod in einem großen Gefechte gefunden habe.

XVI.

Das Testament Peters des Großen und einige Betrachtungen darüber.

Am Schlusse wollen wir nochmals den Blick richten auf das, was wir in staatlicher Beziehung über Rußland sagten und es vergleichen mit dem Testamente Peters I., das in neuerer Zeit, in einer Hinsicht mehr als zuviel und in einer andern noch zu wenig an das helle Licht der Oeffentlichkeit gezogen wurde.

Dieses Programm des großen Zaren, auf welches seine Nachfolger sehen sollen, wie der Lenker eines Schiffes auf den Kompaß, ist durchaus keine Erfindung westeuropäischer Politiker und am wenigsten eine Erfindung neuerer Zeit. Wenigstens kam es uns in Rußland schon vor 25 Jahren zu Gesichte, ohne daß wir ihm die geringste Aufmerksamkeit schenkten, indem es uns vorkam wie eine Fabel, die uns von keiner Seite interessiren kann. Betrachtet man aber, wie diese hinterlassenen Befehle des großen Zaren von seinen Nachfolgern großen Theils schon pünktlich erfüllt worden sind, so ist das Ding grade nicht so uninteressant und beweist, daß man sich nach seinen Vorschriften stets richtete, wie Weltumsegler nach den Seekarten. Späterhin kam uns dieses, in der That merkwürdige Testament noch ein paar Mal zu Gesichte und zwar wieder durch Franzosen, die es besaßen, wie das erste Mal. Der russischen Regierung mußte wohl der Umlauf dieses Programms Peters I. eben so gleichgiltig gewesen sein wie die Verbreitung der russischen Grammatik des Herrn Gretsch — wenigstens interessirte der französische Vortrag einige hohe russische Beamten, die zugegen waren, eben so wenig als das Programm

selbst, das ihnen auch so bekannt zu sein schien wie die Manifeste des Kaisers; denn sie zeigten sich außerordentlich gleichgiltig dabei.

Merkwürdig ist es, daß die in Rußland lebenden Franzosen nach dergleichen Actenstücke haschen wie ihre Theaterdichter nach Affecten, und daß man ihnen Dinge anvertraut, die den Deutschen sonst fremd bleiben, ungeachtet man weiß, daß sie in der Regel den größten Mißbrauch davon machen.

Das Journal de St. Petersbourg bringt nicht selten politische Artikel, welche die deutsche St. Petersburger Zeitung nicht bringen darf. In dieser Anordnung aber finden wir mehr Geringschätzung, als Furcht vor Etwas, das man nothwendig vermeiden muß — denn die Deutschen haben Rußland in jeder Beziehung so viel genützt, als die Franzosen ihm in jeder Hinsicht geschadet. — Aber wozu den Unmündigen in der Politik, im guten Tone und in vielem andern — oder seinen Dienern Sachen mittheilen, die nur für Politiker, für weltwichtige, geistreiche Leute Interessen haben können? So gemahnt uns das Ding und vieles Andere dazu. Aber wer sind denn diese Politiker, diese weltwichtigen, geistreichen Leute? Ei nun, wer anders als die Franzosen! Und wer sind die Unmündigen, die Diener? ...

Wir haben eine weit höhere Meinung von unsern deutschen Landsleuten, als die Russen und Franzosen von ihnen haben, daher trauen wir ihnen auch zu, daß sie im Stande sein werden, sich diese weltwichtige, geistreiche Frage selbst zu beantworten. Es liegt etwas Mysteriöses darin, daß die deutsche Nation, die gebildetste und mächtigste Europa's sich noch lange nicht so viel Geltung verschaffen kann, als sie werth ist.

Warum liegt ein so großer Zauber in dem Worte: Franzose, durch welches er sich schon allein in jedem fremden Staate, wenigstens so viel Geltung zu verschaffen weiß, als er werth ist? Weil er ihn selbst hinein gelegt hat! Und weil ihm die Gesandten seines Monarchen überall den höchsten Schutz angedeihen lassen!... Die Bescheidenheit ist der schönste Schmuck des Menschen; aber sie darf nicht auf Kosten seiner Würde geübt werden. Wenn man in den vornehmsten Gasthöfen Deutschlands aus Liebe zu den Franzosen Alles auf französischen Fuß setzt; auf den Bahnhöfen und an andern Orten Alles so einrichtet, daß der Franzose sich zurecht finden kann, ja, wenn man sogar in den

deutschen Badeörtern die Fremdenlisten in französischer Sprache erscheinen läßt, als wäre kein anderer Mensch da, als nur Franzosen, während doch dieses Alles in Frankreich ganz umgekehrt der Fall ist, und die Deutsche für ihre Höflichkeit noch immer viereckige Köpfe u. s. w., genannt werden; so hole der Teufel die ganze deutsche Höflichkeit, die am Ende noch schuld sein wird, daß wir eine Beute fremder Eroberer werden. Es fehlt uns hier an Zeit, die Grundursache zu untersuchen, warum der Deutsche mit all seiner Macht und Bildung noch immer eine so winzige Rolle in der Welt spielt und er sich, trotz seiner Großjährigkeit und Aufklärung noch immer nicht aus der fremden Vormundschaft herausreißen kann; denn das Programm Peters des Großen, das wir nebst einigen Betrachtungen darüber hier vorführen, nimmt unsere Zeit in Anspruch. Dieses Testament, mag man mit oder ohne Grund seine Authenticität bezweifeln, ist in unserer Zeit der Beherzigung werth. Wir können uns nicht rühmen, das Original dieses Programms, noch eine treue Abschrift davon gesehen zu haben, können daher auch keine Bürgschaft für seine Echtheit leisten, die sich aber in den geschichtlich erwiesenen Thatsachen nicht bezweifeln läßt.

Der berühmte fränzösische Schriftsteller, Herr Schnitzler, ein Mann, der Rußland gründlich studirte, und in viele Geheimnisse der russischen Politik und des Landes Interessen eingeweiht zu sein scheint, der mit der größten Freimüthigkeit, aber nie mit Gehässigkeit schrieb, hatte unstreitig dieses Programm vor Augen, wo er sagt:

„Peter der Große zeichnete Rußland den Plan seiner Politik vor. Derselbe bestand darin, den Lauf seiner Flüsse zu beherrschen, sich des baltischen Meeres offen zu halten, die Schweden auf ihre Halbinsel zu beschränken, Polen durch die Beförderung innerer Zwistigkeiten zu schwächen, aus dem Verfall des Türkenreichs den möglichsten Vortheil zu ziehen, die in Europa und Asien den Türken und Persern unterworfenen Christen für sich zu gewinnen, noch weit darüber hinaus seinen Einfluß zu dehnen und seinen Blick auf einen zukünftigen Handel mit einem ganzen Theil der Welt zu richten, den es längs einer unermeßlichen Linie berührt; Rußland endlich in den Angelegenheiten des Occident Geltung zu verschaffen, damit der Zar sich schmeicheln könne, ein gewisses Gewicht in die Wagschaale der Interessen aller Beherrscher der großen christ-

lichen Volksfamilie zu legen. Ein solches Programm hatte er schon verfaßt inmitten fast unentwirrbarer Verlegenheiten, worin ihn seine Leidenschaften für Reformen im Innern seines Reiches verstrickt hatten.“ —

Wir könnten hier noch einige geistreiche und gut unterrichtete Schriftsteller anführen, welche eben dasselbe Testament bei vielen ihrer Prophezeiungen und Schilderungen zum Grunde hatten; da sie sich aber in ihern Werken nur mit Gehässigkeit über Rußland aussprachen, so können wir hier keine Notiz davon nehmen. Denn mit solchen Werken ist den Westeuropäern, die sich über russisches Sein und Streben belehren wollen, eben so wenig gedient, als Rußland selbst. Ein sehr geistreicher Mann und entschiedener Gegner Rußlands sagte einmal zu mir: „Seit ich den Custine gelesen, habe ich eine viel bessere Meinung von Rußland erhalten.“ —

Dieses Programm aber lautet, wenn auch nicht wortgetreu, so doch seinem Geiste nach also:

„Im Namen der heiligen und untheilbaren Dreieinigkeit. Wir Peter I., Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen 2c. 2c. 2c.

An alle unsere Nachfolger auf dem russischen Throne und in der Regierung des russischen Volkes.

„Der gnädige Gott, der uns unser Leben und unsere Krone gegeben, hat uns stets mit seinem Lichte erleuchtet, und uns stets mit seiner Hilfe beigestanden. Nach seinem heiligen Plane sehen wir das russische Volk zur Alleinherrschaft über Europa in der Zukunft berufen. Die andern Nationen, wenigstens ihre Mehrzahl, befinden sich im Zustande des Greisenalters oder eilen doch mit raschen Schritten ihrer völligen Hinfälligkeit entgegen. Sie können daher leicht durch ein junges und neues Volk, wenn dieses zu seiner vollen Kraft erwachsen sein wird, besiegt und unterjocht werden.“ —

Diese Meinung des großen Zaren erinnert an das, was er kurz vor der Schlacht bei den Alandsinseln in Mitten der Bojaren zu diesen und zu allem russischen Volke sprach, welches sich bei Kronstadt versammelt hatte, um ein Schiff mit 80 Kanonen vom Stapel laufen zu sehen. Gordon, der als russischer Oberst und General die Schlachten bei Narowa und Pultáwa mitgemacht und der von Peter dem Großen geliebt und geachtet wurde, theilt uns diese Rede mit, aus der wir folgendes hier wieder geben.

„Brüder," sagte der große Zar zu der hier versammelten Menge, „ist wohl Einer unter Euch, der vor dreißig Jahren zu ahnen gewagt hätte, daß er das baltische Meer nach Art der civilisirten Völker mit einer russischen Flotte bedeckt und unser Land mit einem disciplinirten, kriegstüchtigen Heere erblicken würde? Die Künste und Wissenschaften haben ihren Ursprung in Griechenland, von wo aus sie der Geist der Zeit nach Italien und von da aus nach Deutschland, Frankreich, England, Schweden und Polen, aber niemals zu uns geführt hat. Diese Ungunst aber haben wir einzig und allein der Trägheit und dem Unverstand unserer Vorfahren zuzuschreiben. Jene Länder lagen einst in eben dem Schlamme der Unwissenheit, in welchem wir bisher gelegen; aber ihre Beherrscher sahen es gar bald ein, daß da, wo keine Künste und Wissenschaften aufgenommen, genährt und gepflegt werden, auch keine wahre Cultur aufkommen kann, daher nahmen sie dieselben auf und ahmten den Griechen nach. Jetzt aber ist die Reihe an uns gekommen. Die Wanderungen der Wissenschaften sind zu vergleichen mit dem Umlaufe des Blutes im menschlichen Körper, und ich bin überzeugt, daß die Wissenschaften Deutschland, England, Frankreich und andere Länder wieder verlassen und dann bei uns Wohnung nehmen werden, bis sie wieder nach Griechenland, wo sie ihren Ursprung nahmen, zurück wandern werden.

Doch ist Euer Fleiß und Gehorsam und Euer guter Wille zum Gedeihen echter Bildung unumgänglich nothwendig. Wenn Ihr das große Werk, das wir durch Gottes Gnade ins Leben gerufen, ernstlich und mit Liebe angreifet und Ihr es Euren Nachkommen also anzugreifen an's Herz leget, so werden die Russen dereinst im Stande sein, die gesittetsten Völker zu beschämen, und die Ehre des russischen Stammes auf die höchste Stufe der Macht und Vollkommenheit zu bringen. Amen.

„Jei, jei'" wahrhaftig, antworteten die Bojaren.

Es wird hierbei auch noch folgende Anekdote erzählt.

Der Fürst Ménschikow, Peters I. größter Günstling, dem es vor allen Andern gestattet war, dem Zaren seine Meinung frei heraus zu sagen, soll geäußert haben, daß die Prophezeihung: „Bis die Wissenschaften von Rußland wieder nach Griechenland wandern werden," eben nicht mehr Trost für Rußland, als für die übrigen Länder,

mit Ausnahme Griechenlands, enthielte, worauf der Zar geantwortet haben soll: „Du Thor! wer wird denn Griechenland dereinst beherrschen? Sind die Russen nicht wahre Brüder der Griechen? Forsche einmal fleißig in der Geschichte der Völker, so wirst Du das finden. — und sind sie es nicht durch das Höchste im Leben und im Tode, durch unsere heilige Religion? Wer anders als der dreieinige Gott hat die alte Verheißung unter die Griechen gebracht, daß sie nur durch ihre rechten Brüder, die Russen, von dem schmählichen Joche, das der Erzfeind, die Türken, ihnen auferlegt, für immerdar befreit werden sollen?" — —

„Nach Gottes ewigem Rathschlusse ist eine stete Bewegung der Völkerströmungen von Nordosten gegen Südwesten bestimmt; wir sehen diese Bewegung auch in den überschwemmenden germanischen Barbaren, die in das ermattete Römerreich einbrachen. Diese Völkerströmungen aus den Polar-Ländern her sind zu vergleichen mit dem Nilstrome, der mit seinem Schlamme die Felder Egyptens befruchtet.

Wie ich Rußland vorfand, war es ein Bach; — als einen Fluß hinterlasse ich es; aber unter meinen Nachfolgern muß es ein großes Meer werden, welches bestimmt sein dürfte, das unfruchtbar werdende Europa wieder zu befruchten. Dieses Meer, wenn meine Nachfolger seinen Lauf nur zu leiten verstehen, wird alle Dämme niederstürzen oder überfluthen, keine Gewalt wird Widerstand zu leisten im Stande sein." —

Wie jener Bach nach und nach und zwar in einer so kurzen Zeit zu einem wirklichen Meere angewachsen ist, macht uns der berühmte französische Statistiker, Herr J. H. Schnitzler klar.

Er sagt: Rußland besaß	Bodenfläche in Kilometres.	Bevölkerung.
1689 Bei der Thronbesteigung Peters des Großen	14,500,000	16,000,000
1725 Bei dessen Tode	15,000,000	20,000,000
1763 Bei der Thronbesteigung Katharina II.	17,500,000	25,000,000
1796 Bei deren Tode	18,200,000	33,000,000
1825 Beim Tode Alexanders . .	20,500,000	55,000,000
Fügt man die unter Nikolaus I. gemachten Eroberungen hinzu, so kommt gern und gut heraus eine Territorialgröße von	21,000,000	60,939,290

Wer erfahren will, welchen Antheil die einzelnen Haupttheile Rußlands an diesen so furchtbaren Zahlen nehmen, der wird sein Verlangen durch die nachstehende Uebersicht befriedigt finden, die wenigstens annähernd richtig ist. Statt der □Kilometres ist die Bodenfläche hier in □Wersten berechnet, bekanntlich ist aber der Unterschied zwischen beiden Maßen nur unerheblich. Die Werst verhält sich zum Kilometre wie 1 zu 1,14.

	Bodenfläche in □Wersten.	Bevölkerung.
Das frühere Moskowitenthum wie es in der Mitte des 16. Jahrhunderts ohne Sibirien, war . . .	3,200,000	30,000,000
Klein-Rußland	230,000	8,000,000 *)
West-Rußland	430,000	9,000,000
Süd-Rußland	520,000	4,000,000
Transkawkásien	180,000	1,300,000
West-Sibirien	5,272,000	1,478,000
Ost-Sibirien	8,330,000	950,000
Russisches Amerika	850,000	61,000
Königreich Polen	111,000	4,770,000
Großfürstenthum Finnland	336,700	1,380,000
Totalsumme	19,459,700	60,939,000

*) Woher kommt es doch, daß die Angaben der Geographen und Statistiker von der Flächengröße und Bevölkerung Rußlands so sehr von einander abweichen? Weil das Sprichwort: „Das unermessliche Rußland" auch ein wahres Wort ist, und weil es in den russischen Zuständen und im Geiste des Beamtenthums gegründet ist, daß die Regierung selber eine so ganz genaue Angabe über die Bevölkerung ihres Reiches, wie es in andern Staaten wohl möglich ist, nicht erhalten kann, und sie sich auch lieber diese Zahl größer, als kleiner angeben läßt. Wir gaben auf Seite 303 die Bevölkerung Kleinrußlands zu sechs und einer halben Million an, freilich nach der letzten Schätzung, die vorgenommen worden war, als wir in der Ukraine ankamen, wie sie aber von den besten Geographen noch vor ein paar Jahren angegeben worden ist. Andere Statistiker steigern sie gar bis zu 1 Million. Herr von Haxthausen, der wohl unterrichtete Gelehrte, besuchte Kleinrußland im Anfange der Vierziger Jahre, als wir dieses Land verließen; er sagt in seinem vortrefflichen Werke: „Man kann 6 Millionen Kleinrußländer annehmen." Die Ausländer aber sammt allen andern, welche dieses Land mitbewohnen und nicht zu den Chochlis gehören, welchen Ekelnamen

Hier ist erstens noch zu bemerken, daß Sibirien hundert Jahre vor Peter dem Großen ganz erobert wurde, und zweitens, daß diese Volkszählung im Anfange der Vierziger Jahre Statt, fand.

„Wie einst Moses dem Volke Israël die Gesetztafeln gab, so übergebe ich meinen Nachfolgern mein Testament, mit den Vorschriften, nach denen sie sich strenge zu richten haben und welche folgende sind:

---

man den Kleinrußländern ihres zerzausten Haares wegen gab, erreichen die Zahl von 2 Millionen durchaus nicht. (Das Wort Chochól bedeutet Schopf, Büschel, Federbusch, und da sich die Kleinrußländer in früheren Zeiten den Kopf, nach Art der Chinesen schoren, aber in der Mitte ein Büschel stehen ließen, so rührt ihr Beiname auch wohl daher). Ferner sagt Herr von Haxthausen: „Man rechnet die ganze Bevölkerung Sibiriens auf 2½ Millionen Köpfe. Hiervon kommen auf die 154,000 Q. Meilen, Ost-Sibiriens nur 886,000 und auf die 87,000 Q. Meilen West-Sibiriens 1,770,000 Köpfe." Auf Seite 278 ließen wir den Bayer, der sich nach dem kühnsten Rechner Rußlands richtete, die Arealgröße Sibiriens zu 280,000 Q. Meilen angeben. Er verstand wohl darunter die Flächengröße des ganzen asiatischen Rußlands, die aber kaum so groß sein wird, indem sie nur auf höchstens 277,000 Q. Meilen angeschlagen werden kann. An einer andern Stelle sagt Herr von Haxthausen: „Sibirien ist ein Welttheil von mehr als 211,800 Q. Meilen, also ungefähr 20 Mal so groß als Frankreich." Das stimmt nun freilich mit der Flächengröße Sibiriens, wie sie Herr v. Haxthausen und Herr Schnitzler angeben, nicht überein. Diese Zahl 211,800, welche Herr v. Haxthausen in seinem Werke auch oft wiederholt, ist wohl die richtige, indem der kühnste Erdmeßkundige nicht mehr als 212,000 Q. M. herausbringt. Da es für Leser, welche das Werk des Herrn Haxthausen nicht kennen, interessant sein mag, noch folgendes über Sibirien zu vernehmen, so lassen wir diesen berühmten Schriftsteller selber sprechen: — Sibirien liegt zwischen dem 45. und 77. Grade nördlicher Breite und dem 60. und 190. östlicher Länge. Während seine nördlichen Theile demnach nördlicher, als irgend ein Theil Europa's liegen, haben die südlichen etwa dieselben Breitengrade wie Bordeaux und Venedig. Etwa der vierte Theil des Landes liegt demnach in der gemäßigten Zone. Allein es ist ein bekannter Erfahrungssatz, daß, je weiter nach Osten, desto rauher das Klima, und auch je stärker die Gegensätze von Hitze und Kälte, wenn auch gleicher Breitengrad vorhanden. So ist dann selbst im südlichen Sibirien eine Kälte von 30 bis 36 Grad (Reaum.) gewöhnlich, wie wohl durch ganz Sibirien die Hitze im Sommer oft auf 40 bis 45° steigt. Die ganze Nordküste Sibiriens längst dem Eismeere, über 1000 Meilen lang und 30 bis 300 Meilen breit, ist, so viel man sie kennt,

„1. Das russische Volk ist stets im Zustande des Krieges zu erhalten und dem Heere nicht mehr Ruhe zu geben, als es der Zustand der Finanzen erheischet. Keine Gelegenheit, die zum Angriffe geeignet, vorüber gehen zu lassen. Im Kriege wie im Frieden Alles zu benutzen, was zur Vergrößerung Rußlands und zu seinem Gedeihen förderlich ist." —

Was diese Puncte betrifft, so kam Katharina II., die ganz im Geiste Peters I. regierte, dem letzten Willen ihres großen Vorfahren so weit nach, als es ihr nur möglch war.

---

ein Morast mit Moos und Flechten überzogen, über welche Thiere und Menschen im Sommer nicht gehen könnten, wenn die Erde nicht mehrere 100 Fuß tief ewig gefroren bliebe und im Sommer nur kaum einen Fuß tief aufthauete."

Die Herren Schnitzler und Haxthausen sind zwei gelehrte über russische Zustände wohl unterrichtete Männer, welche zu den vorzüglichsten Schriftstellern, die je über Rußland schrieben, gerechnet werden müssen. Herr von Haxthausen besitzt überdem noch eine ihm nur eigenthümliche Gabe, das Leben der russischen Bauern recht idyllisch und ihre Zustände von mancher Seite so beneidenswerth darzustellen, daß mancher westeuropäische Proletarier wohl Lust bekommen könnte, nach Rußland zu gehen, um dieses idyllischen Lebens theilhaftig zu werden, vorausgesetzt, daß man ihn hineinließe, denn es läßt sich seit vielen Jahren nicht mehr so gradezu hineinlaufen wie früher. Obgleich wir nun, trotz unsers langjähren Aufenthalts in den russischen Dörfern, und trotz aller unserer Gemüthlichkeit dem russischen Leben nichts beneidenswerthes abgewinnen konnten, so sind wir doch nicht im Stande, den Herrn von Haxthausen in Allem, was er über Rußland sagt, einer einzigen Unwahrheit zu zeihen. Und jeder Andere, der da glaubt, er sei im Stande dieses thun zu können, kennt entweder Rußland nicht oder er will es nicht kennen, weil er es haßt. So etwas vermag in der That, nur der Zauber der Darstellungsart des von Herzen gutmüthigen Herrn von Haxthausen. Uebrigens spielt aber auch der Geschmack eine Hauptrolle dabei, und der Philosoph schreibt ganz anders, als der Nichtphilosoph. So findet z. B. Herr von Haxthausen, ein echter Philosoph, die Tracht der russischen Aufwärter in den russischen Gasthöfen recht hübsch und niedlich, während ich grade das Gegentheil davon fand; denn wenn mir solche Burschen in ihrer hübschen Tracht, die nur in einem Hemde, einem Paar Hosen und Stiefeln besteht — das Hemd über den Hosen und die Enden dieser in den Stiefeln — das Essen auftrugen, konnte ich vor Ekel nichts genießen. Das ging mir sehr oft so, zumal in den vornehmern Gasthöfen oder Restaurationen, wo nur weißfarbige Hemden und schwarzsammetne Hosen getragen werden. Der Teufel hatte mir früher in den Kopf gesetzt, ich sei ein Stück von einem Philosophen,

Auch Alexander I. war, was den ersten Punct angeht, fast während seiner ganzen Regierung in die Nothwendigkeit gesetzt, den letzten Willen seines großen Ahnherrn nachzukommen. Desgleichen auch Kaiser Nikolaus, der während seiner ganzen Regierung unermüdlich strebte, das zu vollbringen und zu befestigen, was seine eroberungssüchtige Großmutter, Katharina II., entworfen und erobert hat. Und wenn auch seine Waffen an den Grenzen seiner europäischen Nachbarn einige Jahre ruheten, auf dem Kaukásus, an dem für Russen stets geöffneten Grabe, ruheten sie keinen Augenblick. Und in seiner nahen und nächsten Umgebung hielt er seine Soldaten durch fast ununterbrochene Paraden und Manövers in beständiger kriegerischer Uebung. Denn es ist wohl kein Regent in Europa, der für solche militärische Schauspiele so viel Liebhaberei zeigte, als eben Kaiser Nikolaus. Bei sechszehn und mehr Grad Kälte erscheint er zu Fuße oder zu Pferde, nicht selten ohne Mantel, um zu commandiren und zu mustern. Daher war der russische Soldat auch niemals so geschickt einexerzirt, und Alles, was zum Kriegswesen gehört, in so musterhafter Ordnung, als unter seiner Regierung. Mit unermüdlicher Thätigkeit, mit List und Gewandheit hat er Alles, Alles vorbereitet, um bei einer Gelegenheit, die seinem Plane günstig scheine, ganz Europa in Erstaunen zu setzen, um dem letzten Willen seines großen Ahnen nachzukommen. Aber er eilt der Zeit voraus! „Wenn das russische Volk zu seiner vollen Kraft erwachsen sein wird," sagt Peter der Große, dann . . . . Aber das ist's noch nicht und wird es auch noch lange nicht sein. — Die ewigen Gesetze der Schöpfung bestimmen Alles — die ganze Natur ist in stetem Fortschritte zu ihrer Verschönerung und Veredelung begriffen, aller Rückschritt, aller Stillstand, den das beschränkte Auge zu erblicken wähnt, ist nur scheinbar; unaufhaltsam schreitet der Mensch auf dem Wege zu seiner sittlichen Veredelung und Vervollkommnung weiter und keine Reaction, keine Macht der Erde hemmt ihn in seinem Fort-

---

bis der Ekel, den mir jene Tracht einflößte, mich mit einem Male von meiner fixen Idee curirte.

Wer über Rußland schreiben will, kann sich nach den Werken des Herrn Schnitzler wohl richten, da dieser berühmte Schriftsteller das Riesenreich gründlicher studirte, als viele Andere. Er gibt die ganze Arealgröße Rußlands auf 372,636 Q. Meilen an.

schritte. Und in dem Grade, wie er weiter schreitet, muß ihm auch der Despotismus, der ihm seine höchsten irdischen Güter gefährdet, verhaßter werden. Das hat Rußland seit lange, ganz besonders aber seit seiner verwegenen Herausforderung erfahren.

Aus allen Theilen der civilisirten Welt erheben sich die Stimmen, diesen Despotismus zu verurtheilen, erheben sich thatkräftig die Völker, unter ihnen die edelsten Männer, ihn zu vernichten. Er verspricht keinem etwas Gutes, auch den Wenigen nicht, die ihm noch in Westeuropa huldigen mögen, dessen können sie versichert sein! —

2. „Kein Mittel unbenutzt zu lassen und keine Ausgabe zu schonen, um berühmte Offiziere und Gelehrte aus allen civilisirten Staaten in den russischen Dienst zu ziehen; denn so macht Rußland sich das Beste aller Nationen zu eigen, ohne daß sein Volk dabei die ihm eigenthümlichen Vorzüge verliert." —

Peter der Große wußte zu gut, was die Ausländer, die Militairs wie die Bürgerlichen zur Erreichung seines großen Zieles und zur Befestigung seiner Macht beigetragen hatten, und was sie zum Wohl seines Landes auch noch ferner beitragen könnten. Daher ertheilte er ihnen auch die ausgedehntesten Privilegien. Denn es ist nicht genug, Leute in's Land zu berufen, um von ihnen sein rohes Volk in die Zucht und Lehre der Cultur zu nehmen, und sich vermittelst ihrer Kräfte eine Macht zu schaffen, womit man der ganzen Welt zu imponiren gedenkt, sondern man muß auch dafür sorgen, daß diese Leute zufrieden sind, daß ihnen der Aufenthalt in dem neuen Vaterlande durch nichts verleidet werde. Das wußte und beobachtete der große Zar auf's genaueste. Als er daher einen Verdienstadel schuf, ließ er auch jeden Ausländer, der fähig und würdig dazu war, daran Theil nehmen, ohne ihn direct an Rußland zu fesseln. Denn er wußte ebenfalls recht gut, daß, wer in seinem zweiten Vaterlande zufrieden ist, sich nicht leicht daraus begibt. Nichts ist dem gebildeten freien Menschen mehr zuwider, als der Zwang. Wo er ihn daher nur wittert, leistet er lieber auf materiellen Vortheil Verzicht, um frei und unabhängig zu sein. Und daher kam es, daß viele Ausländer, sowohl Offiziere als Civilbeamte, Rußland verließen, als die Ukasen des Kaisers Nikolaus erschienen, kraft derer kein Ausländer in den russischen Dienst treten noch darin verbleiben kann,

der nicht den russischen Unterthaneneid geleistet. Eine einzige Ausnahme hiervon machte indeß das Ministerium des Unterrichts, in welchem der Ausländer noch Aemter bekleiden durfte. Es wäre den meisten Ausländern nicht eingefallen, das Land zu verlassen; sie wären vielleicht ihr ganzes Leben lang darin geblieben, hätte sie der Zwang nicht gemahnt, daß es in einem so streng despotischen Lande nie geheuer sein kann. Kaiser Nikolaus ist also in diesem Punkte seinem großen Ahnen diametral entgegen, denn er glaubt, sein Volk sei schon zu seiner vollen Kraft erwachsen und bedürfe der Ausländer in keiner Hinsicht mehr. Noch ehe in Westeuropa sich so viele unruhige Köpfe zeigten, hatte er schon sein Land für die meisten Ausländer fast hermetisch verschließen lassen. Er eilte der Zeit voraus, wie wir schon auf Seite 23, 25 und 41 angedeutet haben. Doch die Geschicke der Völker müssen erfüllt werden. Vielleicht daß durch dieses zu frühe Vorauseilen die Morgenröthe eines neuen geistigen Lebens in Rußland um ein Jahrhundert früher anbrechen wird, als es sonst geschehen sein würde.

3. „Bei allen Gelegenheiten Theil nehmen an den Verwickelungen und Händeln Europa's, ganz besonders aber an denen Deutschlands.“ —

Katharina II. und alle ihre Nachfolger sind, was diesen Punkt betrifft, dem letzten Willen ihres großen Ahnen auf das pünktlichste nachgekommen. Denn es geschah seitdem in ganz Europa nichts von einiger Bedeutung, wobei Rußland seine anmaßende Stimme nicht erhoben hätte. Aber warum sollen wir die kaum vernarbten und noch lange nicht geheilten Wunden, die Rußland dadurch unserm Vaterlande schlug, aufreißen? Sie sind Allen bekannt genug und ein Jeder leidet noch minder oder mehr daran.

4. „Polen verwirrt machen und schwächen durch beständige Unruhen und Parteikämpfe. Die Einflußreichen bei den Königswahlen, durch Geld zu gewinnen. Die Mitbewerber unter unsern Schutz zu nehmen, Truppen einrücken zu lassen, um sie nicht wieder herauszuziehen. Machen die nächsten Mächte dieser Handlung Schwierigkeiten, müssen sie für den Augenblick durch Theilung des polnischen Landes beruhigt werden bis zu gelegener Zeit, in der das Gegebene wieder zu nehmen ist.“ —

Was diesen Punkt betrifft, erfüllte Katharina II. den letzten Willen ihres großen Vorfahren mit einer Gewissenhaftigkeit, wie dieser es kaum träumen konnte. Sie machte Polen nicht nur durch beständige Unruhen und Parteikämpfe verwirrt und schwach, ließ nicht nur russische Truppen einrücken und ihren Stellvertreter, den Fürsten Répnin mit unumschränkter Macht und roher Willkür darin walten und schalten, sondern sie gab dem Lande sogar ihren frühern Günstling, Stanislaus Poniatowssky, zum Könige, eine russische Politik, die für das Unglück Polens entscheidend war. — Der Theilungsvertrag wurde bald abgeschlossen. Das dadurch Gegebene aber bei einer guten Gelegenheit wiederzunehmen, wie Peter I., verschmitzt genug, in seinem Testamente spricht, überließ die Zarin ihren Nachfolgern, indem ihr Leben, obgleich lang genug zur Befestigung der Macht Rußlands — doch zu kurz war, um die günstigste Gelegenheit dazu abwarten zu können.

Aber schon auf dem Congreß zu Wien dachte Kaiser Alexander, daß die Zeit da sei, um wiederzunehmen, was seine Großmutter gegeben hatte. — Allein England, das sich bei diesem Congreß durch Lord Castlereagh vertreten ließ, sträubte sich mit aller Gewalt gegen die Wiedernehmungs-Gelüste des Zaren. Es wollte durchaus nicht, daß die zwei nachbarlichen Mächte Rußlands von der Theilung ausgeschlossen werden würden. „Würden diese beiden Mächte einwilligen," nämlich in das damals russischerseits projectirte Arrangement, das einstmalige Herzogthum Warschau in ein von der Krone Rußlands abhängiges Königreich Polen umzuwandeln, „so würden sie ihren eigenen Ruin unterschreiben und sich, von militairischem Gesichtspunkte aus, den Angriffen eines mächtigen Nachbarn preisgeben," sagte Lord Castlereagh auf dem Congreß zu Wien. Auch in die Wiederherstellung der polnischen Monarchie, in welcher Alexander die Rolle eines constitutionellen Königs zu übernehmen gewillt war, wollte der Repräsentant Englands durchaus nicht eingehen, weil er befürchtete, daß der russische Despotismus bei der ersten besten Gelegenheit die Regierungsform wieder ändern würde. Alexander meinte es am Ende aber doch aufrichtig mit Polen; er wollte das an ihm begangene Unrecht wieder gut machen, und vergebens stellte ihm Lord Castlereagh vor, daß, wenn

die Russen sähen, wie die Polen sich der constitutionellen Vortheile erfreuten, von denen die rechten Kinder des Zaren ausgeschlossen seien, dieses unfehlbar in seinem eigenen Staate eine politische Gährung hervor bringen müßte. Allein Alexander bestand auf seinem Willen, denn er dachte dadurch den Umtrieben der Polen ein für alle Mal ein Ziel zu setzen. Das Werk kam zu Stande. Die Polen erhielten Institutionen, welche die Bewahrung ihrer Nationalität sicher stellten. In einer Schlußacte des Wiener Congresses heißt es: „Se. Kaiserliche Majestät behält sich vor, diesem Staate, der, obgleich mit dem Kaiserreich Rußland verbunden, doch eine getrennte Verwaltung genießt, die innere Ausdehnung zu geben, wie Se. Majestät es für angemessen erachten wird.“ — Dem Präsidenten des Senats, Grafen Ostrowsky, schrieb Alexander von Wien aus: „Mit besonderer Befriedigung zeige ich Ihnen an, daß das Schicksal Ihres Vaterlandes endlich durch Vertrag sämmtlicher zum Congreß vereinigten Mächte bestimmt worden ist.“ — Dieses gute Schicksal Polens war aber nur von kurzer Dauer. Schon bald nach dem Congreß von Aachen änderte Alexander seine liberalen Gesinnungen, und der Großfürst Constantin führte in dem constitutionellen Königreiche ein förmliches Unterdrückungssystem ein. Wie Kaiser Nikolaus Polen regierte, ist allgemein bekannt. Um gerecht zu sein, müssen wir aber hinzufügen, daß die russischen Authokraten zwar ihr ganzes Reich mit Unumschränktheit beherrschen mögen, aber nicht die Verhältnisse, von denen sie selbst beherrscht werden. Zu jener Zeit sahen andere Nationen, die gerechtere Ansprüche auf eine vernünftigfreie Verfassung hatten, als die Polen, ohne sie zu erhalten, mit Neid und Verdruß auf die Rechte, welche diesen letztern eingeräumt worden und zwar von dem russischen Absolutismus selbst. Eine fast allgemeine Unzufriedenheit zeigte sich nicht bloß in Rußland, sondern auch in andern Staaten, deren Fürsten in Furcht geriethen, in welcher sie die freisinnigen Tendenzen des Zaren verurtheilten und bekämpften, bis dieser ihre gegründete oder nicht gegründete Furcht theilte und den constitutionellen Freiheiten in seinem Königreiche wieder ein Ende machte.

5. „Von Schweden mehr und mehr Gebiet zu nehmen, es zum Kriege zu reizen, und sein mögliches Bündniß mit

Dänemark zu vereiteln, — beide Staaten in beständiger Rivalität zu erhalten." —

Das Gebiet, welches Rußland von Schweden eroberte, ist größer, als das noch übrig gebliebene Königreich Schweden.

— Und die schönen Träume unter den Leuten auf der skandinavischen Halbinsel: durch herzinnige Brüderlichkeit und Einheit die sechste europäische Hauptmacht zu bilden, sind immer nur schöne Träume geblieben. —

6. „Die Gemahlinnen für die russischen Prinzen immer aus deutschen Prinzessinnen zu wählen u. s. w." —

Dieser Satz bedarf weiter keiner Erklärungen.

7. „Des Handels wegen ein Bündniß mit England suchen, was leicht zu finden ist, da es unser Bauholz zu seiner Flotte, und unsere anderen Rohproducte zu seiner Betriebsamkeit nöthig hat. Beides ist gegen sein Gold umzutauschen. Aus dem beständigen Verkehr zwischen seinen Kaufleuten und Matrosen und den russischen den möglichsten Nutzen zur Ausbildung der unsrigen zu ziehen." —

Zum Unglück aber sind Rußland und England zwei große Nebenbuhler geworden, indem sie es beide auf einen bis jetzt für Europa noch fest verschlossenen Schatz abgesehen haben, wozu beide aber einen Schlüssel besitzen.

„Für die Zukunft Europa's," sagt Herr von Harthausen, „wird nichts einflußreicher sein, als die Verhältnisse zu den großen Reichen und Ländern des innern Asiens in der Linie von Kleinasien bis China. Von zwei Seiten versucht nun Europa einen Schlüssel zu dessen Erschließung! Den einen haben die Engländer in Ostindien und sie sind bereits seit lange in großer Thätigkeit zu Lande nach der Bucharei und Thibet vorzudringen, während sie mit dem rechten Arm China, mit dem linken Persien durch ihre Flotten sich zu erschließen suchen. Den andern Schlüssel hat Rußland in Händen, es ist Sibirien. Bis jetzt ist von hieraus nur ein leiser Anfang zur Erschließung des innern Asiens geschehen. Rußland ist noch zu sehr beschäftigt mit seinen Verhältnissen zu Westeuropa." —

Der Schlüssel, den Rußland hat, geht also ein wenig schwer und es fehlt in Sibirien an Kräften, wie wir schon auf Seite 278 angedeutet, ihn gehörig herum zu drehen. Rußland will sich daher noch einen andern Schlüssel erobern, nämlich den ganzen Kaukasus, der ihm die Pforten durch ganz Kleinasien

öffnen könnte und dann . . .! Aber England liegt dem Koloß im Wege, wie es einst Napoleon I. im Wege lag, als dieser von der Herrschaft in Indien träumte. Denn es unterstützte seit lange, direct und indirect Rußlands Feinde, die Tscherkessen. Die meisten abendländischen Staatsklugen lächeln über die schönen Träume der Russen. Da aber die Engländer, die grade nicht so gemüthlich sind wie jene, wissen, daß Träume oft zur Wahrheit werden, so machen sie eher eine ernste als heitere Miene dazu . . . Allen Scherz bei Seite! Calcutta, das so groß ist wie St. Petersburg und auch hinsichtlich seiner Bauart an die nordische Hauptstadt erinnert, gäbe eine prächtige russische Residenz ab, die den Zaren mehr werth wäre, als selbst die prachtvolle an der Newa. —

8. „Uns fortwährend an den Küsten des baltischen und des schwarzen Meeres ausdehnen." —

Wie weit Rußland sich an diesen Meeren ausgedehnt hat, zeigt uns die Karte.

„Wenn ich die staatliche Einheit und Untheilbarkeit Rußlands als eine Nothwendigkeit betrachten muß," sagt Heer von Harthausen, „so muß ich doch von der andern Seite auch behaupten, daß es keine erobernde Macht sein kann und darf. Es hat erobert und mußte erobern, so lange es sich um den Gewinn einer innern Einheit und Unabhängigkeit und einer soliden Stellung handelte. Es konnte nun einmal ohne die Meeresküsten des baltischen und schwarzen Meeres niemals ein compacter, in sich geschlossener und äußerlich mächtiger Staat werden. Aber jede fernere Eroberung ist ihm schon gegenwärtig mehr eine Last, als ein Vortheil und Zuwachs der Macht geworden. Jedes Dorf, das es aber noch gegenwärtig erobern möchte, würde eine nicht zu berechnende Vermehrung der Last und Schwäche der innern Macht sein. Rußland hat mit der Eroberung seines Innern noch länger, als ein Jahrhundert zu thun! Was helfen ihm eine Million unzuverlässige Unterthanen in einem eroberten Lande, die es durch eine zahlreiche Armee bewachen lassen muß, während es durch Eroberung seines Innern in wenigen Jahren 10 Millionen zuverlässiger und homogener Unterthanen gewinnen kann." —

9. „Das Ziel unabläßig auf Constantinopel und Indien richten, wer Beides besitzt, ist Herrscher der Welt. Durch fortwährende Kriege gegen die Türken wie gegen Persien dieses

Ziel zu erreichen streben. Werfte und Niederlegungen von Kriegsmaterialien am schwarzen und baltischen Meere sind nöthig, um beide nach und nach ganz zu beherrschen. Der Untergang Persiens ist schnell zu bereiten; an seinem Meere vorzudringen — wo möglich durch Syrien bis nach Indien, dem Stapelplatz des Welthandels — dann können wir das Gold der Engländer missen." —

10. Bündniß mit Oestreich sorgfältig suchen und pflegen, seiner Idee von der künftigen Herrschaft in Deutschland schmeicheln und doch geschickt die Eifersucht der Andern anfachen und schüren, sorgfältig trachten, daß die Sopérniki (Nebenbuhler, Gegner) Rußlands Hilfe ansprechen. Die Ausübung eines Protectorats über das Ganze ist der sicherste Weg zum Ziele.

11. Die Hilfe Oestreichs zur Vertreibung der Türken ist zu gewinnen, seine Eifersucht auf Constantinopel unschädlich zu machen durch anderweitigen Krieg oder Theilung der Beute bis auf spätere Reclamation.

12. Unermüdlich und geschickt trachten, über alle, vornehmlich über die in Ungarn und dem südlichen Polen verbreiteten Schismatischen Griechen ein entscheidendes Uebergewicht zu gewinnen durch irgend eine Art weltlicher oder geistlicher Obergewalt, uns zu ihrem Mittelpuncte und Schutze zu machen. Je glücklicher dieses bewerkstelligt wird, desto mehr Freunde werden wir unter unsern Feinden haben. —

13. Wenn Schweden klein gemacht, Persien bezwungen, Polen unterjocht, die Türkei erobert, unsere Landarmee gut gerüstet, das baltische und schwarze Meer von unseren Flotten beherrscht sind, muß den Höfen von Wien und Versailles, jedem besonders und im Geheimen, jenem zuerst, diesem zuletzt, der Vorschlag gemacht werden, mit uns die Herrschaft der Welt zu theilen. Nimmt ihn einer an, was, wenn auf seine Ehr- und Ruhmsucht gehörig eingewirkt wird, nicht zweifelhaft sein kann, so dient er als Werkzeug, um den andern ohnmächtig nieder zu drücken. Der übriggebliebene ist, da Rußland dann schon den Orient und größten Theil Europa's beherrscht, sammt seinem Anhang in einem Kampfe leicht zu vernichten. —

14. Sollten aber, was nicht wahrscheinlich ist, beide Mächte auf den Vorschlag nicht eingehen, so ist es unumgänglich nothwendig, sie in einen Streit zu verwickeln, darin sie sich beide aufreiben. Dann muß Rußland, den entscheidenden Augenblick

benutzend, mit seinem in Bereitschaft stehenden Landheere Deutschland, und mit seinem Schiffsheere, unter denen viele asiatische Streiter, *) geführt durch das schwarze, baltische, mittelländische und Weltmeer, Frankreich überschwemmen. Sind diese beiden Staaten einmal unterworfen, wird uns der Rest Europa's (Osstátok Jewrópi) nur noch eine Schnuff (schtschjepótka) sein."

So kann und soll Europa unterworfen werden.

Ist das nicht eine höchst erbauliche russische Lection für den ganzen Occident?!

Doch beschwöret die Geister nicht frevelhaft!

---

*) Unter diesen asiatischen Streitern sind wohl die Baschkire, Bucharen, Kalmüken, Kirgisen u. s w. verstanden, welche die Artillerie auf den russischen Flotten unterstützen sollen; aber wir befürchten, daß diese armen Teufel mit sammt ihren Flitschenbogen und Spießen von den furchtbaren Geschützen der Endländer und Franzosen jämmerlich zusammengepfeffert werden würden. Aber malt nur nicht den Teufel an die Wand!

Das theure Grab auf dem Kirchhofe zu Coblenz.

Wenn ich, schon als Kind, als Knabe,
Auf den alten Kirchhof ging,
Weilt' ich immer an dem Grabe,
Wo der Kranz von Epheu hing.
Bei dem Kinde, bei dem Knaben
Blieb der Todtengräber steh'n:
„Liegt Dein Vater hier begraben,
Daß ich Dich so oft muß seh'n?"

„„Keinen von den Eltern, keinen
Birgt ein Hügel ringsumher,
Keinen hab' ich zu beweinen,
Doch das Grab da zieht mich her."" —
Wenn ich Gold und Silber hätte,
Wäre ich ein reicher Mann,
O, wie schön schmückt' ich die Stätte,
Alles wendet' ich daran!

Keine Ehrensäule, keine
Wappen schmücken dieses Grab,
Nur ein Kreuz aus rohem Steine
Man dem theuern Hügel gab.
Aber stiller Gottesfrieden
Leihet Glorie diesem Stein,
Säuselt um des hehren Müden
Hingesäetes Gebein;

Denn hier ruht ein treuer Jünger
Aus der frommen Christenschaar:
Schenkendorf, der Minnesinger,
Der so hold, so bieder war.
Schenkendorf, du Deutscher Ritter,
Zeuge Deutscher Herrlichkeit!
Kämpfen halfst du mit der Cither,
Siegen in der Knechtschaft Streit.

Als ein Jüngling zog ich ferne,
Weit bis hin nach Asia,
Und im Geiste sah ich gerne,
Was als Knabe oft ich sah:
Jenes Grab, das die Gebeine
Des Verklärten sanft umfing,
Und das Kreuz aus rauhem Steine,
Wo der Kranz von Epheu hing.

Heimgekehret sucht' ich lange
In der Hügel dichten Reih'n,
Bis ich, nach dem zweiten Gange,
Fand das Kreuz aus rauhem Stein.
Und nun weil' ich immer länger
An dem stillen Aschenhaus,
Wo der edle Deutsche Sänger
Ruhet nach dem harten Strauß.

Traulich lasse ich mich nieder;
Welche Farben, welch' ein Duft,
Alle Blumen seiner Lieder
Schmücken diese holde Gruft!
Wer viel Gold und Silber hätte,
Schöner könnt' der reichste Mann
Nimmer schmücken diese Stätte,
Wendet' er auch Alles d'ran.

Trüglich sind die Ehrenmähler
Mit des Ruhmes Strahlenkranz,
Sie verschweigen alle Fehler,
Prunken nur mit Tugendglanz.
Wenn die Prahlsucht in Ruinen,
In den Staub das Erz zerfällt,
Wird dein Hügel ewig grünen,
Schenkendorf, du Sängerheld!

Das verwais'te Mägdlein.
(Aus dem Klein-Rußländischen.)

„Heut' trug man meine Mutter
Hinaus aufs Leichenfeld,
Nun steh' ich ganz alleine
In Gottes großer Welt.
Wie war das Wetter schaurig!
Wie klein das Grabgeleit'!
Geladen hatt' ich Viele,
Doch Keiner hatte Zeit.

Ich stand allein am Grabe
Mit ungetheiltem Schmerz,
Der Todtengräber weint nicht,
Er hat kein menschlich Herz.
Ich hab nichts mehr zu eigen,
Mein Haus ist kalt und leer,
Mein lieber Allerliebster
Liebt mich seit lang' nicht mehr.

Doch lieb' ich ihn noch immer
Und lieb' ihn bis zum Tod,
Obgleich er mich verlassen
In meiner Pein und Noth.
Als nun mit süßem Frieden
Das Grab der Mutter lohnt'
Da führt' mich hin der Heimweg
Allwo mein Liebster wohnt.

Sein Fenster war halb offen
Er saß da lieb und traut
Bei einem hübschen Mädchen,
Das war die and're Braut.
Ich kann es gar nicht sagen
Wie's meine Seel' geschmerzt,
Als er das hübsche Mädchen
So minniglich geherzt.

Wo soll die Nacht ich bleiben
Mit meinem wehen Weh?
Am Kirchhof ist mein Bettlein,
Das ist der tiefe See!" —

Und als der Morgen schaute
In's Bettlein still und weich,
Da schlief das arme Mägdlein,
So ruhig und so bleich.

Ein altdeutsches Wort.

(Abgekürzt.)

Ich stamm' aus alter deutscher Zeit
Und bin ein Wort so deutsch wie Teut,
Das scheint wohl Manchem wunderbar,
Doch nenn' mich ihm, so wird's ihm klar;
Und haßt der Dän' den Deutschen auch,
Er spricht mich doch nach deutschem Brauch;
Den Namen einer Bitterkeit,
Von hohem Alter, deutsch wie Teut,
Den hänge mir am Ende an
Und ein Franzose bin ich dann;
Hängt man an mich das Vorwort in,
So bin ich Ruß im vollen Sinn,
Der Ruß versteht's, drauf wette ich,
Hängst Du das Vorwort an an mich;
Das Wörtchen am setz' vor mich hin,
So sieht man daß ich Perser bin;
Ein russisch Fürwort häng' mir an
Romanisch ist mein Ursprung dann
Doch werd' ich englisch sein im Nu,
Hängst noch ein römisch Wort dazu. —
Lies rückwärts mich, das Deutsch ist fort,
Ich bin ein alt slawonisch Wort;
Doch stell ich vor auf Deutsch ein Thier,
Hängst noch an's End ein Zeichen mir;
Willst Du, daß ich Araber sei,
So setz' ein Zeichen vorn mir bei. —

Das Wort, mein Leser, steht vor Dir
Als Sylbe steht's hier, nenn' es mir.